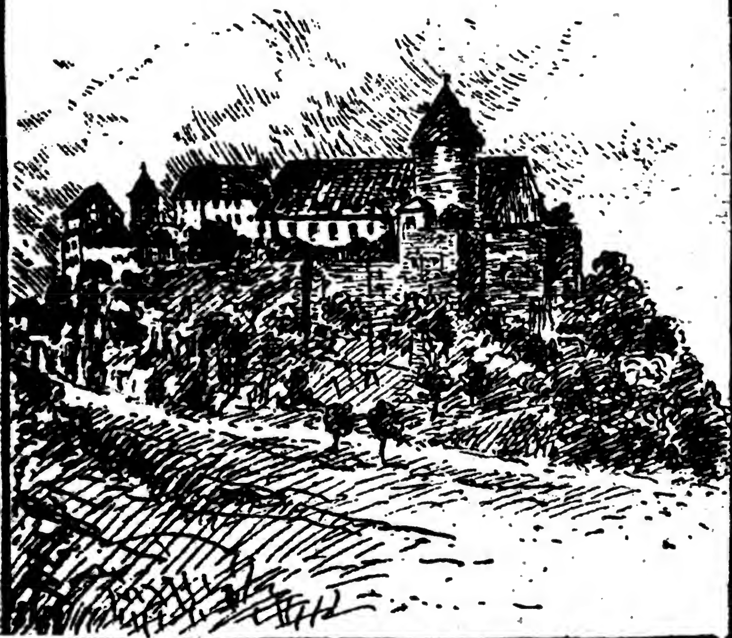


Waldeckische Landeskunde

Victor Schultze, Geschichtsverein für Waldeck und Pyrmont

Waldeckische Landeskunde





Fürst Friedrich zu Waldeck und Pyrmont
(nach dem Gemälde von Ludwig Keller 1906).

Waldeckische Landeskunde.

Im Auftrage

des Geschichtsvereins für Waldeck und Pyrmont

herausgegeben

von

Dr. Victor Schultze

Professor an der Universität Greifswald.

Mit 282 Abbildungen und 6 Tafeln.

Mengeringhausen 1909.

Kommissionsverlag der Weigelschen Hofbuchdruckerei.

Seiner Durchlaucht

Fürst Friedrich zu Waldeck und Pyrmont

Ihrer Durchlaucht

Fürstin Bathildis zu Waldeck und Pyrmont

ehrfurchtsvoll

zugeeignet

vom

Geschichtsverein für Waldeck und Pyrmont



Vorwort.

Die Waldecker sind ein Heimatvolk. Mag die Fremde sie in ihre Weiten bis über das Meer hin aufgenommen haben, mag der väterliche Boden im Kranz der hohen Berge sie tragen — Heimatliebe und Heimattreue halten die Volksgenossen mit starken Banden umschlossen wie Kinder desselben Vaterhauses.

Ihnen allen, nah und fern, bietet sich dieses Buch als Gruß und Gabe der Heimat an.

Als ich bald nach der Neugründung des „Geschichtsvereins für Waldeck und Pyrmont“ im Jahre 1901 den Gedanken einer „Waldeckischen Landeskunde“ im Vorstande anregte, wurde die Ausführung, obwohl sich der Verein damit große Opfer auferlegte, ohne Zögern beschlossen und mir anvertraut. Willige und kundige Mitarbeiter fand ich bald. Der Dank, auf den sie Anspruch haben, wird ihnen von den Lesern gewiß nicht versagt werden. Größere Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung der Abbildungen. Denn von vornherein stand bei mir fest, daß neben dem Worte das Bild in weitem Umfange zur Geltung kommen müsse. Fern von der Heimat, konnte ich selbst mit photographischen Aufnahmen nur geringes erzielen. Doch allmählich sammelten sich in wachsender Zahl Mithelfer, und das schöne Ergebnis ist die lange Reihe der Abbildungen, welche dem Werke einen besonderen Reiz und Wert verleihen.

Ehrfurchtsvoller Dank sei ausgesprochen Ihrer Durchlaucht der Fürstin Bathildis, welcher das Buch seine künstlerische und historisch charakteristische Erscheinungsform schuldet, und Ihrer Hoheit der Fürstin Witwe Louise, die ihre lebhafte Teilnahme an dem Unternehmen durch zahlreiche photographische Beiträge und die schöne Zeichnung der Stadt Landau zum Ausdruck gebracht hat.

Seine Durchlaucht der Fürst und das Landesdirektorium haben durch Beihülfen, für die wir unsern gehorsamsten Dank auch hier aussprechen, die bildliche Ausstattung wesentlich gefördert.

Eine große Anzahl von Photographien stellte freundlichst zur Verfügung Frau Professor Marie Kümmell in Hamburg. Mit dankenswerten Beiträgen beteiligten sich weiterhin Herr Regierungsrat Waldschmidt in Arolsen, Fräulein Martha von Rheinbaben auf Schloß Landau, Fräulein Schreiber in Eilhausen und die Herren Erich Dreves in Wellen, Dr. Jürges in Wiesbaden, Seidinger in Wildungen, Lehrer Münter in Sachsenberg, Rittmeister v. Studnitz in Bonn, Richard Röhr in Corbach, Albrecht Schultze und Lic. Uckeley in Greifswald. Die waldeckischen Berufsphotographen, die Herren Schubert in Wildungen, Molsberger und Huffert in Arolsen, Stremme in Corbach überließen in entgegenkommendster Weise ihre waldeckischen Bilder zur Benutzung. Eine Anzahl schöner Zeichnungen architektonischer Einzelheiten verdanke ich den Herren Architekten Griesche in Wildungen und Opfermann in Mengeringhausen und den Herren Gymnasiallehrern Hopff und Thiemann in Corbach, Herrn Lehrer Kliffmüller in Wildungen die sachverständigen Karten. Herr Hoflieferant Loewié in Arolsen hat bereitwilligst die Aufnahme der in seinem Verlage erschienenen Originalphotographie des Reiterbildnisses Sr. Durchlaucht des Fürsten gestattet. Mein Kollege, Herr Lic. Uckeley, stand mir in der Korrektur treu zur Seite.

So hat die selbstlose Mitwirkung vieler das erstrebte Ziel erreichen lassen, und die Mühen vieler Jahre haben sich in einem frohen Abschluß ausgelöst.

Möge das Buch auf seinem Gange zu den Landsleuten das sein, was es sein soll: ein beredter Verkündiger der herrlichen Eigenart unserer Heimat und ein lauter Mahner zu Liebe und Treue gegen sie.

Greifswald, 20. Januar 1909.

Victor Schultze.

Inhalt.

I. Das Fürstentum Waldeck.

II. Das Fürstentum Pyrmont.

III. Staat, Kirche, Schule, Militär.

Personenverzeichnis der Abbildungen.

Karten.

Verschiedenes.

Ortsverzeichnis der Abbildungen.

I.

Das Fürstentum Waldeck.

Erster Teil.

Das Land.

Von Karl Kliffmüller=Bad Wildungen.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom.
Eichendorff.

Lage und Grenzen.

In den westlichen Teil des Fürstentums Waldeck strecken sich die östlichen Ausläufer des Rothaargebirges hinein, jener ausgebreiteten Erhebung auf dem Hochplateau des rheinischen Schiefergebirges. Da auch die Bergmassen im Süd=Westen als die östlichen Ausgänge dieses Hochlandes anzusehen sind, so stellt sich der ganze Westen und Süd=Westen Waldecks als der Ostrand des rheinischen Schiefergebirges dar. Der östliche und nordöstliche Teil von Waldeck geht in das hessische Berg= und Hügelland über. Somit liegt unser Heimatland gerade da, wo zwei große deutsche Landschaftsgebiete, das gewaltige Plateau des rheinischen Schiefergebirges und die Weser=, Werra=, Fulda=Berglandschaft einander sich nähern; es bildet ein Verbindungsglied zwischen beiden. Ein drittes Landschaftsgebiet, die Münstersche Tieflandsbucht, nähert sich der waldeckischen Grenze von Nord=Westen her bis auf drei Meilen Entfernung. Waldeck gehört also zu den höchstgelegenen Landschaften des westlichen Mitteldeutschlands. Staatlich wird es vom Königreich Preußen, und zwar von den Provinzen Westfalen im Westen und Norden, von Hessen=Nassau im Osten und Süden begrenzt. Die benachbarten preußischen Kreise sind in Westfalen: Brilon, Büren und Warburg, in Hessen=Nassau: Wolfhagen, Fritzlar und Frankenberg. Die preußischen Enklaven, Kirchspiel Eimelrod und Dorf Höringhausen, gehören zum Kreise Frankenberg.

Auch historisch betrachtet, gewinnt die Lage unseres Fürstentums ein nicht geringes Interesse. Versetzen wir uns einmal im Geiste um 1100 Jahre

zurück in die Zeit Karls des Großen, jenes gewaltigen Kriegs- und Staatsmannes. Durch unser Land lief damals schon die Grenzlinie zwischen den beiden mächtigsten deutschen Volksstämmen der **Sachsen** und **Franken**.

Abb. 1. Gebirgs- und Flußkarte von Waldeck.

Bekanntlich teilte der große Frankenkönig sein Reich in Gaue ein, denen je ein Graf als höchster Verwaltungsbeamter vorstand. In diese Gau-

ordnung wurden nach Besiegung der Sachsen auch die Landschaften im Gebiet der Diemel und im mittleren und unteren Gebiet der Eder zusammengefaßt. Vielleicht erinnern daran heute noch die Kreise der Twiste, des Eisenbergs und der Eder.

Bodenbeschaffenheit.

Der natürlichen Lage unseres Heimatlandes entspricht die natürliche Einteilung und die eigene Bodengestaltung desselben. Der Westen und Süd-Westen Waldecks ist eigentliches Gebirgsland, bestehend aus unregelmäßig durch Längs- und Quertäler zerteilten Bergmassen von verschiedener Richtung. Hochragende Kuppen wechseln mit langgestreckten Bergriesen, dazwischen liegen tief eingeschnittene Täler, enge Schluchten oder auch wieder breite, offene Talmulden. Das Innere der Berge und auch der tiefere Boden der Täler bestehen hauptsächlich aus Ton und Kieselschiefer und Grauwacke oder Grauwackenschiefer. Mit Schiefer wechsellagert auch Kalkstein von grauer, dunkler oder graublauer Färbung, und wo dieser kohlige Teile annimmt, geht er in schwarzen Marmor über. (Giebringhausen, Willingen, Rhena, Wildungen). Die Felsbildungen im Schiefergebiet bestehen zumeist aus Grauwackenschiefer. Verwitterte Grauwacke liefert guten Waldboden. Bemerkenswert sind die reichlich vorhandenen Einlagerungen von Roteisenstein (Martenberg bei Adorf).

Das höchste Schiefergebirgsland im westlichen Waldeck, bis zu 850 m Meereshöhe aufsteigend, ist das Upland (Oberland). Die Berglandschaften im Süd-Westen nennt man das Gebiet der Walddörfer und das Ederwaldgebirge. Die östlichen Grenzorte des Schiefergebietes, das etwa ein Drittel unseres Landes einnimmt, sind von Norden nach Süden folgende: Borntosten (Kreis Brilon), Wirmighausen, Helmscheid, Lelbach, Lengefeld, Immighausen, Böhl (Kreis Frankenberg in Hessen-Nassau), O.-Werbe, Affoldern, Wildungen-West, Braunau. Von hier geht eine Fortsetzung über Jesberg (Kreis Fritzlar) hinüber nach der Fulda. Die Abhänge, Gipfel, Kuppen und Rücken der Berge sind mit ausgedehnten dichten Waldungen bedeckt, so daß dieses Schiefergebiet Waldecks mit Recht als ein Waldgebirge bezeichnet werden kann. Dem auf hohem Berggipfel umschauenden Auge bietet sich das Schiefergebirge mit seiner verwirrenden Mannigfaltigkeit der Bergformen in eindrucksvoller Großartigkeit.

Das Sandsteingebiet, mehr als ein Drittel des Landes umfassend, zeigt mildere Formen. Es erscheint als ein nach Osten sich senkendes,

gut bewaldetes Hügelland mit sanft geschwungenen Höhenzügen und wellenförmigen Erhebungen von verschiedener Richtung. Ein Höhenzug, ziemlich in der Mitte des Landes sich erhebend, bildet die Wasserscheide zwischen den beiden Flußgebieten unseres Landes und streicht ins Hessische hinüber, ohne jedoch einen deutlichen Zusammenhang mit dem Habichtswalde erkennen zu lassen, der übrigens auch vorzugsweise als eine Basaltmasse frei und steil sich erhebt. Die nördlichen Landschaften des Sandsteingebietes lassen sich als der ausgebuchtete Südrand der Paderbornischen Hochebene betrachten, die im Diemeltale bei Wrexen einen schmalen Durchbruch erhielt. In der Umgebung von Freienhagen nimmt der aus dem Twistetal ziemlich steil aufsteigende Höhenzug dieser Gebirgsformation den Charakter einer Hochebene an, erreicht dort in der „Stirn" 476 m Meereshöhe und zieht dann als breiter Bergrücken in südöstlicher Richtung mit sanften östlichen und westlichen Abstufungen in steter Absenkung nach der Eder hin. Wenn auch, von einzelnen Tälern aus gesehen, die Bodenerhebungen dieses Gebietes schon in beträchtlicher Höhe erscheinen, so entbehrt das Sandsteingebirge, wie wir diesen Teil Waldecks nennen, doch der bedeutenden Berggipfel und hochragenden Kuppen, der tiefgefurchten Täler und engen Schluchten. Felsenbildungen kommen in ihm ebenfalls vor. Der bunte Sandstein scheidet sich in zwei übereinander lagernde Hauptschichten, deren untere einen roten sandigen Ton mit dünneren Schichten feinkörnigen Sandes enthält (Freienhagen), während die obere Lagerung ganze Bänke festen Sandsteines aufweist (Wrexen). Außerdem finden sich im Sandsteingebiet große Tonlager (Rhoden, Mühlhausen), Gipsstöcke und Lager von Kupfersanderzen. Hervorzuheben ist der vielverbreitete Muschelkalk, der sich zum Brennen sehr wohl eignet und der dem Ackerboden die den Pflanzenwuchs fördernde Menge der Phosphorsalze gibt (Wethen, Herbsen, Cülte, Züschen). Das Buntsandsteingebiet hat im ganzen fruchtbareren Ackerboden als das Schiefergebirge. Seine Westgrenzorte sind Hesperinghausen, Gembeck, Berndorf, Alraft, Waldeck, Bergheim, Wildungen-Ost. Die meisten seiner Höhen deckt schöner Laub- oder Nadelwald, und der Wanderer findet hier reizende Landschaften voll Anmut, Naturleben und Naturfrieden.

In der Mitte zwischen beiden genannten Gebirgsarten liegt der schmale Streifen der Kupferschieferformation. Eine selbständigere Entwicklung nimmt dieses Gestein in der Umgebung von Adorf und Mühlhausen und in der flachen Hochebene bei Goddelsheim. In ihm kommt der Rauh-

kalk (Zechstein) teils in derberen Massen, teils als Bedeckung vor (Canstein, Vasbeck). Der Kalkstein birgt auch Nester eines ausgezeichneten Kalkmergels (Adorf, Vasbeck, Alraft, Waldeck). Der Kalkstein dieser Kupferschieferbildung besitzt übrigens nicht den Wert des graublauen Kalkes im Schiefergebirge.

Außer dem Corbacher Hochlande und den ebenen Talbreiten an den Flüssen gibt es in Waldeck keine Ebenen von größerem Umfange.

Auch in unserem kleinen Ländchen zeigen sich erkennbare Spuren von verschiedenen Bildungen der oberen Erdschichten. Feuerflüssige Massen aus dem Erdinnern haben die früheren Formen der Erdkruste durchbrochen, gehoben, gebogen, zerbrochen und verworfen. Der Basalt, der den Sandstein durchbrach, findet sich in unserm Lande nur in geringen Überlagerungen (bei Züschen, Landau, Cülte u. a. O.). Das Grauwacken- und Tonschiefergebirge wurde vom Grünstein, der den Basalt hier vertritt, vulkanisch durchbrochen (Wildungen, Braunau, Kleinern, Armsfeld). Die Erforschung der wunderbaren Erdkrustenbildung hat uns ferner Kunde davon gegeben, daß auch Teile unseres Waldeckerlandes, die in Urzeiten Meeresboden gewesen sind, durch gewaltige Kräfte gehoben wurden, während andere Gebiete desselben Landes sanken. Zahlreiche im Schiefer- wie im Sandsteingebiete aufgefundenen Versteinerungen aus dem Tier- und Pflanzenreiche (Muschelversteinerungen, Fisch- und Schilfabdrücke) liefern dazu den deutlichen Beweis.

Die Bewässerung.

Den reichlichen Niederschlägen in den Wäldern verdankt das Land seinen Quellenreichtum. Der Wald bewahrt wie ein lockerer Schwamm die Feuchtigkeit, wird zur großen Wasservorratskammer und gibt reichliche Überschüsse wieder ab, die in vielen klaren Quellen zu Tage treten. Durch jedes Tal, jede Schlucht rieselt oder rauscht ein Bach. Sämtliche fließende Gewässer unseres Landes werden in der Eder und Diemel der Weser zugeführt, so daß Waldeck nur dem Gebiete dieses deutschen Stromes angehört. Die hohe Wasserscheide zwischen Rhein und Weser rückt auf zwei Stellen an die waldeckische Landesgrenze heran, und zwar scheiden der Hoppern im Uplande und die Aschkuppe bei Hundsdorf diese beiden Stromgebiete. Zwischen den beiden Hauptflüssen Waldecks, der Eder und der Diemel, geht der bereits erwähnte Höhenzug der Wasserscheide vom Kahlen Pön (Diemelquelle) über den Widdehagen, Gelben

Stucken, um Corbach nordwärts herum, über die Marke, den Schiebelscheid bei Sachsenhausen, die Stirn und den Opferberg bei Freienhagen ins Hessische. Bis an den Fuß des Quast behält die Diemel im ganzen nordöstliche Richtung, und nachdem ihr Lauf die Nordgrenze des Fürstentums umsäumt hat, fließt sie an der westfälischen Stadt Warburg vorbei, bewässert die fruchtbaren Niederungen des hessischen Kreises Hofgeismar und mündet bei Carlshafen in die Weser. Sie empfängt an Zuflüßchen: von links Itterbach und Hoppeke, von rechts Rhena, Orpe und Twiste mit Watter. Die Eder entspringt am Ederkopfe im Rothaargebirge, fließt in ihrem Oberlaufe durch den westfälischen Kreis Berleburg, dann durch die Kreise Biedenkopf (Bez. Wiesbaden) und Frankenberg (Bez. Cassel). Oberhalb Bringhausen tritt sie in das Fürstentum Waldeck, das sie auf einer 24 km langen Strecke in vielen Windungen durchströmt. Unterhalb Mandern beginnt ihr Unterlauf, sie wendet sich dann gegen die alte Bonifatiusstadt Fritzlar, nimmt bei Altenburg die Schwalm auf und vereinigt sich bei Grifte mit der Fulda. Der Eder eilen aus Waldeck folgende Gewässer zu: von links die Nuhne (an der Grenze südwestl. von Sachsenberg), Orke, Itter, Netze, Böhner Bach, Elbe; von rechts Banfe, Wese und Wilde. Zur Schwalm fließt die aus einem Hundsdorfer Waldgrunde kommende Urfe.

Alle waldeckischen Gewässer haben den größten Teil des Jahres über klares Wasser, viele zeichnen sich auch durch einen guten Bestand wohlschmeckender Fische aus. In trockenen Sommern sind diese Gewässer zumeist plätschernde, harmlose Waldbächlein, aber nach anhaltenden Regengüssen im Herbst und nach starken Schneeschmelzen im Frühjahre führen sie ungeheure trübe Wasserfluten im rauschenden Falle reißend und schäumend durch die Talgründe hin. Frühzeitig benutzten die Anwohner in den Tälern die Wasserkräfte zu gewerblichen Zwecken. Von größeren Teichen sind zu erwähnen: der Klosterteich zu Volkhardinghausen, Jeppenteich und Höhnscheiderteich bei Freienhagen, der Selbacher Teich und die Teiche zu Arolsen, Wildungen, Stift Schaaken und bei Rhoden. Alle diese kleinen stehenden Gewässer werden selbstverständlich unbedeutend sein gegen den vorbereiteten Stausee im Edertale mit seiner gewaltigen Wasserfülle und seiner mächtigen Flächenausdehnung. Auch der geplante Stausee der Diemel wird eine ansehnliche Größe erhalten.

Klima, Anbau und Gaben.

Waldeck besitzt infolge seiner Höhenlage, seines Waldreichtums und seiner reichen Bewässerung im ganzen das gesunde gemäßigte Klima der deutschen Mittelgebirge. Die Wärme erreicht nicht die Höhengrade der nördlicher, aber tiefer gelegenen Länder Deutschlands. Es liegt nahe, daß ein Land mit einem so vielfältigen Wechsel von Berg und Tal, Hügelland und Hochland und den verschiedenen Bodenarten und Bodenbenutzungen auch eine Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse in seinen eigenen Landschaften aufweist. Rauh und kalt ist der westliche Teil, das hochgelegene Schiefergebiet, das lange und schneereiche Winter hat. Die nahe gelegene Münstersche Tieflandsbucht und die nordwärts gerichtete Abstufung vieler Höhenzüge gestatten den kalten Nord- und Nordost-Winden ungehinderten Durchzug. Milder sind die Abdachungsflächen des Sandsteingebirges, dessen Gestein wärmeempfänglicher ist. Am mildesten sind die durch mächtige Wälle hoher Bergrücken gegen rauhe Winde geschützten Tallandschaften, namentlich an der Eder, Orke, Twiste und Aar. So tritt die Ernte im Edertale 14 Tage früher ein als auf dem Hochlande von Corbach und beginnt mit demselben Zeitmaß noch später im Uplande. Überall aber umweht uns die frische, reine, klare Luft, von keiner großen industriellen Anlage beeinträchtigt. Außer Bad Wildungen sind noch mehrere Orte Waldecks das Ziel zahlreicher Sommerfrischler und Erholungsbedürftiger geworden.

Der Wechsel von Berg und Tal, Wald und Feldflur, höherer oder tieferer Lage übt auch seinen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens aus. Fruchtbar ist derselbe in dem Gelände der sanften Gehänge der Berge und Hügel und in den Talbreiten der Flüsse, besonders an der Eder, Orke, Twiste, Orpe und der Diemel bei Wethen sowie auf den Höhenlandschaften von Corbach und Goddelsheim. Der Boden des Schiefergebietes ist im allgemeinen deshalb von geringerer Fruchtbarkeit, weil sein felsiger Untergrund und die dünne Ackerkrume ihn im Winter sehr kalt und im Sommer zu trocken werden lassen. Die steile Lage der Saatfelder an Bergabhängen erschwert zudem den Ackerbau außerordentlich. Doch haben hier Fleiß und Umsicht des Landmannes vieles von dem ersetzt, was die Natur versagte, und so liefern die Gemarkungen der Dörfer des Uplandes und der Walddörfer in manchen Jahren noch befriedigende Mittelernten. Bessere Erträge erzielt der Landmann auf dem gemischten

Sand-, Lehm-, Kalk- und Mergelboden der Zechstein- und Buntsandsteinformation. Da, wo Kalk und Schieferboden die Grundlage bilden, finden wir selten vorkommende Blütenarten. Geerntet werden in unserm Lande

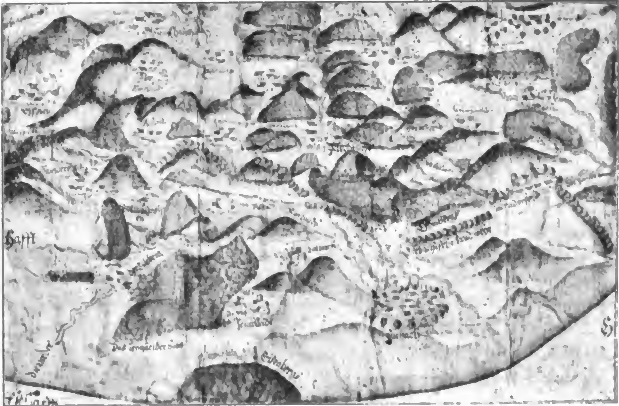


Abb. 2. Aus der ältesten Landkarte von Waldeck vom Jahre 1575.

alle bekannten Halm- und Hackfrüchte und vorzügliche Futterkräuter. Städte und Dörfer sind von baumreichen Obstgärten umgeben, besonders im Edertale und in der Umgebung von Wildungen. In fruchtbaren Jahren übersteigen die Obsternten den einheimischen Bedarf um ein beträchtliches, und große Mengen von Kern- und Steinobst werden für die Frankfurter Gegend und für die Industriestädte Westfalens aufgekauft. Die wohlschmeckenden Waldbeeren (Himbeeren, Erdbeeren, Heidel-, Preißel- und Brombeeren) geben den Gebirgsbewohnern einen erwünschten Nebenverdienst, der von Kindern und Frauen eingebracht wird. In den letzten Jahrzehnten hat die Bereitung von Obstweinen, Fruchtsäften und Gelees aus Garten- und Waldbeeren bei uns in Stadt und Land ganz erstaunliche Verbreitung gefunden. Eine Wertberechnung dieser in Wildungen für den Winter zubereiteten Fruchtgaben erreichte den stattlichen Betrag von 4200 Mk. Welche Geldsummen sind doch für fremde Fruchtkonserven

zuvor in Waldeck verausgabt worden! Flachs wird noch in vielen Gemarkungen beider Gebirgsgebiete gebaut. In den Bauernhäusern der Walddörfer, teilweise auch des Uplandes, in der Umgebung des Langen Waldes und im roten Lande schnurren noch, an Winterabenden das eintönige Lichtstubenleben erheiternd, die Spinnräder der Mädchen und Frauen. Man hört dort noch überall den Taktschlag des Webstuhls zur Bereitung der benötigten Leinwand, die auf der nahen Wiese oder im Garten wochenlang gebleicht wird, damit sie die blendend weiße Farbe erhalte. Die Wiesen nähren einen wertvollen Viehbestand, dessen Pflege in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewandt wird. Ein letzthin aufblühender Zweig der Landwirtschaft ist die Verwertung der Milch in Molkereien, deren Erzeugnisse einen weitgehenden Absatz finden. Dem Wanderer bieten die eingezäunten Weideplätze und Fohlenkämpe ein Bild jungfrischen, naturkräftigen Lebens der Haustierwelt (Züschen). Wenn auch die Schafzucht infolge der Zusammenlegung der Ackergrundstücke zurückgegangen ist, so hat dagegen die Schweine- und Geflügelzucht eine Förderung erfahren. Die Verwaltungen der großen Domänen und die Vereine zur Hebung der Landwirtschaft und des Obstbaues, nicht minder die zahlreichen Genossenschaftskassen haben dem waldeckischen Landwirte Lehre, Anregung und tatkräftige Hilfe zugewandt. So ist die Landwirtschaft in unserm Waldgebirgsländchen zu erfreulicher Blüte gefördert. Die Berge tragen die dichtesten Waldungen starkstämmiger Eichen, Buchen und Fichten. Die kräftige Eiche, die Königin der Wälder, war allerdings infolge starker Abholzung in ihrer Verbreitung etwas zurückgegangen, doch werden



Abb. 3. Eülte.

sich aus jungen Beständen in einigen Jahrzehnten wieder geschlossene schöne Eichenwälder entwickelt haben (Wildunger, Freienhagener, Hundsdorfer Forst). Wo über den Baumwipfeln der Waldberge anhaltend Rauchwolken aufsteigen, da bereitet der rußige Köhler in Meilern aus Buchenscheiten die geschätzte Holzkohle für Klempner und Plättnerinnen. Daß in einem waldreichen Lande auch der Wildbestand von Bedeutung ist, kann nicht Wunder nehmen. Reh, Hase, Dachs, Fuchs, wildes Kaninchen sind überall an den ihnen zusagenden Waldplätzen anzutreffen. Durch das weite Waldrevier schreitet der stattliche Hirsch, im dichten Tannendickicht hat das Wildschwein sein Versteck, das leider dem Landmanne oft erheblichen Schaden zufügt. Die Jagd in den idyllischen Waldgründen des westlichen und nördlichen Waldeck ist ein gutbezahltes Vergnügen für Großindustrielle aus den Fabrikstädten Rheinlands und Westfalens. Wald und Flur werden von Singvögeln belebt. In törichtem Eifer wird allerdings in verkoppelten Gemarkungen durch unnötiges Ausroden von Hecken und Sträuchern an Wegrändern der Vogelwelt viel geschadet, zu großem Nachteil der Landwirtschaft.

Das Mineralreich bietet in Grauwacke und Basalt das benötigte Material zum Straßenbau. Feste Basaltsteine werden allerdings jetzt vielfach auch von fernher auf dem Schienenwege zugeführt. Der Kieselschiefer läßt sich in Tafeln bergmännisch abbauen. Bausteine liefert das Sandsteingebiet in einzelnen Gruben. Bedeutend ist die Benutzung des roten und weißen Sandes zur Mörtelbereitung. Kalk findet ebenfalls teils zum Häuserbau, teils in der Landwirtschaft Verwendung. Der in früheren Zeiten betriebene Bergbau auf Metallerze mußte leider wegen des kostspieligen Transports der Erze nach den Hüttenwerken bis auf den Betrieb des Bergwerks zu Adorf nach und nach eingestellt werden. Hoffen wir, daß es dem kundigen Bergmanne, dem umsichtigen und strebsamen Industriellen und dem gewandten Geschäftsmanne gelingen möge, dann, wenn neue Verkehrswege durch unser Heimatland gebahnt und eröffnet sind, die verborgenen Schätze desselben noch mehr zu heben und in Vertrieb zu setzen.

An gewerblichen Anlagen sind zu nennen und geben einer Reihe von Arbeitern Verdienst: die Pappfabriken in Wrexen, die Holzspulenfabrik in Twiste, die Holzsägewerke zu Sachsenberg, Wildungen, Braunsen und Cülte, die kleinen Maschinenbauanstalten zu Corbach, Wetterburg, Hesperinghausen und Albertshausen und andere. Das Baugewerbe hat einen reg-

samen Betrieb zu Wildungen, Corbach und Arolsen. In Corbach wird eine neue Fabrikanlage entstehen. Das Kleingewerbe und das ehrsame Handwerk des kleinen Meisters nähren, mit Fleiß und Geschick betrieben, in unsern kleinen Städten und Landgemeinden immer noch jedes seinen Mann, zumal große industrielle Anlagen in Waldeck noch gänzlich fehlen.

Handel und Verkehr.

Handel und Verkehr werden bedingt durch die bequeme und schnelle Verbindung mit den volkreichen Städten der preußischen Nachbarprovinzen, durch die heimatliche Bodenbenutzung und den Umfang gewerblicher Betriebe. Dem geschäftlichen Verkehre nach außen und innen leistet die über Arolsen und Corbach führende Durchgangsbahnlinie Warburg—Marburg erwünschte Förderung; ihre Vorteile kommen hauptsächlich den



Abb. 4. Wetterburg.

benachbarten Orten des Twister und Eisenberger Kreises zu gute. Die Hauptbahn Cassel—Hagen führt um den Norden und Nord-Westen Waldecks herum und hat nur für die ihr nahe liegenden Grenzorte unseres Heimatlandes Bedeutung. Die nur 17 km lange Bahn Wabern—Wildungen, von der Main-Weserbahn abzweigend, förderte die Verkehrsinteressen des südlichen Teiles des Eder-Kreises. In nächster Zukunft wird sich Waldeck eines direkten Anschlusses an die kohlenreichen Gebiete Westfalens erfreuen können durch die projektierte und schon im Bau

begriffene Durchgangsbahn Wildungen—Corbach—Brilon-Wald. Wird die Strecke Wabern—Malsfeld auch noch ausgebaut, so wird ein ziemlich gerader Schienenweg von Thüringen nach Westfalen durch Waldeck führen. An Landstraßen besitzt Waldeck zwei von Nord nach Süd führende Längsstraßen, die eine von Wrexen nach Arolsen und über Corbach und Sachsenberg nach Frankenberg, die andere, von dieser bei Mengeringhausen abzweigend, über Sachsenhausen nach Wildungen; und drei von West nach Ost laufende Querstraßen, und zwar von Canstein über Massenhausen, Arolsen nach Volkmarsen; von Brilon-Wald über Willingen, Usseln, Corbach, Sachsenhausen, Freienhagen nach Wolfhagen; von Haina und Löhlbach über Hundsdorf, Wildungen nach Fritzlar. Ein Netz guter Gemeindestraßen verbindet alle Wohnorte untereinander und mit den Kreishauptorten. — Hingewiesen sei hier auch auf die 33 m hohe Talbrücke im Netzetale unterhalb Buhlen, die großartigste Verkehrsanlage, die Waldeck zunächst besitzt. Über den mächtigen Bau läuft der Schienenweg Wildungen—Corbach, und durch eine der hoch überwölbten Öffnungen zwischen den gewaltigen Zementbeton-Pfeilern führt tief unten die Staatsstraße Wildungen–Sachsenhausen–Corbach und Arolsen.



Abb. 5. Burghaus in Wetterburg.

Da Landwirtschaft den Haupterwerbszweig der Waldecker bildet, so haben wir natürlich eine namhafte Ausfuhr von Früchten, von Mast- und Zuchttieren, dagegen aber auch eine nicht unbedeutende Einfuhr von landwirtschaftlichen Maschinen, fremden Saatfrüchten, Kunstdünger, Eisenwaren, Kleidungsstoffen &c. zu verzeichnen. Die Holzausfuhr ist bereits erwähnt. Hervorzuheben ist die Ausfuhr der Mineralien aus Berg- und Grubenbau, der Versand der

Erzeugnisse aus den oben genannten gewerblichen und industriellen Anlagen, der Mineralwässer von Wildungen nach fast allen Großstädten Europas und vielen überseeischen Orten. Das Kleingewerbe und Handwerk dient mit seinen Erzeugnissen dem heimatlichen Bedarfe.

Die alten Stammesunterschiede zwischen Franken und Sachsen haben sich bis heute im Volkscharakter, in Sprache, Sitten und Hausbau erhalten. Die nördlichen Grenzorte der Franken sind: Netze, Waldeck, Nieder-Werbe; dann springt die Grenze der Stammeszugehörigkeit von da hinüber nach Hallenberg in Westfalen. Der sächsische Volksmann ist ernst, schweigsam, bedächtig, sinnig, bieder, der Franke äußert lebhaftes Temperament, ist mitteilsam, fröhlich, anstellig. Der Waldbewohner zeigt sich vor dem Bewohner des freien Landes schüchterner und genügsamer. Weise Mäßigung, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und geistige Regsamkeit erhalten dem waldeckischen Volke die leibliche und geistige Rüstigkeit.

Die Burg Waldeck auf der Felsenhöhe über dem Edertale gab dem Lande seinen Namen. Aus den kleinen Burgherrschaften in den alten Gauen sind allmählich die Ämter entstanden; 1816 wurde das Land in Oberämter eingeteilt, seit 1853 besteht die heutige Kreiseinteilung (Twister, Eisenberger und Eder-Kreis). Haupt- und Residenzstadt ist Arolsen. Das Land hat einen Flächeninhalt von 1055,43 qkm mit annähernd 50000 Einwohnern. Waldeck ist ein konstitutioneller Staat mit erblicher Fürstenwürde. Seit 1893 regiert Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865.

Gehe nun im Geiste mit, lieber Leser, die schönen Landschaften Waldecks zu durchstreifen und hie und da an denkwürdigen Orten oder reizenden Erdfleckchen zu Betrachtungen auszuruhen. —

Landschaftsbilder.

In der Heimat ist es schön,
Auf der Berge lichten Höhn,
Auf den schroffen Felsenpfaden,
Auf der Fluren günen Saaten,
Wo die Herden weidend gehn.
In der Heimat ist es schön.

In der Heimat ist es schön,
Wo die Lüfte sanfter weh'n,
Wo des Baches Silberwelle
Murmelnd eilt von Stell' zu Stelle,
Wo der Eltern Häuser steh'n.
In der Heimat ist es schön.

Krebs.

Arolsen und seine Umgebung.

Der kleine Eisenbahnzug führt uns von der Höhe des Bahnhofs der Diemelstadt Warburg hinab und das flache, grüne Twistetal hinauf. Aus

der Nähe tauchen rechts bewaldete Höhen, aber auch waldfreie, langgestreckte Bergrücken empor, das ist das nächste Bergland von Waldeck. Auf einer Hochebene vor uns liegt die kleine freundliche Residenzstadt Arolsen. Aus der Niederung, dicht an der Verkehrsstraße, tritt ein abgerundeter Kegel vor, der Lammsberg, das kleine Basaltmassiv einer vulkanischen Erhebung durch den Buntsandstein. Vor der Twistetalebene an einem Hügelabhange breitet sich Cülte (Abb. 3) aus, das erste waldeckische Dorf, das wir, aus dem unteren Twistegrunde kommend, begrüßen. Der einwärts geknickte, nach oben spitz zulaufende Kirchturm unterbricht gefällig die Einförmigkeit der geradlinigen Giebelfelder der Nachbarhäuser. Langsamer fährt der Zug, wir steigen die südliche Berglehne eines Waldbachtälchens hinan. Auf einer Anhöhe schimmern aus dem Grün der Obstbäume rote, hohe Ziegeldächer und weißgetünchte Wände einiger Landhäuser hervor, es ist Wetterburg (Abb. 4 u. 5) auf einer gestreckten Landzunge, die sich in den Winkel zwischen der Twiste und der hier einmündenden Aar legt. Ihre Längsseiten fallen als ziemlich steile Abhänge in die beiden Wiesentäler hinab. Drüben auf der Höhe befand sich ehemals eine gräfliche Burg, von der noch schwache Mauerreste und zwei Keller vorhanden sind. Zwischen zwei mächtigen Laubbäumen, deren Kronen fast bis zum Erdboden herabreichen, steht noch ein altes Wirtschaftsgebäude mit Wappen, als Zeuge der Vergangenheit hoch über die Landschaft emporragend. Inmitten des engen, kühlen Waldgrundes liegt der Haltepunkt der Bahn für Arolsen-Ost, das besuchte Fischhaus (Abb. 6). Ein Fischteich, eine Badeanstalt, das einfache, hübsche Wohnhaus des Fischwärters, auf welches die von Singvögeln belebten Bäume so traut herniederschauen, und die angenehme Kühle in heißer Sommerzeit haben dieses Plätzchen zu einem beliebten Ausflugsorte der Arolser gemacht. Das Dampfroß zieht keuchend den Zug an den Hängen des Tälchens hinauf, der Wald tritt zurück, wir befinden uns im Hügellande, fahren über der Höhe des Dorfes Helsen



Abb. 6. Das Fischhaus.

hin, und Arolsen ist erreicht. Eine gerade, mit Linden umsäumte Straße führt in die vor uns liegende Stadt, in der wir ein gastliches Unterkommen finden.

Die Residenzstadt Arolsen.

Friedrich Anton Ulrich, geboren zu Landau am 27. November 1676, von 1706 bis 1711 regierender Graf und von 1711 bis 1728 regierender Fürst, hat den zweifachen Ruhm, Erbauer des Schlosses und Gründer der Stadt Arolsen zu sein. Mit dem Gedanken, ein Schloß zu bauen, um dorthin dauernd die Residenz und den Sitz der Regierung zu verlegen, mußte sofort der weitere sich verbinden, für die Diener des Hofes und die Behörden des Landes mit dem notwendigen Gefolge von Handwerkern und Kaufleuten in nächster Nähe einen Wohnplatz zu schaffen. Die ältesten Pläne, welche Schloß und Stadt zugleich umfassen, bezeugen die Einheit beider Gedanken.

Die Stätte, an welcher im Jahre 1710 der Grundstein des Schlosses gelegt wurde, hatte bereits ihre Geschichte. Hier stand, vermutlich schon im sechsten Jahrhundert, ein sächsischer Edelhof, der nach seinem Begründer oder Besitzer Haroldeshusen, Haus des



Abb. 7. Das Fürstliche Residenzschloß.

Harold, genannt wurde. Als ums Jahr 1100 das Geschlecht im Mannesstamm erlosch, sammelte die überlebende Witwe Gepa, dem Zuge der Zeit und ihres Herzens folgend, eine Anzahl gleichgesinnter Jungfrauen zu einer klösterlichen Gemeinschaft, die nach den Regeln des hl. Augustinus lebte. Ihrem Werke größere Bedeutung, festeren Halt und eine sichere Zukunft zu verschaffen, gab sie im Jahre 1131, unter ausdrücklicher Zustimmung

ihrer 3 Töchter Luthrud, Mechtild und Bertha ihre Besitzung Arolдessen dafür hin. Das Geschenk wurde vom Bischof von Paderborn angenommen.

Das Kloster gelangte im 13. und 14. Jahrhundert zu hoher Blüte, verfiel aber dann äußerlich und innerlich so schnell und gänzlich, daß der fromme Graf Otto III. sich genötigt sah, das bisherige Nonnenkloster 1493 in ein Mönchskloster umzuwandeln und den Antoniusherren (Töngesbrüdern) zu überweisen, die schon seit längerer Zeit als besonders rührige Landwirte in der Gegend von Herbsen, Hörle und Schmillinghausen tätig gewesen waren. Auch in Arolsen blieb der Erfolg nicht aus. In kurzer Frist erhoben die umsichtigen und fleißigen Antoniter das Kloster wirtschaftlich zu einer solchen Höhe, daß es bald das reichste und angesehenste unter den Klöstern des Landes wurde.

Der Einzug der Reformation brachte den Auszug der Ordensleute. Graf Philipp III. hob im Jahre 1526 das Kloster auf. Der letzte Vorsteher wurde bald nachher evangelischer Pfarrer in Schmillinghausen. Das Kloster selbst aber wurde durch Aus- und Neubau zu einem mit Wall und Graben befestigten Schlosse umgewandelt, welches bis 1710 bestand.

Verschiedenen Kriegsstürmen widerstand es, nicht aber den Wetterstürmen und dem Zahn der Zeit. Nach 180jährigem Bestehen war es so baufällig geworden, daß auch eine noch so gründliche Ausbesserung den Schaden nicht mehr zu heilen vermochte.

Zu der Notwendigkeit eines Neubaues gesellte sich bei dem jungen Grafen Ulrich, welcher schöne Fürstensitze, namentlich in Frankreich, kennen gelernt hatte, eine unverkennbare Baulust. Mit großem Eifer widmete er sich dem Neubau, der unter der Leitung



Abb. 8. Der Ostflügel des Schlosses.

des Baumeisters Horst, eines geborenen Herforders, und später unter der des Baudirektors Rothweil in 10 Jahren wenigstens soweit vollendet wurde, daß er am

13. September 1720 nach vorhergegangenem Gottesdienst (Hofprediger Meisner in Helsen predigte über 2. Sam. 7: „So hebe nun an und segne das Haus Deines Knechtes") bezogen werden konnte. — Nach seiner Lage und Anlage, seinen prächtigen Räumen, breiten Korridoren und Kunstschätzen — es sei nur an die Sammlung der pompejanischen Altertümer erinnert — ist das Schloß zu den bemerkenswertesten Deutschlands zu zählen (Abb. 7—10).

Die Residenz war da. Nun mußte die Stadt hinzukommen. Sie entstand im völligen Gegensatz zu den um 500 Jahre älteren Schwestern im Lande. Im 12. Jahrhundert suchten die Bürger den Schutz der befestigten Residenz; im 18. suchte die Residenz die Bürger. Schon am 20. September 1719 hatte der Fürst durch ein zu Luisenthal gegebenes Dekret zur Ansiedlung aufgefordert. Er versprach unentgeltliche Überlassung von Grund und Boden für Wohnung, Hof und Garten, Bereitstellung der Baumaterialien an Steinen, Kalk und Holz, 15 jährige Befreiung von sämtlichen Abgaben, Zollfreiheit aller Mobilien und Waren, welche die Neuankommenden mit sich bringen würden; dagegen verlangte er den Ausweis eines Besitzes von mindestens 1000 Gulden, „damit die Stadt nicht mit unvermögenden Einwohnern angefüllt werde." — Der Bauplan war bereits fertiggestellt. Es schwebte über ihm der Genius des Lineals. An schnurgeraden Straßen sollten in gleicher Entfernung von einander abwechselnd drei- und fünffenstrige, zweistöckige Häuser mit hohem Mansardendach sich erheben, wie sie uns heute noch in dem älteren Stadtteile entgegentreten. Geplant war eine breite, vom Schlosse aus zur Rechten und Linken laufende Hauptstraße, die in einiger Entfernung, östlich und westlich,

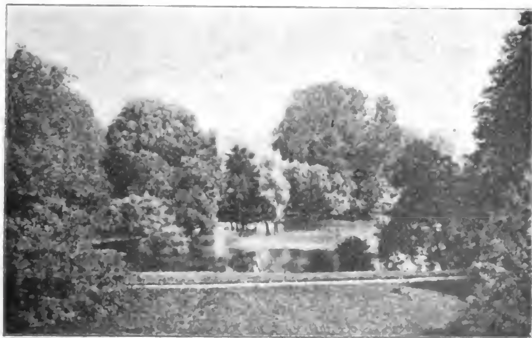


Abb. 9. Der Schloßpark.

durch je eine Kreuzstraße rechtwinklig durchschnitten werden sollte. Dieser Plan ist im Laufe der Zeit nur teilweise zur Ausführung gelangt. Nur die nach Westen laufende Hauptstraße mit der Kreuzstraße und der später hinzutretenden Violinstraße ist im ersten Jahrhundert mit Häusern besetzt.

Man kann der jungen Gemeinde, die im Jahre 1730 den ersten Bürgermeister und das Stadtsiegel erhielt, das Zeugnis nicht versagen, daß sie große Opfer für Gemeindezwecke gebracht hat. So wurde schon im Jahre 1727 eine Wasserleitung angelegt, 1730 ein Schulhaus und 1734 ein Rathaus erworben. Der Grundstein zu der Kirche, die aber erst nach 52 Jahren ihre Vollendung erreichte, wurde am 16. August 1735 gelegt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hielten die Marmorfiguren des großen Arolsers Rauch, Glaube, Liebe, Hoffnung, dort ihren Einzug; der Wunsch der Gemeinde, eine Gabe des anderen großen Meisters Kaulbach hinzufügen zu können, ging leider nicht in Erfüllung. Hohe marmorne Tafeln, gestiftet vom Fürsten Georg Victor, nennen die Namen der im französischen Kriege gefallenen waldeckischen Landeskinder. Die bunten Fenster sind ein Geschenk von Mitgliedern des fürstlichen Hauses zur Hundertjahrfeier (Abb. 11). Das heutige Pfarrhaus wurde erworben durch Umtausch mit dem früheren Pfarrhause in der Hauptstraße, das später auch eine Zeit lang Pfarrhaus der reformierten und noch später der katholischen Gemeinde war (jetzt von Familie Menge bewohnt). Das erste Kirchenbuch der früher nach Helsen eingepfarrten Gemeinde stammt aus dem Jahre 1750. Die jetzige katholische Kirche wurde 1897 bezogen.

Von hervorragenden Gebäuden, die im ersten Jahrhundert entstanden, seien noch erwähnt das heute vom Landesdirektor bewohnte, durch die „Schutzjuden" Stieglitz 1763 gebaute Haus in der Hauptstraße; das heutige Regierungsgebäude, welches ursprünglich zur Wohnung für einen Prinzen bestimmt war; und das „neue Schloß", welches von 1763—1778 als Witwensitz der Fürstin Christiane erbaut wurde, die in dem umgebenden Park auch ihre Ruhestätte gefunden hat. Nach einem Umbau im Jahre 1853 diente es der Fürstin-Mutter Emma als Witwensitz und dient heute in gleicher Eigenschaft Ihrer Hoheit der Fürstin Witwe Luise (Abb. 12).

In neuerer Zeit hat die lange Bauruhe einer regen Tätigkeit Platz gemacht. Die Straßen nach den Nachbarorten, Helsen, Mengeringhausen, Landau, Wetterburg, und auch die Südseite der großen Allee sind mit Häusern besetzt. Innerhalb der Stadt ist nur ein einziger Neubau, das im letzten Jahre errichtete Postgebäude (Abb. 13), aufgeführt worden. Die Zahl der Wohnstätten beträgt gegenwärtig 249. In ihnen wohnen nach der Volkszählung von 1905: 2811 Personen (1544 männl., 1267 weibl.; 2499 evang., 264 kath., 48 jüd.), einschließlich der Mannschaften des hier in Garnison stehenden 3. Bat. des 83. Inf.-Reg. von Wittich, für welches eine stattliche Kaserne an der großen Allee hergerichtet wurde. Die Einwohnerschaft setzt sich hauptsächlich zusammen aus den staatlichen und städtischen Beamten und den für die unmittelbaren Bedürfnisse der Bevölkerung nötigen Kaufleuten und Handwerkern. Für den Unterricht der Jugend sorgen ein Realprogymnasium (8 Lehrer, 141 Schüler), eine höhere Mädchenschule (7 Lehrer, 77 Schüler) eine evangelische Volksschule (7 Lehrer, 159 Schüler)



Abb. 10. Marstall und Regierungsgebäude.

und eine katholische Volksschule (2 Lehrer, 86 Schüler). Das Rauchstift und die Krummelstiftung — beide in der Rauchstraße gelegen — nehmen bedürftige, erwerbsunfähige Personen auf. Das Paulinenhospital ist — mit 70 Betten — Landkrankenhaus; Sophienheim ist Diakonissenmutterhaus (80 Schwestern auf 38 Stationen). Beide Anstalten verdanken ihren Ursprung der Fürstin Helene, der Mutter des regierenden Fürsten Friedrich, und liegen an der nach ihr genannten Helenenstraße (Abb. 14).



Abb. 11. Die Kirche.

Anton Ulrich nannte in dem oben erwähnten Dekret die Stätte, wo Schloß und Stadt sich erheben sollten, einen sehr lustigen, gesunden und wohlgelegenen Ort. Dieses Zeugnis darf man auch heute der bebauten Stätte geben. Nicht zuletzt verdankt die Stadt diesen Ruhm den sie umgebenden prächtigen Alleen von Linden, Ulmen, Kastanien, Ahorn und namentlich Eichen (die „große" 6reihige, $1^1/_2$ km lange Eichenallee wurde schon in den Jahren 1653 und 54 angepflanzt) — welche zu den nahen ausgedehnten Tannen-, Buchen- und Eichenwäldern führen.

Groscurth-Arolsen.

Auf den westlich von der Stadt sich ausbreitenden Höhen wie Hebberg, Massenhäuser Höhe und Eichhagen lassen wir unsere Blicke über die nähere und weitere Umgebung von Arolsen schweifen. Sie ist eine reizende Hügel- und Berglandschaft mit abgerundeten, flachen Kuppen, anmutigen Wiesentälern, lachenden Feldfluren und schmucken Buchen- oder dunkelgrünen Tannenwäldern, die in den Farbenwechsel des Bildes so stimmungsvoll sich einfügen. Aus dem wogenden Grün tauchen die Häuserspitzen der Residenz empor, im Hintergrunde erhebt sich die Kuppel des stattlichen Schlosses, rechts liegt das nahe Landstädtchen Mengeringhausen mit seinem spitzen Kirchturme. In südöstlicher Richtung schaut das Auge über dem Waldrande die roten Ziegeldächer von Landau, da-



Abb. 12. Das neue Schloß.

hinter noch ein weites Waldgebiet mit zahlreichen Kuppen. Keck hebt der Weidelsberg über seine Umgebung sein mit stolzer Ruine gekröntes Haupt empor, höher noch steigt die mächtige Masse des Habichtswaldes, und in nordöstlicher Ferne verlieren sich die blauen Berge der Weser. Nach Norden ist der Ausblick durch die Höhen des Eggegebirges beschränkt, dagegen kann das Auge über Warburg hinaus manche Ortschaft in der fruchtbaren Warburger Börde erkennen. Von dort schaut der kahle Desenberg mit Burgruine ernst herüber. Im Westen gestatten die Kuppen der westfälischen Diemelberge vereinzelte Durchblicke in ferne Berglandschaften, während nach Süd-Westen die hochragenden Bergmassen des Uplandes und nach Süden das Hochland von Freienhagen mit seinen Erhebungen in den Horizont treten. Der Wanderer wird gern das freundliche Bild der Natur in sich aufnehmen.

Wir treten nun einen Gang ins stille, reizende Aartal von Arolsen an. Eine vierreihige Kastanienallee gibt uns bis zum Eingange in den Wald das Geleit, und eine mit Buchen besetzte Stellung führt uns in die stille Waldeinsamkeit. Langsam durchschreiten wir, gegen Winde geschützt, das schöne Wiesental. Bei jeder Wegbiegung gewahren wir neue Waldlandschaftsbilder und lauschige Plätzchen, wo der Buchfink schlägt, die Drossel flötet, der Waldbach plätschert. Sanft steigen die bewaldeten Höhen an. Wir betreten die das Aartal durchschneidende Landauer Straße und gehen an der mit Tannenwald beschatteten kleinen Waldschlucht Hühnergrund rechts vorbei nach Arolsen zurück. Rechts an der Staatsstraße, die von Helsen nach Schmillinghausen führt, breitet sich der fürstliche Tiergarten aus, ein von hohem Wildzaun umgebenes Waldrevier. Der Wärter auf Wilhelmshöhe, seinem amtlichen Wohnsitze, gestattet uns den Eintritt. Wir erfreuen uns an einer vor das Auge tretenden Gruppe vorsichtig



Abb. 13. Die Post.

schreitenden Hochwildes. Eine Stellung bringt uns an den **Marcusstein** (Abb. 16), eine Felspartie mit künstlich ausgehauenen Grotten. Die Sage weiß folgendes zu berichten: „Fürst Karl (1728—1763) verfolgte im Jagdeifer zu Pferde einen Hirsch, ohne auf das Gelände zu achten; plötzlich stand das Pferd vor dem Abgrunde und hemmte seinen Lauf so plötzlich und mit solcher Kraft, daß ein Vorderfuß sich tief in den Felsen einstemmte. Das treue Tier hatte seinen Herrn vor jähem Sturze bewahrt."



Abb. 14. Paulinenhospital.

Auch der **Hollenkammer**, einer nördlich von Lütersheim in einem rechten Seitentälchen der Watter stehenden Felsenwand, wollen wir eine kurze Betrachtung widmen. Aushöhlungen und nischenartige Löcher im Gestein lassen die Vermutung nahe treten, daß wir hier vor einer uralten Kultusstätte stehen (Abb. 17). Eine Volkssage in Lütersheim erzählt:

„In dieser Hollenkammer wohnten früher Hollen. Hollen aber waren kleine, schwarze Menschen wie Puppen. Sie kamen manchmal ins Dorf und borgten Töpfe und Pfannen



Abb. 15. Helsen.

zum Kochen und Backen. Dafür brachten sie den Leuten manchmal einen Kuchen. Auch wer einen solchen bestellte, erhielt ihn. Da ackerte nun einmal ein Knecht aus Lütersheim in der Gegend vor der Hollenkammer. Er sah und hörte, daß in derselben ge-

klopft wurde, und daß die Hollen Kuchen backten. Er geht so nahe als möglich und sagt: „Holle, back mir auch einen Kuchen." Es erfolgte aber nichts. Hierauf geht er wieder an seine Arbeit. Da sieht er dann einen Kuchen auf einem Tuche liegen; er stutzt und will ihn nicht nehmen. Als nun die Hollen dies wahrnahmen, da riefen sie ihm zu, wenn er den Kuchen nicht nähme und verzehre, so würden sie ihm die Augen ausblasen."

Eine breite, von Bäumen beschattete Straße bringt uns in wenigen Minuten nach Helsen in der flachen Senke der kleinen Bicke. Mit Wohlgefallen betrachten wir die hohe, geräumige Kirche, den Turm mit zwiebelförmiger Kuppel und manch ehrwürdiges Bauernhaus in sächsischem Baustil. Der Platz vor der Kirche unter einer breitästigen Linde gegenüber einer Häusergruppe, von der spielenden Dorfjugend belebt, ist ein überaus malerisches Bild. Aus einer kleinen Reihe der Fachwerksgebäude mit der alten Schmiede davor, spricht behaglich häusliches Dorfleben.



Abb. 16. Der Marcusstein.

Wir gehen westlich vom Dorfe den Wengener Grund, ein hübsches Wiesental, hinauf bis dahin, wo rechts ein Fußweg in die dichtere Hochwaldung führt. Bald ist die Höhe erstiegen. Überall, wohin wir blicken, weite, schattige Waldhallen, deren grüne Laubdecke von dickstämmigen Buchen und Eichen getragen wird. Hie und da gestattet eine über die Hochfläche hinziehende Stellung schmale Ausblicke in die weite Ferne. Wohl ziemlich auf der höchsten Stelle des mächtigen Bergrückens fesselt ein riesiger Baumstumpf unsere Aufmerksamkeit. Wir stehen vor der weitbekannten „Kroneiche". Mit eisernen Bändern werden die Baumreste zusammengehalten. Wir treten in das Innere ein, denn der Stamm ist hohl, er ist überhaupt kein eigentlicher Baumstumpf mehr. Als



Abb. 17. Die Hollenkammer bei Lütersheim.

frevelhafte Hände vor Jahren das ehrwürdige Naturgebilde, das wohl mehr als ein Jahrtausend an sich vorüberziehen sah, mit Feuer zerstört hatten, mußte der 7½ m im Umfange messende Baumriese, jetzt dem Zusammenbruch nahe, gefällt werden. Man baute die Stammreste künstlich zu einer Schutzhütte auf ihrem alten Standorte wieder auf, ein Wahrzeichen längst dahingegangener Zeit. Um die Stelle her wächst junger, kräftiger Baumausschlag auf.

Bilder grauer Vorzeiten steigen auf. Gewiß stehen wir hier auf einem historisch bedeutsamen Boden. Hat nicht auf diesen Höhen, nahe der alten Kultusstätte der Sachsen, der Irminsul wie der Eresburg, Waffenlärm getobt? Wer dächte nicht an die gewaltigen Heereszüge und an die waffenstarrenden Lagerplätze des großen Frankenkönigs Karl gegen die freiheitliebenden, zäh an der Väter Glauben hängenden Sachsen! Sollten unsere Füße nicht über die gesunkenen Grabhügel hier bestatteter germanischer Helden schreiten? — Die langen Waldräume lassen uns Zeit und Gelegenheit zum Aufrollen solcher Erinnerungen.

Auf einzelnen Waldblößen schauen wir hinüber nach Nord-Westen auf die grünenden Saatfelder des roten Landes. Im Pessinghäuser Grunde, am Ostabhange des waldigen Höhenzuges, rasten wir kurze Zeit am Hollenbrunnen. Also auch hier am rieselnden Wasser im stillen Waldwinkel spinnt das Volksmärchen von Hollengeistern, die hier und da diese geheimnisvollen Orte umschweben, seine Fäden.

Ein sonnenheller Morgen lockt zum Ausfluge heraus. Trommelwirbel und Pfeifenton schlägt an unser Ohr. Eine Kompagnie des Arolser Bataillons exerziert auf dem Hagen, einem östlich von Mengeringhausen allmählich aufsteigenden freien Platze, der nur teilweise mit Wacholdergesträuch bewachsen ist. Ohne jedoch den Hagen selbst zu besteigen, halten wir uns in dem Tälchen, durch das der von Mengeringhausen kommende Mühlbach fließt. Auf einem vorspringenden bewaldeten Kopfe uns rechts wendend, erhalten wir ein überraschend freundliches Bild. Vor uns im engen Tälchen stürzt das Wasser über das Rad der Luisenmühle. Im Morgensonnenschein blinken die Fenster von Mengeringhausen.

Mengeringhausen.

Mengeringhausen liegt drei Kilometer von Arolsen entfernt in einem anmutig an der südöstlichen Abdachung der Massenhäuser Höhe sich von Westen nach Osten hinziehenden Wiesentale, das von einer anderen, von Süden nach Norden verlaufenden Boden-

senkung quer durchschnitten wird. Diese natürliche Lage mag die Ursache gewesen sein, daß sich, der Überlieferung nach, in der Gegend zerstreut liegende Ansiedlungen hier zu einem Gemeinwesen zusammentaten. Mengeringhausen gehört zu den ältesten Städten des Landes, jedoch sind weder für die Zeit seiner Entstehung noch für die Persönlichkeit, von welcher der Ort den Namen trägt, historische Zeugnisse vorhanden. Als sicher kann gelten, daß es bald der städtische Mittelpunkt für einen ziemlich weiten Umkreis platten Landes geworden ist. Eine Anzahl adliger Familien — so die Herren von Twiste, von Braunsen, von Canstein, Spiegel zum Desenberg — besaßen im 15. und 16. Jahrhundert



Abb. 18. Mengeringhausen.

Häuser in der Stadt. Nicht minder haben die Grafen von Waldeck, seitdem Heinrich der Eiserne 1366 das Schloß Landau neu erbaut und dort seinen Wohnsitz genommen hatte, die engsten Beziehungen zu Mengeringhausen unterhalten. Später, als die Landesherren nach Einführung der Reformation sich an der Stätte des säcularisierten Klosters Arolsen eine neue Residenz errichtet hatten, wurde dies Verhältnis noch inniger. Auch die Landkanzlei, die eigentliche Regierungsbehörde, wurde 1696 von Corbach nach Mengeringhausen verlegt, bis sie nach Erbauung der Stadt Arolsen im 18. Jahrhundert dorthin übersiedelte.

Mit der bedeutendsten waldeckischen Stadt des Mittelalters, Corbach, ist Mengeringhausen weder an Selbständigkeitsdrang gegenüber der heranwachsenden Territorialherrschaft der Grafen noch an Reichtum zu vergleichen; doch steht außer Zweifel, daß sich auch in ihm ein tüchtiges Bürgertum entwickelt hat, welches in fleißiger Arbeit sich seines Lebens freute, der Pflege seines kleinen Gemeinwesens in einem für die Beschränktheit der damaligen Verhältnisse sehr anerkennenswerten Maße oblag und auch den stets drohenden Gefahren mittelalterlicher Rechtsunsicherheit tapfer zu begegnen wußte. Oft

genug hat sich die Stadt gegen die Angriffe händel- und beutegieriger Ritter, später, zumal in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, gegen fremdes Kriegsvolk zu wehren gehabt. Von dem schweren Leid, das ihr dabei gelegentlich widerfuhr, ist besonders der schmähliche Überfall durch Rabe von Canstein am Fastnachtstage des Jahres 1500 (nach Anderen 1502) der Bevölkerung bis heute im Gedächtnis geblieben.

Wie Corbach, bestand auch Mengeringhausen aus Altstadt und Neustadt, jene im Osten, diese im Westen, und nicht nur im Sprachgebrauch, sondern auch im Volksempfinden hat sich diese Unterscheidung bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch jetzt sind beide Teile, abgesehen von einer neueren Straße im Zuge des ehemaligen „Mühlenwassers", nur durch einen neben der Kirche gelegenen Durchbruch der ehemaligen Stadtmauer, die „Neue Pforte", miteinander verbunden. Die Neustadt hat durch Geradlegung der „Landstraße" und deren Besetzung mit nüchternen Gebäuden nach dem großen Brande von 1854 von ihrem früheren Charakter viel verloren; dagegen ist der Altstadt mit ihren hohen Giebelhäusern das altertümliche Gepräge im Wesentlichen erhalten geblieben. Nur das eigentliche architektonische Juwel der Stadt, das 1532 erbaute Rathaus, ist Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Neuerungssucht zum Opfer gefallen, obwohl das Bedürfnis nach helleren Räumen sich auch in dem alten Bau ohne unübersteigliche Schwierigkeiten hätte befriedigen lassen. Nicht wenige Häuser aus dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts haben ihre ursprüngliche Gestalt ziemlich gut bewahrt. Leider hat indes die Geschmacksverirrung einer für wahre architektonische Schönheit verständnislosen Zeit zu einer Übertünchung des alten Fachwerks mit seinen Balkenverzierungen und -Inschriften verleitet, deren allmähliche Beseitigung angestrebt wird, aber der Kosten wegen nur schwer durchführbar sein dürfte. Von der die Stadt umgebenden Mauer, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vollständig erhalten geblieben war, sind nur noch kümmerliche Reste vorhanden.



Abb. 19. Straße in Mengeringhausen.

Betritt man von Osten her am ursprünglichen Haupteingange, dem „Unteren Tor", die Stadt, so überblickt man geradeaus die unter dem Namen „Lange Straße" sich nach dem Marktplatz und der Kirche hinaufziehende alte Hauptstraße, von welcher Abbildung 19 ein deutliches Bild gewährt. Links vom „Unteren Tor" öffnet sich die „Hintere Straße". In der Mitte der beiden Straßen erhebt sich im Vordergrunde, mit Fassaden nach beiden Seiten, der merkwürdige Bau der „Alten Apotheke" (Abb. 20). Für die Bauart zahlreicher Häuser in den Nebenstraßen ist besonders bezeichnend ein 1625 errichtetes

Haus in der „Hinteren Straße". Hier ist der Charakter des niedersächsischen Bauernhauses, wenigstens äußerlich, gut gewahrt, während freilich die ursprüngliche Anordnung der inneren Räume modernen Bedürfnissen hat weichen müssen. Diesem Schicksal ist nur zu oft auch das große Einfahrtstor verfallen. So an den beiden Häusern im „Wollmershagen" auf Abbildung 21, wo der alte Torbogen zwar erhalten geblieben, das Tor selbst aber durch gewöhnliche Haustüren ersetzt ist.



Abb. 20. Die alte Apotheke.

Von besonderem Interesse ist die durch Abbildung 23 dargestellte, von der Pfarre zur Kirche führende „Schulstraße". Links das zweite Haus ist die 1568 erbaute „Alte Pfarre". Pfarrer war damals, wie auch die Inschrift über der Haustür besagt, Dieterich Rafflenboel, genannt Nicolai, der Vater des berühmten Kirchenliederdichters Philipp Nicolai, der, 1556 in Mengeringhausen geboren, in diesem Hause seine Jugendjahre zugebracht hat. Später wurde ein neues Pfarrhaus errichtet, das erste auf der linken Seite der Abbildung, das indes nicht mehr vorhanden, sondern vor 25 Jahren durch einen Neubau ersetzt ist. Oberhalb der „Alten Pfarre", etwas zurückliegend und deshalb auf dem Bilde nicht sichtbar, steht die ehemalige Schule, an sie anstoßend, der Kirche gegenüber, das ehemalige Küsterhaus. Auch ein der „Alten Pfarre" gegenüber liegendes stattliches Gibelhaus mit der Balkeninschrift:

Ores, casta legas, jejunes, otia vites,
Si servare velis corpora sana Deo.
(Bete, lies züchtige Schriften, sei mäßig, fliehe den Müssigang, wenn du Gott einen gesunden Körper bewahren willst.)

hat Schulzwecken gedient; es war die Wohnung des Rectors, der zugleich die Stelle eines zweiten Ortsgeistlichen versah. An dem Schnittpunkte der Schulstraße und der vom Marktplatz nach der „Neuen Pforte" führenden Straße erhebt sich, nördlich von der Kirche, das schöne Erkerhaus auf Abbildung 24.

Die Kirche, am höchsten Punkte der Altstadt gelegen, entbehrt zwar reicheren künstlerischen Schmuckes, macht aber durch das wohltuende Ebenmaß ihrer einzelnen Teile, besonders im Innern, den Eindruck eines schönen gotischen Baues. Die Zeit ihrer Errichtung hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen. 1347 soll Mengeringhausen samt Kirche und Rathaus abgebrannt sein. In welchem Maße die Kirche dabei zerstört worden ist, läßt sich nicht beurteilen. Man darf wohl annehmen, daß der neue Bau nur eine Wiederherstellung des alten war. Am Bogen des Gewölbes über dem Taufstein steht die Zahl 1423; an einem der Strebepfeiler des Chors befindet sich eine metallene Tafel mit der Inschrift: Anno a Christo servatore nostro nato 1552 hoc aedificium exstructum est. (Im Jahre 1552 der Geburt Christi unseres Heilandes ist dieses Gebäude errichtet.) Soll man daraus schließen, daß die Wiederherstellnng der Kirche im Ganzen über 200 Jahre erfordert habe? Die Nordseite des Chors wird durch Anbauten (Sakristei und Aufbewahrungsort für Kirchengeräte) beeinträchtigt. Eine ehemals wohl auch

an die Kirche angebaute Begräbniskapelle derer von Canstein ist 1785 abgebrochen worden. Vielleicht stammt aus ihr das an einer Empore der Kirche angebrachte Cansteinsche Wappen (ein Rabe). Im Innern der Kirche befinden sich die Denkmäler des Grafen Johann (gest. 1567) und seiner Gemahlin Anna, sowie ihres Sohnes Franz III. (gest. 1597), der sich um das Mengeringhäuser Schulwesen verdient gemacht hat. Die Genannten sind alle drei zu Landau gestorben und liegen in der Kirche zu Mengeringhausen begraben. — Ob der erheblich schiefe Turm der Kirche seine viel bespöttelte Gestalt absichtlich oder durch ein Versehen erhalten hat, läßt sich nicht ermitteln (Abb. 22).



Abb. 21. Häuser in Mengeringhausen.

Am südwestlichen Ende der Stadt erhebt sich, außerhalb der Stadtmauer, die „Burg" (Abb. 25; auf der Gesamtansicht der Stadt Abb. 18 im Vordergrunde). Ihre Lage in dem Wiesentale gestattete, sie rings mit Wasser zu umgeben und sie so für die mittelalterlichen Zeiten ungleich sicherer zu machen, als dies bei ihrer Errichtung auf einer der umliegenden Anhöhen möglich gewesen wäre. Über die Zeit ihrer Erbauung ist nichts bekannt; man wird sie wohl recht früh annehmen können. Graf Heinrich der Eiserne spricht in einer Urkunde von 1385 von seinem „Schlosse der Nigenstat zu Mengerckusen". Damit kann nur die Burg gemeint sein. Aus späteren Zeiten steht fest, daß sie öfter die Residenz waldeckischer Grafen war. Auch die Landkanzlei hat sich, solange sie nach Mengeringhausen verlegt war, in ihr befunden. Im 18. Jahrhundert kam die Burg in Privatbesitz. Das heute noch vorhandene, an der Staatsstraße gelegene Gebäude läßt die ursprüngliche Anlage recht wohl erkennen.

Neben der Burg, nach dem Stadtinnern zu, sieht man ein im 18. Jahrhundert von dem Bergrat Suden errichtetes schloßartiges Gebäude, das um 1840 vom Prinzen Karl, Bruder des Fürsten Georg II., erworben und nach seinem frühen Tode (1846) auch von seiner Witwe bis zu deren Ableben im Jahre 1876 bewohnt geblieben ist. Prinz Karl ward in einer Gruft unter der Sakristei der Kirche begraben. Später hat er mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohne, dem 1902 gestorbenen Prinzen Heinrich, auf dem allgemeinen Friedhofe der Stadt eine würdige Ruhestätte gefunden. Das „Schlößchen" ist nach dem Tode der Prinzeß Karl in ein Geschäftshaus umgewandelt worden.

Am Ende seines ausgedehnten Gartens liegt, in einem Winkel versteckt, die „Bergmühle". Der Umstand, daß hier „das Wasser über die Stadtmauer fließt", wurde früher als Wahrzeichen der Stadt betrachtet.

Zu Heinrich des Eisernen Zeit ist neben der Burg eine (später nirgends mehr erwähnte) Kapelle zu Ehren der heil. Maria und des heil. Antonius errichtet worden. Graf Heinrich schenkte ihr die Einkünfte der Kirche zu Leiborn mit allem Zubehör, jedoch

mit dem Vorbehalt, daß diese Kirche mit Messe, Gottesdienst und Gebäuden erhalten bliebe. Dieses Leiborn, eine Viertelstunde westlich von Mengeringhausen gelegen, war eine alte geistliche Stiftung. Von der „Kirche“ ist keine Spur übrig geblieben. Nach der Volkssage soll eine Glocke aus ihr in dem nahen „Glockenbrunnen“ versunken liegen. Die Wirtschaftsgebäude des später in ein Hospital umgewandelten Stifts sind in dem heutigen Gut Leiborn (Abb. 26) zum Teil noch erhalten.



Abb. 22. Kirche in Mengeringhausen.

Östlich von Mengeringhausen, vor dem ehemaligen Haupttore, stehen auf ansteigendem Boden drei mächtige alte Linden. Sie bezeichnen die Stätte, an welcher das Gericht des in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts von Landau nach Mengeringhausen verlegten Freistuhls gehalten wurde, sind vielleicht noch selbst Zeugen der Gerichtsverhandlungen gewesen. An derselben Stelle befand sich der Schützenhof, und noch jetzt wird an ihr alle sieben Jahre das im ganzen Lande bekannte Freischießen gehalten. In den alten Gebräuchen dieses Festes finden sich unverkennbare Erinnerungen an die Wirksamkeit des Freigerichts.

Eine sehenswerte uralte Linde besitzt Mengeringhausen auch am Eingange des Friedhofs. Sie mag den größten Teil, wenn nicht das Ganze der Entwickelung der Stadt begleitet haben.

Das Mengeringhausen der Gegenwart steht an Bedeutung hinter dem der Vergangenheit erheblich zurück. Neben anderen Ursachen hat dazu besonders das Emporkommen Arolsens mitgewirkt. Aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in der sich die junge Beamtenstadt anfangs von dem unmittelbar benachbarten alten Gemeinwesen befand, hat sie sich allmählich frei gemacht. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde der Fleischbedarf Arolsens fast ausschließlich von Mengeringhausen aus gedeckt; heute ist dies Verhältnis nahezu verschwunden. Bis 1867 war Mengeringhausen die Garnison für die Hälfte des waldeckischen Bundeskontingents, während sich die andere Hälfte auf Arolsen und Helsen verteilte; seitdem ist das ganze Bataillon in Arolsen kaserniert. Bei der neuen Verwaltungsorganisation des Landes zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde Mengeringhausen Sitz des Kreisamts für den Kreis der Twiste. Das Bedürfnis der Beschaffung entsprechender Amtsräume war der Hauptgrund für die Zerstörung des alten Rathauses. Schon wenige Jahre später aber wurde das Kreisamt nach Arolsen verlegt. Erst ganz neuerdings haben die von ihm benutzt gewesenen Räume des Mengeringhäuser Rathauses wieder eine befriedigende Verwendung gefunden; sie beherbergen jetzt die landwirtschaftliche Winterschule und das Bureau der waldeckischen Land-

wirtschaftskammer. Erhalten geblieben ist Mengeringhausen die seit 1720 dortselbst bestehende Hofbuchdruckerei, in welcher das Regierungsblatt und die sonstigen amtlichen Drucksachen hergestellt werden. Sie befindet sich seit 1776 im Besitz der Familie Weigel.

Ob im Zeitalter der Eisenbahn sich auch für Mengeringhausen neue Quellen wirtschaftlichen Gedeihens öffnen werden, steht dahin; vorläufig hat das neue Verkehrsmittel



Abb. 23. Das Nicolai-Pfarrhaus.

dem Orte durch vollständige Lahmlegung des ehemals so bedeutenden Durchgangsverkehrs auf der das Land der Länge nach durchziehenden Staatsstraße eher geschadet als genützt. An dem Aufschwunge, dessen sich, wie schon ihre Bevölkerungszunahme erkennen läßt, Wildungen, Corbach, Arolsen erfreuen, hat Mengeringhausen keinen Teil; es zählt noch immer nur 1400 Einwohner. Wenn es trotzdem zu den gesundesten Gemeinwesen des Landes gerechnet werden darf, so verdankt es das neben der Tüchtigkeit eines fleißigen Ackerbürgertums nicht am wenigsten den reichen Erträgen eines ausgedehnten und rationell verwalteten Waldbesitzes. Seine Wälder waren von jeher des Mengeringhäusers Stolz, diese Wälder mit den entzückenden Ausblicken auf die hessischen Berge oder mit den idyllischen Plätzchen im Tale, wie deren eins Abbildung 27 zur Anschauung gebracht wird. Mögen sie auch in Zukunft gedeihen, nicht nur als eine Quelle materiellen

Nutzens, sondern auch, wie bisher, als wesentliche Triebkraft in dem starken Anhänglichkeitsgefühl an die Heimat, das die Mengeringhäuser stets ausgezeichnet hat.

Dr. Friedrich Böttcher-Mengeringhausen.

Man hat südöstlich von Mengeringhausen auf einem 373 m Meereshöhe messenden Hügel, der mit besteigbarer Warte versehen ist, einen dankenswerten Rundblick über die Arolser Umgebung. Der Blick streicht nordwärts, am Waldrande entlang, über den eine Viertelstunde westlich von Mengeringhausen liegenden Gutshof Leiborn nach den waldigen Höhen, die der Ausgangspunkt unserer Betrachtungen waren.

Die Umgebung von Rhoden und das rote Land.

Die Bewohner des Eder-Kreises, auch diejenigen des westlichen und südlichen Teiles des Eisenberger Kreises verstehen unter dem Namen „das rote Land" den ganzen, eine Wegstunde hinter Arolsen gelegenen Norden Waldecks. Genauer ist mit jener Namensbezeichnung nur ein kleines Landgebiet von vier Dörfern, einem Gutshof und einem Förstersitz einbegriffen. Eine gewisse Grundlage des Ganzen bildet das Orpetal. Der Südwaldecker spricht von dem roten Lande nicht immer mit der angemessenen Wertschätzung; er gebraucht den Namen sogar mit gemischter Empfindung und denkt dabei wohl nur an eine kultur- und interesselose Gegend voll Eintönigkeit und Plattheit des Natur- und Menschenlebens. In der Tat ist das waldeckische „Land der roten Erde" (im weiteren Sinne genommen) nicht das auserkorne Reiseziel der Hunderte, die gern nur in landschaftlichen Reizen und Hochgenüssen schwelgen. Aber wer im Drängen der Arbeit und des Genusses nicht verlernt hat, den weichen Stimmen der Natur zu lauschen, der wird nicht ohne angenehme Eindrücke durch jene Landschaft schreiten, und der Geschichtskundige kommt dort auch auf seine Rechnung.



Abb. 24. Eckhaus in Mengeringhausen.

Eine schöne Landstraße führt von Arolsen über Helsen und Schmillinghausen im Hügelgelände nach dem ehemaligen Hauptorte des Oberamts der Diemel, nach dem Landstädtchen Rhoden. Links begleitet den Wanderer der bewaldete, langgestreckte Rücken des Stucksforst und des Rhoder Holzes, die Landschaft mit breitem, dunkelem Rahmen nach Westen abschließend. Rechts lagert ein flacherer Höhenzug, der Stock, dessen Waldung noch die Straße beschattet. In ländlicher Einsamkeit liegen links an der Straße Gashohl, eine Ton- und Ziegelfabrik, und weiter ab Georgenhof, ein Gutshof mit ausgedehnten Feldfluren. Nach einer Biegung am Nordwestrande des Waldes erschließt sich eine freundliche Landschaft. Ein teilweise bewaldeter Bergkegel tritt vor uns aus dem Hügellande scharf hervor. Sein Gipfel trägt das fürstliche Schloß Rhoden, an seinen sanft ansteigenden Süd- und Ostabhang lehnt sich bis an die Grundmauern des Schlosses heran die Stadt Rhoden. Malerisch erheben sich die Gruppen alter Giebelhäuser mit dem stufenweise aufgebauten Kirchturme aus dem grünen Kranze der Gärten und des freien Gebüsches.



Abb. 25. Die alte Burg.



Abb. 26. Leiborn.

Die westliche Rückseite des Berges deckt ein gemischter Waldbestand aus Fichten, Eichen und Buchen. Von jeder Seite bietet der Bergkegel ein bezaubernd schönes Bild, und die von dem Grün des Gesträuches und der Baumwipfel halb

verhüllten, altersgrauen Bauwerke inmitten tiefen Landschaftsfriedens erinnern an die Bergschlösser der Märchenwelt.

Ruhe und Frieden wohnen auch hinter den Schloßmauern, denn am schattigen Abhange des Hagenberges, wie die waldige Rückseite des Berges heißt, befindet sich das 1794 angelegte fürstliche Erbbegräbnis. „In diesem Hafen sammeln wir uns nach dem Sturme des Lebens!" sagt sinnig eine Inschrift über dem Eingange zur Gruft. Um die in erhabener Einfachheit gehaltene Ruhestätte her halten dunkele Tannen ernst die Totenwacht, und feierliches, leises Rauschen zieht durch die Baumwipfel (Abb. 28).



Abb. 27. Die Ölmühle bei Mengeringhausen.

Wir betreten die Nordseite des Schlosses. Unser Blick fällt in einen breiten, frischgrünen Wiesengrund zwischen dem Rhoder Holz links und einer felsigen Höhe rechts. Weiter nordwärts verflachen sich die Höhen, und einzelne Partien des Diemeltales kommen in Sicht.

Nordöstlich von Rhoden zieht der Quast als rechter Torpfosten an der Diemelpforte unsere Blicke auf sich. Auf zur Quastholle! Die Wethener Gemeindestraße führt uns durch das Tälchen des Lanbaches (die Meierei Lanbach lassen wir rechts liegen) an den Abhang der Bergmasse. Wir wenden uns links ab, die Höhe zu ersteigen. Anfangs finden wir einen gut begangenen Weg, aber wir verlieren ihn unmerklich, und die ziemlich steilen Gehänge müssen durch Gebüsch und Hochwald erklommen werden. Stellenweise schreiten wir über Waldblößen, und das am Berge zuweilen hervortretende Gestein bietet sich uns als natürlicher Fußsteig an. Eine Höhe ist erreicht. Hin und wieder gestatten waldfreie Stellen beschränkte Ausluge in die blühende Landschaft. Auf einem der begrasten Erdwälle, der sogenannten Wahlsburg, einer alten Schanze, nehmen wir kurze Rast. Dann streifen wir über die breiten Rücken der einzelnen Ausbuchtungen des Berges hin bis zur höchsten Kuppe, der Quastholle. Auf den Höhen bieten uns einige baumlose, aber schön begraste Flächen prachtvolle Ausblicke in die Ferne. Im Süden breitet sich eine Niederung zwischen dem Stock rechts und dem Eichholz links aus, in der die Dörfer Dehausen, Ammenhausen und Hörla (letzteres vom Quast aus allerdings nicht sichtbar) mit ihren fruchtbaren Gemarkungen liegen. Die flache Talsenke, die wir in der Schmilinghäuser

Dorf- und Feldmark durchschritten, biegt nach Osten um, und aus ihrer Niederung schimmern aus freundlichem Grün der Saatfelder die Häuser von Herbsen hervor, dahinter der an dem kleinen Wiesenbache der Wande gelegene Mühlenhof. Den Hintergrund bauen die Höhen des Langen Waldes, die Stirn und der Opferberg bei Freienhagen und die Basaltkegel und mannigfach geformten Berge des alten Hessenlandes auf. Zwischen diesen eingebettet erblickt das Auge in der Ferne die preußische Kreisstadt Wolfhagen mit ihrem massigen Kirchturme. Südöstlich ragt über alle diese Höhen der Habichtswald, und bei klarem Wetter blauet neben diesem in weiter Ferne der Hohe Meißner. Südwestlich erheben sich am Horizonte die Bergmassen des waldeckischen Uplandes und der Briloner Umgebung. Auf dem Stockstein, ziemlich in der Mitte des Quast, auf der hohen Leuchte, einem nördlichen, und am Gaulskopf, einem östlichen Bergvorsprunge, genießt man überraschende Blicke in die nähere Umgebung. Durch den schmalen Talgrund zwischen dem Quast und den auf preußischer Seite liegenden Waldhöhen zieht die Diemel ihr gewundenes Silberband, die langen Züge der Bergisch-Märkischen Bahn eilen auf geraden Linien dahin, und hart an dem Fuße der preußischen Waldabhänge drüben liegt die Landstraße nach Scherfede und Warburg, zwischen Berg und Fluß eingeklemmt. Aus lieblicher Hügelkette der Warburger Börde grüßen ringsum zerstreute Dörfer und Gehöfte; nahe vor dem steilen Ostabhange des Quast breitet sich die fruchtbare Aue aus, in der, noch auf waldeckischem Gebiet, das Dorf Wethen liegt. Im nordwestlichen Vordergrunde leuchtet, von den dunkeln Gehängen des Scherfeder Waldes sich vorteilhaft abhebend, das betriebsame Wrexen hervor, der einzige waldeckische Ort an einer preußischen Hauptbahn. Seine rauchenden Fabrikschornsteine, das Rasseln der Loris aus einem nahen Steinbruche, das Surren und Zischen der Maschinen und der regsame Betrieb in diesem Dorfe könnten uns schon mit Gedanken und Empfindungen in einen westfälischen Industriebezirk versetzen. So frei da oben über der Quasthölle schwebend, konnten die Höllengeister nach dem alten Volksglauben die Lande beschauen, den



Abb. 28. Das Fürstliche Mausoleum in Rhoden.



Abb. 29. Rhoden.

dämonischen Wesen am felsigen Clusberge wehren und Friedensgrüße den Talbewohnern senden.

Die Abendsonne wirft von den Fenstern der Bergstadt Rhoden ihre blitzenden Lichter zu uns herauf, da hält uns der Geschichtsfreund mit noch einigen Belehrungen und Erinnerungen an. Auf einzelnen Kuppen des Berges fanden wir umfangreiche Schanzen mit Wällen und vorliegenden Gräben; die größte derselben ist die Volksburg. Es wird wohl nicht zu erforschen sein, ob die Aufwerfung dieser Lagerstätten während der diese Gegend heimsuchenden Sachsenkämpfe Karls des Großen oder gar schon in den Zeiten geschah, da die Cherusker und Chatten hier sich feindlich berührten.

Näher unserer Zeit bringt uns eine Betrachtung, die beim Abstieg von der Höhe in uns anhebt. Im Tälchen, das auf der Westseite des Quast von der Domäne Laubach ab nordwärts sich neigt, steht auf einem Hügel der Feldflur die Ruine der Kirche von Alt-Rhoden, und neben ihr liegt wie unter ihrer Obhut ein alter Friedhof, den auch die Gemeinden Ammenhausen und Dehausen langher als Begräbnisplatz benutzten. Ein Hauch der Vergangenheit umweht uns an dieser Stätte. Das alte romanische Kirchlein mit seinen verzierten Steinbogen über dem Eingange ist die letzte Spur des hier eingegangenen Dorfes Rhoden. Mir fallen die Verse Lenaus ein:

„Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott empor geflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenlos,
Wo sind sie? Ihrem Liede nachgezogen!"

Um sicheren Schutzes willen in gefahrvoller Zeit sind die letztlebenden Bewohner dieses Dorfes hinter die Mauern des festeren Rhoden am Berge gezogen, und Alt-Rhoden hörte auf, eine Wohnstätte der Menschen zu sein.

Rhoden.

Erreichst du, lieber Leser, von Osten her, von der Diemelstadt Warburg kommend, das Schwalefeld, den mit einzelnen alten Wetterbuchen bestandenen Rücken zwischen Quast und Eichholz, dann breitet sich Rhoden, auf sanftansteigender Höhe grün gebettet, vor dir aus; in der Mitte reckt sich das Schloß, dicht heran schmiegen sich Dächer und Giebel der Stadt.

Kommst du von Süden auf der schönen Arolser Straße, wo sie die letzte Höhe erstiegen hat und um den Hochstein sich biegt, da mußt du stehen bleiben und sehen. Vom Rhoder Holz neigt sich das Gelände in Wiesen und Feldern hinab zur Walme mit ihren grünen

Eichen und dem Wasserspiegel des „Niederen Teiches". Dann steigt, mit mächtigen Bäumen bedeckt, der Hagenberg kühn empor. Oben tront das Schloß, die schmale Seite dir bietend. Und nun gehts hinab in schöner Linie voll Zacken und Zinnen, bis von rechts die Höhe, an deren Lehne du stehst, sich vor das Bild legt. Aus dem Winkel, der hier entsteht, strahlen mehrere Reihen heller Fachwerkhäuschen. Den Hintergrund bildet zur Rechten die grüne Wölbung des Quastes. Zur Linken zieht wie ferne Wolkenwand vom Hagenberge zum Rhoder Holze die Egge. Nun muß Frühling sein, Wälder und Wiesen müssen prangen im jungen Grün, die Gärten in Blütenschmuck, rings herum aus allen Hecken und Büschen muß es klingen von Vogelsang, dann, Menschenherz, kannst du atmen köstliche Luft.

Du bist gewandert vom Westen her, von der uralten Eresburg. Der Tag neigt sich; auf der Rhoder Hude hast du Umschau gehalten über das Wäldermeer, in dessen Tiefen sich schon die Schatten senken auf die blauen Sauerlands- und Uplandsberge, auf die Kuppen des Hessenlandes, aufs Eggegebirge. Vor dir trotzt eine Wand von rauhbewehrten Kiefern mit rotem Geäste; doch sie öffnen dir ein kleines Tor; tritt herein, und vor dir auf waldiger Höhe ragt aus dem Laubwerk das graue Schloß, Sonnenfeuer brennt in allen Fenstern. Wie ein leuchtendes Halsband ziehen auf beiden Seiten vom Berge herab die Wege. Daß er noch eine Stadt tragen muß, verraten nur einige Giebel und die Kuppel des Kirchturms, die neben dem Schlosse hervorlugen.

Noch einmal wandere mit mir auf jener Straße, die von Norden her nach Rhoden ansteigt. Verlaß sie auf halber Höhe und schreite hinauf durch Steine und Heide zur grünen Matte der Flüburg, wo die Schafe weiden. Tritt vorsichtig heran bis zum äußersten Felsenvorsprung. Da blick hinab in den steinumrahmten Kessel. Unten sprudelt unter dem Brunnengewölbe die Quelle des Gröneken hervor und füllt den kleinen Teich. Von hier herauf mußten früher die Rhoder all ihr Trinkwasser holen — oft tief in der Nacht. Oben hinter den Scheunen mit den braunen Lehmwänden siehst du das Gewirr der Dächer. Das Schloß aber hat sich zurückgezogen und ist fast wie ein zierlicher Bau im lieblichen Parke anzusehen.



Abb. 30. Straße in Rhoden.

Es führen noch mannigfache Wege nach Rhoden. Wo immer du die Stadt erblickst, sie wird mit ihrer Schönheit dich ergreifen.

Nun aber komm herein; erschrick nicht vor den Düngerstätten, den Holzhaufen, den Wagen und Geräten, die sich drängen vor den Häusern, stoße dich nicht an dem rauhen Pflaster, bedenke: Rhoden ist ja nur eine kleine Ackerstadt, eng in sich zusammengedrückt.

Nicht viel Raum war innerhalb der alten Mauern. Öffne aber das Auge für den Zug, das Auf und Ab der Straßen und Gassen, für die alten Fachwerkbauten mit den hohen Toren, für den verwitterten Schmuck an Balken und Beschlägen, das heimelt an wie alte trauliche Geschichten (Abb. 30). Sieh doch, wie jede Straße und Gasse abschließt, bald mit prächtigen Bäumen, bald mit fernen, schöngeschwungenen Höhenzügen, bald mit dem mächtigen Gemäuer des Schlosses. Gehe abseits der Straßen hinein in die Winkel mit ihren Stufen und Steinen, wo die Häuser aus den Felsen gewachsen sind, da kannst du an verborgener Eigenart noch viel entdecken. Jetzt stehst du vor der Kirche mitten in der Stadt. Hohe Mauern stützen den Platz, der sie trägt; ein kraftvoller Turm und hochgewölbte Linden schirmen sie. Ihr Steinwerk aber erzählt dir, wie sie einst aus Ruinen neu erstanden ist.

Bei der Kirche steht das Rathaus. Wenn es gut erhalten oder gar einmal vollendet würde, wäre es kein übler Bau. Aber nach dem Brande von 1735 hat man eilig über das unfertige Werk ein Dach gelegt, und die Fortführung der Arbeit haben spätere Geschlechter ganz und gern vergessen. Nun steige wenige Schritte hinauf zum uralten Hause „auf dem Berge", das allen Bränden getrotzt hat; in dem Stübchen oben mit den bleigefaßten grünen Scheiben tagte einst der Rat. Höher noch liegt das Pfarrhaus; sein geschmückter Giebel neigt sich ein wenig vornüber zur Stadt. Bald nach der Reformation ist es erbaut, und seitdem hat es allen Pfarrern zur Wohnung gedient. Darum könnte es dir viel erzählen, hättest du Zeit, zuzuhören. Unter der Giebelspitze steht die Zahl 1629, weiter unten der Spruch: „Diß Hauß Hinfür Vor Fewers Noth Behüet o Trewer HERRe Gott. Zach: Wahl past." Denn im Jahre 1629, den 25. Februar abends um 6 Uhr „ist allhier im Pfarrhaus plötzlich eine Feuersbrunst entstanden, daß das Obergebäu ganz zu Asche worden." Der Hauptspruch, den die Gemeinde lesen sollte, steht noch da aus der ersten Zeit: „Isa (Jesaias) 58 Ruff getrost, Schone nicht, Erhebe deine stimme wie eine Posaune, vnd verkundige meinem volck ihr vbertrettung, vnd dem Hause Jacob ihr Sunde. etc." Den Pfarrern aber gilt das Wort am Eingang: „MALEDICTVS QUI FACIT OPVS DOMINI REMISSE ? IEREM: 48." (Verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig treibt.) (Abb. 31).

Nun gehe hin unter der hohen Langseite des Schlosses, wo über dem Behälter der Wasserleitung ein liebliches Gärtchen winkt. Biege herum zur schmalen Giebelseite. Ein wappengezierter Vorbau nimmt dich auf in weitem Torbogen, durch den du hinaufsteigst zum stimmungsvollen Hofe. Im Schlosse selbst aber umfängt dich Dämmerlicht auf den steinernen Treppen und langen Gängen. Darfst du eintreten in einen der gemütlichen Räume, so zieht das Licht dich alsbald zur tiefen Fensternische — und wie gebannt ruht das Auge auf dem weiten, schönen Landschaftsbilde. Von den Dächern der Stadt mit dem trotzigen Kirchturme geht der Blick über die mit Büschen und Hecken geschmückte Feldmark zu den Höhen und Bergen ringsumher. In ihrer Mitte erhebt sich die vornehme Gestalt des Desenberges, mit den Zinnen der leuchtenden Ruine gekrönt. Dörfer und Städte grüßen herüber. Von allen Seiten lacht es und lockt es, und voll freudiger Verwunderung fragst du das alte Schloß und die Giebel der Stadt: „Wer ist's gewesen, der dieses Fleckchen auf der Welt euch erwählt hat, wer war der Meister, der hier euch erbaute?" Werden sie Antwort geben?

Frage drüben auf dem Quaste die dunklen Wälder, die werden dir manches zu-

raunen, wenn du auf den einsamen, schroffen Bergesrücken die Wälle findest, und dir erzählen von den edlen Recken, die hier in ihren Burgen hausten, von dem tapferen Sachsenvolke, das in weiter Feste auf dem Gaulskopf den bösen Franken lange trotzte, bis der große Karl sie überwand und die Boten aus seinem Volke das Kreuz aufpflanzten, wo es den Göttern geopfert hatte.

Frage die Kirchenruine unten im Felde, sie wird es dir sagen, wie dann in friedlichen Zeiten die Väter die Wälder rodeten und das Dorf mit der Kirche erbauten, wo von den Siedelungen umher alle zum Gottesdienst sich zusammen fanden: Alt-Rhoden.

Ob es wahr ist, daß hier oben, wo jetzt das Schloß steht, ein Kloster erbaut wurde, das ist bis heute nicht entschieden. Das aber bezeugt eine alte Urkunde vom Jahre 1021, daß es damals schon zwei Rhoden gab: Radi und Radi in superiori, die der Graf Dodico von Warburg mit all seinen Besitzungen dem Bistum Paderborn schenkte, daher denn auch die Stadt bis ins vorige Jahrhundert 8 Taler an sogenannten Obedienzgeldern an das Domkapitel dort zu zahlen hatte. Später muß Rhoden an das Erzbistum Mainz gekommen sein. Denn von Mainz erhielten es im 13. Jahrhundert die Grafen von Waldeck, doch nur unterpfändlich. Erst Georg Friedrich brachte im 17. Jahrhundert Schloß, Stadt und Amt Rhoden eigentümlich herbei. Die Grafen haben dann das obere Rhoden befestigt und die Burg erbaut, obwohl im Jahre 1294 in einem Vertrage zwischen Köln und Paderborn Einspruch dagegen erhoben wurde. Auf der Burg saßen nun die gräflichen Vögte. Rhoden wird „Stadt" genannt. Es hatte seine Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten, die ihm ausdrücklich gelassen wurden, als es im Jahre 1390 an Spiegel von Desenberg verpfändet wurde.



Abb. 31. Pfarrhaus in Rhoden.

Aber nur den kleinsten Teil der heutigen Stadt schlossen die Mauern ein, wie du dich überzeugen kannst; denn die alte Befestigung läßt sich mit ihren Türmen und Toren noch heute genau verfolgen. Alt-Rhoden aber sah seine Bewohner allmählich hinaufziehen in die feste Stadt. In den bösen Fehdezeiten wollten sie lieber hier oben sich bescheiden einengen lassen, als unten jederzeit preisgegeben sein. Als die Reformation um 1540 in Rhoden Eingang fand, stand von Alt-Rhoden nur noch die einsame Kirche. Aber auch Rhoden war nicht völlig sicher, wie der Überfall des Rietberg beweist, der die Stadt 1476 ausplünderte.

1500 wurde die Burg durch die Grafen erweitert. Draußen vor der Stadt wurde ein herrschaftlicher Meierhof angelegt, auf dem die Rhoder Dienste zu leisten hatten.

Der dreißigjährige Krieg mit seinen Überfällen, Plünderungen, Einquartierungen und Exekutionen brachte über die Stadt unsägliches Elend, davon der Pfarrer Wahl Klagelieder genug zu singen weiß. Dazu wurde Rhoden eine Zufluchtsstätte nicht nur für alle Dörfer im Amte, auch weither aus dem Stifte Paderborn und aus Hessen flüchteten die Menschen mit ihrem Vieh hinter die Mauern von Rhoden. Kein Wunder, daß wiederholt die Pest eingeschleppt wurde und unzählige Opfer unter der eingepferchten Bevölkerung forderte. Aber auch Heldentaten wurden von den Bürgern vollbracht. Am

15. Februar 1634 rückten die Bandenführer Österhold, Eremita und Paul Daubert, über 2000 Pferde stark, vor die Stadt, zündeten die Meierei und die Scheunen an und ließen an verschiedenen Stellen zugleich Sturm laufen. Die Rhoder aber, alt und jung, rüsteten sich in einmütigem Gebet zum Kampfe. Psalmen singend, schlugen sie mit „sehr freudigem Gemüte" die gefährlichen Angreifer zurück.

Ein Glück war es, daß nach jener Zeit Georg Friedrich, der große Feldherr und Staatsmann, sich der Stadt annahm. Er hatte eine besondere Liebe für den schön gelegenen Ort. Er ließ die alte Burg über den Haufen werfen und das jetzige Schloß durch den Meister Deger aus Göttingen 1645—54 erbauen (Abb. 32). Ja er plante eine vollständige Fortifikation, die aber unterblieben ist. Seiner Familie diente nun das Schloß zum Sommeraufenthalt. Er selbst zog sich gern zurück in den Tiergarten, den er unweit Rhoden um Stucksforst anlegte und mit der Stadt durch eine doppelte Allee verbinden ließ. Heute ist von den Lusthäusern und Wasserkünsten des Tiergartens nichts mehr zu sehen. Nur Namen sind geblieben.

Die Stadt Rhoden aber befreite Georg Friedrich aus ihren Fesseln, indem er die Neustadt anlegte, wo vorher die Meierei gestanden hatte, und den Anbauern 30 Jahre Freiheit gab. Die Meierei aber ließ er am Laubacher Teiche aufrichten. Die Schule gewann unter ihm einen neuen Lehrer, der zugleich Pfarrgehilfe wurde; die Kirche erhielt eine Orgel und eine neue Kanzel. Die Stadt bekam ein „neues Markt", die Zünfte wurden privilegiert, ein Siechenhaus erbaut. Rhoden lebte wieder auf.

Doch neues Unglück kam über die Stadt, als im Jahre 1735 ein furchtbarer Brand 150 Wohnhäuser nebst Kirche und Schule in Asche legte. Auch der siebenjährige Krieg hat der Stadt viel Schaden getan, zumal in den letzten Jahren, als die Franzosen zu Warburg lagen.

Unter den Gliedern des Fürstlichen Hauses erwuchs Rhoden noch einmal ein besonderer Freund an dem Prinzen Georg; er wohnte ganz hier auf dem Schlosse, bis er im Jahre 1806 als Fürst nach Pyrmont übersiedelte. Schon im Jahre 1794 hatte er am stillen Hagenberge für seine frühverstorbenen Kinder eine Familiengruft angelegt. Er selbst ruht dort „im Hafen nach dem Sturme des Lebens". Die Gruft aber am Hagenberge ist das Erbbegräbnis der Fürstlichen Familie geworden.



Abb. 32. Schloß Rhoden.

Im Schlosse wurde es öde. Nur wenn Hofjagden in den wildreichen Wäldern hier gehalten wurden, kam Leben in die Hallen.

Jetzt ist das Schloß ausgebaut zu einem Erholungshause für Lehrerinnen und vielen dieser längst lieb und traut geworden.

Das Bild der Stadt erfuhr eine wesentliche Änderung, als 1833 die Straße von Arolsen nach Wrexen die Mauern durchbrach. Nach dem großen Brande von 1873 hat der Ort sein heutiges Gepräge empfangen. Neuerdings wächst er, obwohl die Zahl der Einwohner seit Mitte des vorigen Jahr-

hunderts sich um ein Drittel verringert hat, nach außen, ein Zeichen steigenden Wohlstandes. Die Zahl der Einwohner beträgt 1349, der Häuser 277. Seit 1902 hat Rhoden eine vorzügliche Wasserleitung, die nicht nur Menschen und Vieh zu gute kommt, sondern sie auch vor weiteren Verherungen durch Feuer schützt.

Das ist kurz die Geschichte Rhodens. Noch liegt es da in seiner alten ländlichen Schönheit. Auf den Straßen hallt noch das Posthorn. Auf dem Felde bestellt noch der Landmann die Äcker seiner Väter. Ob es noch lange so bleiben wird? An Anmut wird Rhoden und seine Feldmark verlieren. Der Wohlstand aber wird sich heben; denn das Land ist leicht zu bestellen und bringt reiche Erträge. Die Bürger aber, schlicht, sparsam und fleißig, doch stolz auf ihre alte Stadt, werden sicher auch unter neuen Verhältnissen die alten bleiben.

Pfarrer Grünewald-Rhoden.

Um von den Gaben des Erdbodens dieser Landschaft noch einiges zu sagen, wollen wir hervorheben, daß bei Rhoden die Töpfertonlager schon in früherer Zeit gut ausgebeutet wurden. Man findet bei Wrexen und Schmillinghausen Kupfersanderze, an einigen Stellen östl. von Rhoden Gipsstöcke, vor allem Muschelkalk im mächtigen Massiv des Quast; bei Ammenhausen und Wethen auch Versteinerungen und im Buntsandstein eingebettete Quarzkörnchen.

Das lebhafteste Interesse erregen aber von den Bodenschätzen der Rhodener Umgebung die ausgedehnten Bänke weißen Sandsteins, der in den Brüchen des Steinbergs gewonnen wird. An schroffen Felswänden schweben Arbeiter, von Leitern und Seilen gehalten, eiserne Keile in das Gestein eintreibend und Pulverlöcher ausbohrend. Gewaltige Sprengschüsse werden bald die starren Steinmassen vom mächtigen Erdpanzer ablösen. In einer Steinbruchschmiede werden die Werkzeuge geschärft. Vor einem andern Gebäude sind die Steinhauer beschäftigt, aus den Steinblöcken feines Steinwerk herauszuarbeiten. Die behauenen Steine werden nach allen Richtungen, vorzüglich nach Westfalen, befördert.

Noch mehrere Werkstätten gewerbtätigen Schaffens in Wrexen fesseln unsere Aufmerksamkeit. Am Mühlengraben, der sich oberhalb Wrexen von der Diemel abzweigt und mit der durch das Dorf fließenden Orpe verbunden hat, stehen Papierfabriken, Mahl- und Sägemühlen. Nach eingeholter Erlaubnis schreiten wir durch eine der bedeutendsten Pappfabriken, „Mißgunst" genannt, die aus geringen Anfängen zu einer leistungsfähigen industriellen Anstalt sich entwickelt hat. Das Rauschen und Brausen der Turbinen und Wasserräder, das Puffen, Zischen und Schwirren der Dampf- und Arbeitsmaschinen, verbunden mit dem geschäftigen

Treiben der Arbeiter, hält uns auf einige Augenblicke ganz im Banne des Fabrikbetriebes. Die Erzeugnisse desselben sind Pappen zu Hutschachteln und Kästchen, Buntpapier zu Bücherschalen ꝛc., Fabrikate, die in ungeheuren Ballen zu massenhaftem Verbrauch zum Versand kommen. Bei den Sägemühlen sitzen wir auch kurze Zeit und sehen dem „Räderspiele und den Wassern zu".

Aus dem rauschenden Getriebe hinaus in die friedliche Stille, aus dem beengenden Maschinenraume auf die weite, sonnige Flur! Wir besuchen nun ein Stück unseres waldeckischen Landes, dessen Bewohner schlicht und bieder in treu deutschem Geiste als echte Waldecker leben und schaffen, ein Land, dessen Eigentümlichkeiten und Schönheiten dem Maler reizvolle Motive bietet: „das rote Land" (im engeren Sinne). Zur weiteren Wanderung ladet uns das anmutige, wiesengeschmückte Tal der Orpe ein. Der Gemeindebezirk Orpetal besteht aus einer Anzahl vereinzelt im Tale liegender Wohn- und Arbeitsstätten. Er war in früherer Zeit ebenfalls der Schauplatz eifrigster Betriebsamkeit, denn in einigen Hütten, Hammerwerken und Schmiedewerkstätten war die Eisenproduktion ein einträglicher Erwerbszweig. Da herrschte auch in dem Orpetale ein lautes, geschäftiges Treiben, und aus den nahen Wäldern hallten die dumpfen wie die hellen Klänge rastlosen Gewerbefleißes wieder. Heute ist die Gegend gar still, Mühlen und einzelne Gutshöfe nehmen die Stelle der eingegangenen Gewerke ein und schmücken das landschaftliche Bild mit sanfteren Reizen. So steht manches Haus hier oder dort im grünen Wiesengrunde oder an buschigem Hügel, von Gärten umgeben oder vom Bache umrauscht, und heimelt uns an in seiner schmucklosen Einfachheit als eine Stätte voller Lebenswärme, gediegener Behaglichkeit und ländlichen Friedens. Meist haben diese kleinen Landsitze die Namen der alten Gewerke behalten. Wir finden auf unserer Wanderung talaufwärts Biggen-, Ottens-, Pickhards-, Rhoder- und Kohlgrunder Hammer. Die Gemeindestraße auf dem rechten Orpeufer, von Wrexen ausgehend, schlängelt sich



Abb. 33. Berndorf.

am Fuße einer Hügelreihe hinauf, verläßt beim Biggen-Hammer den breiteren Diemelgrund und biegt ins engere Tal der Orpe ein. Rechts der Diemel, am Ausgange des Orpetales, liegt der größere Gutshof Billinghausen. Über drei Stunden lang führt die Straße in vielen Biegungen das liebliche Tal abwechselnd auf dem linken und rechten Ufer des Baches durch die zahlreichen Krümmungen in südlicher Richtung bis Canstein hinauf. Bewaldete Bergketten begleiten uns beiderseits bis zur Bruchmühle. Von links schließen das Tal ein: großer und kleiner Kehlberg, Wurmsberg und Stämmeken; von rechts: der ausgebuchtete Westabhang des uns bekannten Rhoder Holzes. Die Bergabhänge sind gut bewaldet, den Talgrund schmücken freundliche Auen fruchtbarer Wiesen. Auf der Denkelbrücke überschreiten wir die Orpe. Hier tritt die Rhoder Straße, von Osten kommend, ins Tal ein, folgt dessen Laufe bis gegen den Rhoder-Hammer, biegt dann um den Wurmsberg herum und führt nach Helmighausen. Da, wo die Orpetalstraße vom rechten auf das linke Ufer des Baches wieder herüberspringt, liegt am Fuße eines ins Tal vorgerückten Hügels die Bruchmühle.

Dieser runde, jetzt ziemlich platte Hügel trug in alter Zeit das kleine feste Schloß Brobeck. In harten Fehden oft zerstört, wurde es wiederholt aufgebaut. Vor ihr wurde 1378 bei einer Belagerung der Bischof Simon von Paderborn, Graf von Sternberg, tödlich verwundet. In ihr suchte man für die Gräfin Eva, die einzige Tochter des Grafen Otto IV. von Waldeck, Zuflucht vor der wütenden Pest, an der sie dann doch hier ihr junges Leben aushauchen mußte. Die zu jener Burg in Beziehung gestandene Bruchmühle müßte eigentlich Brobecker Mühle genannt werden; ihre Bewohner haben einen eigenen Totenhof. Nach einviertelstündiger Wanderung befinden wir uns vor der herrschaftlichen Meierei Eilhausen, die von der blinkenden Orpe umflossen wird. Auf dem Gemüsegarten stand vordem ein Schloß waldeckischer Grafen. Schon 1021 wird hier des Besitzes eines Grafen Dodico Erwähnung getan. In dem späteren Schlosse starb der fromme Graf Wolrad. Auch ein Dorf hat hier sein Bestehen gehabt. Von dem Schlosse hatte das Amt Eilhausen seinen Namen erhalten. In einer westlichen Talbuchtung liegt das hübsche Dörfchen Kohlgrund, eine jüngere Ansiedlung der Talbewohner. Wie der Name besagt, verdankt der Wohnort den im Tale seßhaft gewordenen Köhlern und Schmiedemeistern seine Entstehung (der Köhler-Grund). Das früher dem Prinzen Erich von Waldeck gehörige

Haus ist von seinem jetzigen Besitzer vergrößert und nebst schönem Terrassengarten in einen wohligen Ruhesitz für Sommerfrischler unter dem Namen „Bethanien" umgewandelt worden. Wir überschreiten nun auf weiterem Gange einmal die waldeckische Grenze, um uns in der Talstrecke umzusehen, die dem ganzen Landschaftsbilde einen wirkungsvollen Abschluß gibt, auf die auch das waldeckische Grafenhaus bis zum 30jährigen Kriege Herrschaftsrechte besaß.



Abb. 34. Twiste.

Nahe dem preußischen Grenzorte Udorf engt sich das Tal ein, und die Bergwände erheben sich in steilen Kalkfelsen von der Talsohle auf. Eine ungefesselte Urkraft hat hier eine natürliche Romantik geschaffen. Hohe, tiefgrüne Waldkulissen, von Tannen, Eichen und Buchen aufgestellt, schieben sich von rechts und links in dem Felsentälchen vor; die mit weißstämmigen Birken umsäumte Straße macht eine Biegung, und neue Naturbilder treten vor das Auge. Eine frühere kleine Papierfabrik und eine Sägemühle beleben das romantische Waldtal. Ein Teich ist der Tummelplatz wilder Enten. Hinter einer zweiten Wegbiegung um die Waldecke reckt sich vor uns aus dem Waldgrunde ein Felsenhügel steil empor, der einen alten Rittersitz trägt, das Schloß Canstein. Vor ihm lagert in der Talbreite das gleichnamige Dorf. Hier hauste vor alter Zeit ein rauhes, abenteuerlustiges Geschlecht, das viele Fehden in die Nachbarorte trug, die Herren von Papenheim zum Canstein. Das heutige Schloß ist ein nüchterner, anspruchsloser Bau. Die Felsen des Schloßhügels bestehen aus Kalk der Zechsteinformation.

Noch einmal kehren wir ins rote Land zurück. Wir ersteigen bei Eilhausen einen Bergvorsprung vom Stucksforst. Eine Waldblöße gewährt uns

freien Ausblick, und das Moos, das einen Felsen deckt, dient mit diesem als Ruhebank. Da grüßen uns die zwischen lieblichen Hügeln eingebetteten Dörfer Neudorf und Hesperinghausen. Helmighausen liegt zwar etwas näher, aber versteckt für unsere Blicke, weil etwas tiefer. Freundliche Fluren und Obstgärten umgeben die Wohnorte, gut bewaldete Berge umrahmen die anmutige Landschaft. Könnten sie reden, diese Hügel und Berge, ein interessantes Bild würden sie uns aufrollen, und ein uns fremd gewordenes Leben würde uns hier umgeben. Drüben winkt von Bergeshöhe her über dem Diemelflusse der Turm von Marsberg. Dort stand die Sachsenfeste Eresburg. Als sie erobert und das Volk bezwungen war, ließ Karl der Große das Werk friedsamer Eroberung beginnen. Statt der waffenkundigen trotzigen Krieger durchschritten die Füße der Glaubensboten diese Lande. Was Bonifatius in der Edergegend den Franken, das wurde sein Schüler Sturm den Sachsen, ein eifriger, glaubensmutiger Apostel. An Stelle der Lagerplätze der Krieger erhoben sich hier im Laufe der Zeit Kapellen, Kirchen und Klöster.

Ein Gang durch die Dörfer des roten Landes wird uns nicht langweilig. Hie und da liegt neben bescheidenen Wohnhäusern mancher stattliche Bauernhof. Helmighausen besaß ehemals sogar einen alten Adelssitz. In Hesperinghausen besuchen wir Bunsens Maschinenfabrik. Am Wege nach Marsberg erhebt sich ein schönes Kriegerdenkmal. Vor dem Silberbande der Diemel liegt am Fuße des Schartenberges das Grenzförsterhaus Kuckuck. So bieten uns malerische Dörfer, gewerbfleißige Plätze und Orte mit historischen Erinnerungen im roten Lande eine Fülle von Sehenswürdigkeiten.

Der Twistegrund und das Wattertal.

Zwischen dem nach Norden abfallenden oberen Orpetal und dem breiten, tieferen Twistegrunde breitet sich ein Höhenzug aus, dessen ausgedehnter Rücken durch vielfache Erhebungen und Senkungen in seinem Hochlandscharakter die starre Einförmigkeit verliert. Den Ostrand dieser kleinen Hochlandschaft, die für den Twistegrund die vorteilhafte Rückwand gegen Norden bildet, haben wir von Arolsen und Mengeringhausen aus bereits beschritten. Wir überqueren jetzt den Höhenzug in seiner Mitte. Von Canstein aus führt uns ein Quellbachtälchen der Orpe hinauf in die breiten Senken von Vasbeck mit ihren freien Feld- und Wiesenfluren. Der Boden in der Umgebung dieses Ortes wird nicht nur landwirtschaftlich

mit gutem Ertrage ausgenutzt, man sucht ihn auch bergmännisch auszubeuten. Man mutete auf Eisenerze, und in letzter Zeit ist auch eine Zinkerzgrube in Betrieb gekommen. Außerdem finden wir in der Nähe einen Steinbruch (Kalkstein der Zechsteinformation) und ein Ziegelwerk. Im Westen, nach Wirmighausen hin, und nach Süden in den breiten, flachen, aber hochgelegenen Kuppen tritt schon Grauwacke, Tonschiefer und Kieselschiefer hervor. Bei Gembeck fand man neuerdings Cölestin, ein Mineral, das bei der Rübenzuckerfabrikation benutzt wird. Nahe bei dem Dorfe Gembeck liegt an dem hohen Bergrücken der Gutshof Ober-Gembeck, wo 1457 das Kloster Flechtdorf schon eine Besitzung hatte. Auf den Höhen um Gembeck her und bei der nahen Försterei Frederinghausen genießt der Wanderer einen freien Umblick über waldeckische Berg- und Hügellandschaften mit ihren malerischen Wohnstätten.

Vor uns liegen die Talbreiten der Twiste und ihre nördlichen Seitentälchen, in welche die eben überstiegenen Höhen sich langsam abstufen. Unter der Bezeichnung „Twistegrund" begreift der Landmann alle die Niederungen zwischen Berndorf bis Cülte, durch die die Twiste und die ihr auf dieser Strecke zueilenden Gewässer fließen. Der Twistegrund ist ein tiefgehendes Quertal von nordöstlicher Richtung, ein mächtiger Querriß durch das Sandsteingebirge, durch den dieses in eine kleinere Nord- und eine größere Südhälfte abgeteilt wird. Zahlreiche starke Abflößungen haben die aus brüchigem Sandstein bestehenden Abhänge der Hochlandschaften in viele schluchtenartige Seitentälchen zerrissen, so daß das Sandsteingebirge hier im Haupttale wie ausgefranst erscheint und in verschiedenen Bergformen aus demselben sich erhebt. Von Berndorf bis zum Gute Bilstein, rechts der Twiste, wandern wir in einer breiten Talmulde, in welche alle die kleinen Seitentäler mit den Rinnsalen, als den Nebenadern zur Hauptader der Twiste, einmünden. Hier liegen die Dörfer Berndorf (Abb. 33), Mühlhausen, Twiste (Abb. 34). Stellenweise finden sich in der Talsohle Sümpfe, aber die feuchten Wiesen liefern reichliches Futter. Durch den angeschwemmten weichen Boden wälzt die Twiste ihre meist trüben, rotgelben Wasserfluten. Die Ackerfelder der sanften Gehänge sind fruchtbar. Vorzüglicher Getreidebau und lohnende Viehzucht begründen den Wohlstand der Bewohner in den Twisteniederungen. Die durch die Täler führenden Landstraßen sind mit schönen und ertragfähigen Obstbäumen bepflanzt (Berndorfer und Twister Straßenstrecken). In den Twistegrund senkt sich auch die Bahnlinie Arolsen—Corbach herab, die

das Dorf Twiste durchschneidet und in der höher gelegenen Feldflur von Berndorf auf die Corbacher Hochebene emporsteigt. Im Jahre 1568 schon wurde bei Twiste ein Kupferbergwerk angelegt, aus dessen Kupfersanderzen später auch Silber ausgeschieden werden konnte.

Unter den Seitentälern auf dieser Strecke ist das von rechts einmündende Tal der Wilde das bedeutendste (das längere erste Wildetal liegt bei Wildungen). Es beginnt seinen Lauf in der preußischen Enklave Höringhausen und nimmt in seiner Breite bei Nieder-Waroldern eine Anzahl



Abb. 35. Elleringhausen.

kleiner Waldtälchen auf. Die kleinen Quellbäche derselben rieseln der Wilde zu, und diese strömt durch schöne Wiesengründe in die Twiste. An ihren, von Erlen oder vom nahen Waldgebüsch beschatteten Ufern liegen, gelehnt an den Fuß des Langen Waldes, mehrere Mühlen und die Dörfer Elleringhausen (Abb. 35) und N.-Waroldern. Die eine Viertelstunde vom Dorfe gelegene Hünenburg, eine runde Bergkuppe, der Sage nach von Hünen bewohnt, hat vielleicht eine altsächsische Feste getragen. In den Quellentälchen weiter oben finden wir in anmutigen, frischgrünen Verstecken der Waldgegend südöstlich Dehringhausen, südwestlich Ober-

Waroldern, beides Orte mit fruchtbarem Gelände, und den Gutshof Mahlberg. In einer Talschlucht südwestlich von Twiste kommen wir auf den Hof Rocklinghausen. Auch bei N.-Waroldern soll in alter Zeit eine Burg gestanden haben. Gegenüber der Wildemündung fällt eine von Norden kommende enge, schattige Waldschlucht in den Twistegrund nieder, der „Cappeler Graben". Durch ihn leitet ein vielbegangener Fußweg nach Mengeringhausen und Arolsen. Von dem westlichen Uferrande dieser Schlucht leuchtet durch das Grün von Baum und Strauch die Meierei Cappel freundlich nieder. Vor Zeiten stand hier auch eine Kirche.

Vom Gute Bilstein ab treten die felsigen Bergabhänge näher heran, das Tal wird enger. Der frühere Braunser Hammer ist jetzt ein Sägewerk. In einer Talbiegung breitet sich das Dorf Braunsen aus, das um 1480 aus einem adligen Gute entstanden ist (Abb. 36). Hinter einigen hübschen Bauernhöfen steht am Fuße des Nordabhanges zum Tal die kleine alte Dorfkirche. Der ziemlich gerade Verbindungsweg aus dem Süden unseres Landes über den Langen Wald und über Braunsen nach Arolsen führt den Kniebrecher hinan, eine merklich steile Bergseite am Südabhange der Talwand. Auf der Höhe des letzteren hat man einen herrlichen Blick in das Tal und seine Waldschluchten, über die blinkenden Wohnhäuser auf der grünen Flur und über die wogenden Wipfel der Waldbäume. Wunderbar sind die Lichtwirkungen und das Schattenspiel am Sommerabend auf den Bergrändern über dem Twistetal. Hier winken lauschige Plätze unweit gut gepflegter Fußwege zur Ruhe und Erholung, drüben redet die Sage aus dunkelschattigen Gründen und weiß von wilden Jagden im weiten Forste zu erzählen. Über aufgetürmten Sandsteinfelsen schwebt hexenhaft eine Kiefer zur Hälfte in der Luft und streckt ihre Äste wie knöcherne Arme aus. — Bei der Meierei Lefringhausen durchkreuzt die Landstraße Landau—Arolsen das Twistetal. Ein Waldweg biegt rechts ab; wir verlassen den Twistegrund hier, überschreiten eine



Abb. 36. Braunsen.

Höhe, auf deren Nordostabhange die Feldflur der Meierei Büllinghausen ihre Lage hat, und gelangen auf einer Gemeindestraße ins liebliche Wattertal.

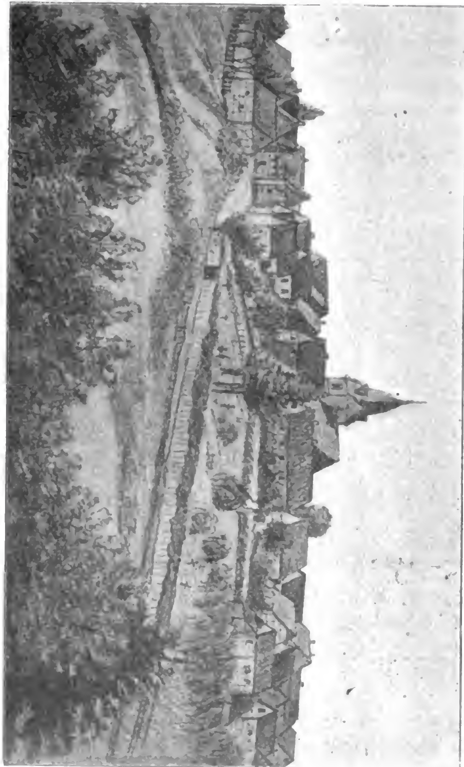


Abb. 37. Landau.

In die Twiste mündet von rechts, eine Viertelstunde unterhalb Cülte, die Watter, die durch ein langes, viel gewundenes, enges Wiesen- und

Waldtal von Freienhagen nordwärts heruntereilt. Ihre Mündung liegt auf preußischem Gebiete, im übrigen Laufe ist sie ein echt waldeckisches Waldkind voll Anmut, Frische und selbstgenügender Verborgenheit. Aber heute muß sie doch einmal weiteren Kreisen bekannt werden. Durch ein kleines rechtes Seitentälchen bringt uns die Gemeindestraße in den nahen Grenzort Lütersheim. Die Furie des 30jährigen Krieges und Feuersbrünste in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben diese kleine Ortschaft schwer geschädigt. Das Dorf ist aus vier Höfen entstanden. In der Nähe soll ein Torfstich sein. Im festen Sandstein bei Lütersheim finden sich kleine abgerundete Quarzkörnchen.

Auf hohem Bergkegel, der fast frei aus dem Wattertal sich erhebt, liegt Landau, der alte Wohnsitz regierender waldeckischer Grafen.

Landau.

Otto I. von Waldeck (gest. 1305) hatte hier ein festes Schloß erbaut oder neugebaut, das 1366 von Heinrich dem Eisernen, nachdem er von einer Wallfahrt nach dem hl. Lande zurückgekehrt war, durch einen Um- und Erweiterungsbau erneuert wurde. Im 18. Jahrhundert ist ein Teil des Schlosses abgebrochen worden. Vorhanden ist jetzt nur noch ein modern umgebauter Flügel inmitten schöner Parkanlagen und das Torhaus mit feinen Verzierungen und Wappen (Abb. 38). Oben befand sich einst die gräfliche Kanzlei. Durch das Torhaus gelangt man auf den Hof der Fürstlichen Domäne. Das Städtchen nimmt den übrigen Platz der Hochfläche ein. Die mäßig breiten Straßen steigen in Krümmungen zum höchsten Punkte des Wohnortes, dem Kirchplatze, wo sich der kraftvolle Turm der Kirche (Abb. 39) stolz erhebt, ziemlich steil hinan. Hier



Abb. 38. Eingang zur alten Burg.

und da findet man in den Straßen noch ein hübsches Giebelhaus mit zierlichem Gebälk (Abb. 40, 41). Auch bemerkenswerte Steinhäuser sind vorhanden, einstige Sitze adeliger Geschlechter, so der Herren von Hadeln (das jetzige Rathaus) und der Herren von Zertzen. Auf einer Felsenklippe, auf dem „Hohenstein", wo jetzt ein einfaches Bürgerhaus sich erhebt (Abb. 42), stand ebenfalls einst ein den Herren von Geismar gehöriges Steinhaus. Die schöne gotische Kirche ist in den letzten Jahren würdig erneuert. Der Kirchplatz, bis 1577 Friedhof, und zwar auf der südlichen Seite für die „Honoratioren", auf der nördlichen für die „Bürger", ist jetzt mit Anlagen versehen.



Abb. 39. Landau. Kirchturm.

Die Anfänge des Ortes sind in Dunkel gehüllt. Die Entstehung hängt aber ohne Zweifel mit der Burg zusammen, und die ersten Bewohner waren Burgmannen. Die mündliche Überlieferung freilich will wissen, daß in gefahrvollen Zeiten, wo der Bauer in dem offenen Dorf keinen Schutz fand, die Bewohner dreier, seitdem eingegangener Dörfer sich zusammengetan und auf dem hohen, leicht zu verteidigenden Felsen ein neues Gemeinwesen gegründet hätten, nämlich die Ortschaften Gasterfeld (nicht zu verwechseln mit der in seiner Nähe später angelegten Hugenottenkolonie Philippstal, heute vielfach auch Gasterfeld genannt), Siebringhausen an der Watter nach Freienhagen hin, wo jetzt die Siebringhäuser Mühle steht, und Valhausen, gleichfalls an der Watter, aber nach Lütersheim hin oberhalb der jetzigen Sägemühle gleichen Namens. Abb. 43 zeigt uns das Aussehen von Stadt und Burg um 1600. Hoch erhebt sich diese über die Häuser der Bürger auf einer scharf abfallenden Höhe, sie beherrschend und beschützend. Befestigte Doppeltore und Mauern bewehren die Stadt, die schon in ihrer Lage eine gute Sicherheit hat. Davon sind jetzt nur noch dürftige Reste vorhanden (Abb. 44). Jetzt zählt Landau 819 Einwohner und 155 Häuser. Schwierig war die Versorgung der durch natürliche Befestigung gut geschützten Stadt mit gutem Wasser. So erklären sich die verwüstenden Brände in alter und neuerer Zeit. Im Jahre 1749 z. B. legte das Feuer 50 Häuser nieder, im Jahre 1873 deren 38. Schon 1555 wurde ein künstlicher Wasserbehälter angelegt. Später hob eine im Wattertal gangbare Mühle durch Druckpumpwerk das notwendige Wasser empor (die „Wasserkunst") und füllte 5 „Kümpe". Heute genießt man in dem Städtchen die Wohltat einer Hochdruckleitung. Landau hatte in früheren Zeiten sein eigenes Amt. Die Bewohner treiben Handwerk, Kleingewerbe und Acker-



Abb. 40. Haus in Landau.

bau. Der jährliche Kram- und Viehmarkt wird gut besucht. Landau war wegen seiner Lage für einen Herrschaftssitz wie geschaffen. Nur an einer Seite hängt der Berg in etwas mehr als halber Höhe mit dem ostwärts liegenden Hochgelände in Verbindung. Von dieser Seite führt eine Straße steil die Berglehne hinauf (vor ihrem Eingange in die Stadt liegt, unter der Ringmauer hinführend, der Friedhof). Ein zweiter Eingang zur Stadt befindet sich auf derselben Seite weiter nordwärts. Erst unten im tieferen Gelände teilt sich die Straße nach den Richtungen Arolsen und Wolfhagen. Von der Höhe des Berges, auch vom Schlosse aus, beherrscht der Blick die nähere und weitere Umgebung. Der Bergkegel selbst trägt auf seinen Abhängen grünende Gärten, deren Baumwipfel teilweise bis an die ersten Häuser heranreichen. Den oberen Bergrand schmückt das Grün einzelner Hausgärten; aus dem Schloßgarten erheben sich mächtige Baumkronen, zwischen denen die Gebäude traulich herausschimmern (Abb. 45). Vor dem steilen, teils gut bewachsenen Westabhange zieht tief unten die grüne Aue des Wattertales her, aus der eine stattliche Mühle grüßt (Abb. 46). Herrliche Ausblicke talauf und talab eröffnen sich dem spähenden Auge. Da schaut aus einer Talfurche des Langen Waldes drüben aus seinem trauten Versteck das Dörfchen Volkhardinghausen herüber. Eine lachende Landschaft breitet sich dort auf den östlichen Höhen aus, wo die Ährenfelder und Feldwiesen grünen, und hoch über dem Wipfelmeer der nächsten Wälder die Weidelsburg die Umschau hält. Nach Westen dehnen sich neben den dunkeln Tannenwäldern die lichtgrünen Wogen der Laubwaldberge aus.


Abb. 41. Haus in Landau.

Karl Kliffmüller und Pfarrer Budde-Landau.

Wir steigen zu Tal und folgen dessen Krümmen um die Berge und Hügel. Der Weg hebt uns sanft empor auf ein hügeliges Ackergelände. Wir sind im Gebiete des Langen Waldes, und vor unsern Blicken rauchen die Schornsteine des schon von Landau aus erblickten Volkhardinghausen. Links am Wege stehen zwei neue, in Ziegel und im steifen Steinkastenstil aufgerichtete Wohnhäuser vermögender Besitzer, die wie zwei Stadtdamen in eine bäuerliche Umgebung gestellt sind. Außer drei oder vier gefälligen Bauernhöfen zählt der Ort noch viele kleinere, schlichte Häuser. Vor allem aber fällt ein altes steinernes Gebäude mit hohem Dach und mit noch höherer, in den oberen Außenkanten treppenartig ausgezackten


Abb. 42. Haus in Landau.

Giebelwand auf; es ist der Rest des früher hierselbst bestehenden Klosters (Abb. 47). Der Giebel deckt ein langgestrecktes Gebäude mit hohen spitzbogigen Fenstern (Abb. 48, 49). Das Kloster war wahrscheinlich das älteste im Lande, anfänglich ein Augustinernonnen- und kurz vor der Reformation umgewandelt in ein Mönchskloster. In der Reformation wurde es in ein **Hospital** umgewandelt, das im 30jährigen Kriege einging.



Abb. 43. Landau um 1600.

Aus der Verteilung der Klostermeierei ist das Dorf am Rande eines flachen Bergrückens entstanden. Am Fuße desselben bettet sich im buschumwachsenen Wiesengrunde der etwa 7 Morgen (1,75 ha) große **Klosterteich** ein. Der mit Obstbäumen bestandene grasige Dorfrain mit den hinter ihm halb versteckten Häusergruppen spiegelt sich in der schönen Wasserfläche. Ganz nahe heran treten die Schatten des hohen Buchenwaldes, das jenseitige Ufer umsäumen Schilf und Binsen, und an dem das untere hohe Ufer bildenden Dorfwegrande schlagen die klaren Wellen an die aufgeworfenen Steine und schaukeln einen alten Kahn. Wenn im Sommer die leise kräuselnden Wasserwellen im Sonnenlicht eines Sonntagmorgens blinken, Leute des Dorfes hin und her am weiten Ufer in der schönen Natur sich ergehen,

vom nahen Kirchturm in Landau die Glocken läuten und nur das ferne Geschrei eines Waldvogels die feierliche Stille in Feld und Dorf und Wald unterbricht, dann empfindet man so recht die eigenartige Schönheit dieses verborgenen Winkels am Langen Walde.

Eine Waldstellung über die östlich an die Volkhardinghäuser Feldmark grenzende Anhöhe führt in ein zweites versteckt liegendes Seitentälchen der Watter, worin der Siebringhäuser Teich seine Wasser ruhen läßt. Buchenhochwald und junger Tannenschlag umstehen seine Ufer. Düster dehnt sich die Flut im Waldschatten und verbirgt sich im hohen, dichten Schilf. Hier finden Wildenten ein sicheres Versteck und reichliche Nahrung. Die Umgebung war vor alters der Wohnplatz friedsamer Landleute, denn hier lag das Dorf Siebringhausen, oder Severinghausen genannt. Unruhige, böse Zeiten nötigten die Dorfbewohner, diese entlegene Waldeinsamkeit zu verlassen, ihren Wohnsitz aufzugeben und in größeren Gemeinden Existenz und Schutz zu suchen. Der Fußweg durch den schattigen Buchenhochwald über einen Waldrücken hin läßt uns das obere Wattertal beschreiten. Engbegrenzte Waldbilder umgeben uns, voll stillen, gemütansprechenden Naturlebens. In sanften Wölbungen senken sich die Berge zum Tal, überall mit dichtem Laubwald bedeckt, der bis auf den schwellenden Rasen des Wiesengrundes herabreicht. Wunderhübsche Gruppierungen von vollwüchsigen Buchen, lichtgrünen Birken mit ihrem hängenden Rutengezweig, dahinter mit finstern Tannen wie mit ausschauenden Türmchen abgeschlossen, geben dem Landschaftsbilde den eigentümlichen Reiz. Plötzlich raschelt und knackt es im gegenüberliegenden Walde. Ein Wildschwein mit buntgestreiften Jungen eilt vorüber und sucht Unterschlupf in einem Dickicht junger Tannen. Auf unserm Gange am Waldsaume erschreckt uns leise ein Birkhuhn, das aus dem Gezweig einer alten Buche in die



Abb. 44. Landau. Stadtmauer.

dichteren Baumwipfel flattert. Da, wo zwei Mühlen, die zur Gemeinde Freienhagen gehören, das Waldtal beleben, legt sich das offene Feld ins Tal hernieder, wir stehen am Saume der idyllischen Waldlandschaft.

Der Lange Wald, das Hochland von Freienhagen und der Alte Wald.

Zwischen den Tälern der Twiste, Wilde und Watter dehnt sich ein Teil des Sandsteingebietes als ein Hochland aus mit nordöstlicher Abdachung und Talfurchung, der Lange Wald. Wie der Name andeutet, ist seine gesamte Bodenfläche mit ihren Erhebungen und Senkungen gut bewaldet. Dichte Bestände von Fichten, Buchen und Eichen bilden einen ausgedehnten zusammenhängenden Forst, durch dessen breite Stellungen über den höchsten Rücken der Weg nach Arolsen führt, während viele Kreuz- und Querwege und schmale Fußpfade sich oft durch ungelichteten Hochwald oder wildverschlungenes Gebüsch mühsam bahnen müssen. Vom Twiste- und Wildetal aus gesehen, tritt der Lange Wald als ein ziemlich hohes Mittelgebirge gegen die niederen Landschaften vor. In Wirklichkeit erreicht das Hochland nach Westen hin seine höchsten Erhebungen, die zusammen einen Hochrücken mit einer Durchschnittshöhe von 377 m bilden. Die Abhänge sind auf dieser Seite auch steil, oft jäh und zeigen völlig den Mittelgebirgscharakter. Nach dem Wattertal senkt sich der Lange Wald bis zu den Formen einer abgerundeten Hügelkette herab. Die Ausdehnung beträgt von Braunsen bis vor Freienhagen zwei Wegstunden für einen rüstigen Fußgänger, die Breite würde der letztere in $1^1/_2$ Stunde abschreiten.



Abb. 45. Schloß in Landau.



Abb. 46. Mühle bei Landau.

An nebligen, trüben oder gar regnerischen Tagen ist ein Gang über den Langen Wald eintönig, ja recht beschwerlich, aber bei freundlicher

Witterung ist es eine Lust, die weite Waldung zu durchschreiten. In ihr gibt es manches, was Auge und Herz erfreut. Freilich muß man zuweilen auch ein Stück vom Wege abgehen. Von Braunsen kommend, biegen wir etwas links ein und besichtigen die Clus, eine aus Sandstein sich erhebende Felsmasse, die der Sage nach von einem Einsiedler bewohnt gewesen sein soll, der das Christentum in diese Gegend brachte. Die ansprechendsten Partien finden sich auf dem eigentlichen Hochrücken im Westen. Liebliche, freundliche Bilder bietet der Wald selbst. Bald führt der Weg durch schattige Säulenhallen hochstämmigen Buchen- und Eichenwaldes, wo der wilden Taube dumpfes „Ruku-deku" die schwermütige Waldstille durchtönt, und dann wieder aus der Nähe ein sprödes Knarren verkündet, daß Meister Specht allda sein Handwerk treibt. Bald gehen wir auf breitem, grasigem Wege in schnurgerader Richtung durch einen dichten, jungfröhlichen Tannenschlag. Rechts und links stehen die frischwüchsigen, über manneshohen Bäumchen kerzengerad in Reih und Glied; auch wenn der Wind daherbraust, und die Eichen und Buchen ihre grünen Häupter schütteln, so rühren sie kein Glied. Dort kommen wir vor einer kleinen Anhöhe auf einen geräumigen, freien Platz. Hier scheint der Wald einen Festtag zu feiern, denn wie vornehm ist doch diese Stätte geschmückt! Eine gewaltige Eiche breitet segnend ihr Äste aus, und aus ihrer belaubten, weiten Krone erklingt heiteres Leben, und fallen Sonnenstrahlen wie goldene Pfeile nieder. Ihr gegenüber blinken die silberhellen Stämme dreier Birken, deren herabwallendes, lichtgrünes Gezweig ein kraftvolles Quellen und Übersprudeln flüssiger Massen bildlich darstellt.



Abb. 47. Kloster Volkhardinghausen.

Alte hohe Tannen stehen im Hintergrunde und werfen ihre großen Schattenbilder auf den weichen Teppich von Moos und Gras. Nach einer längeren Wanderung vernehmen wir Hahnenschrei und Männerstimmen; wir kommen vor eine große Lichtung. Rauchwolken ballen sich und zergehen über den Baumwipfeln, dort steht die Waldschmiede von Volkhardinghausen. Das ungewohnte Bild, Schmiedefeuerschein im Walde, und dazu die weithin klingenden Hammerschläge auf Eisen und Amboß, fesselt wohl jeden Wanderer an dieser Stätte. Zuweilen herrscht hier auch noch ein viel regeres, lauteres Leben, Lust und Fröhlichkeit, denn der freie Rasen unter den Eichen-Baumreihen dient den Volkhardinghäusern zugleich als Festplatz. Drunten an einem Hügelabhange ist das ganze Dörfchen sichtbar. Aber unser Weg führt nach dieser kurzen Unterbrechung wieder durch den schattenreichen Wald und zeigt uns dessen wechselvolle Bilder.



Abb. 48. Kloster Volkhardinghausen.



Abb. 49. Kloster Volkhardinghausen.

Herrlich sind auch verschiedene Aussichten von den Randkuppen, besonders von der Platte aus, in das tiefe, farbenreiche Tal der Wilde. Da liegen wie bemalte kleine Würfel auf gemustertem Teppich die Häuser in den Dörfern, von Wiesen, Gärten und Feldern umgeben. „Wie Fäden durchs Gewebe",

ziehen Wege, Straßen und erlenumsäumte Bäche durch die Auen dahin. Eine kleine halbe Stunde nördlich von Freienhagen verlassen wir das Waldgebiet, und um uns breitet sich ein weites Hochland mit nördlicher Abdachung aus. In dieser Landschaft erreicht das ganze Sandsteingebiet seine höchsten Punkte: die Stirn 476 m, Brandhagen und Heitzelberg 467 m. Die Watter mit den ihrem Tale zuneigenden Senken gibt diesem Hochlande die Furchen und Falten. Der einzige Wohnort dieses etwas einförmigen Hochplateaus ist Freienhagen.

Freienhagen.

Das Städtchen, auf einem in dem Ost-Abhang der Stirn aufsteigenden Hügel lang hingestreckt, von der Talgabelung des oberen Wattergrundes umzogen, von wenigen Gärten umkränzt (Abb. 50), scheint von dem Charakter seiner Umgebung die düstern, schwermütigen



Abb. 50. Freienhagen.

und eintönigen Züge überkommen zu haben, denn es schaut uns mit seinen grauroten Ziegeldächern, seinen alten, schlichten Häusern gar ernst und mürrisch an. Das hohe Kirchdach und der alte vierseitige, breite Turm mit seinem Zwiebelhelm verstärken diesen Eindruck. Aber der Geschichts- und Heimatfreund klopft uns auf die Schulter und flüstert uns zu: „Hier wohnt und wirkt ein biederes, zähes Sachsengeschlecht, und Ort und Umgegend bieten des Interessanten genug!" In der Tat ist Freienhagen ein sehr alter Ort. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier eine alte Volksgerichtsstätte der Sachsen sich befunden hat, zumal der nahe nach Osten liegende Opferberg auf Volksversammlungen zu gottesdienstlichen Zwecken hindeutet. Ganz gewiß hat diese Umgebung, die wegen ihrer hohen, freien Lage weite Umblicke in die Lande gestattete, eine größere Bedeutung gehabt schon zur Zeit des mächtigen Frankenreiches. 1253 werden schon Bürgermeister und Bürger zu Freienhagen genannt: 1371 hatte die Stadt auf allen Seiten Ringmauern, 1376 „Tornlüde und Wächter". Schon vor dem Jahre 1433 bestand hier ein Wilhelmitermönchskloster; Schutzbriefe der waldeckischen Grafen an den Prior des Klosters und den Rat der Stadt lagern noch auf dem Rathause. Das Klostergebäude stand mutmaßlich auf dem Platze des heutigen Pfarrgartens und hinter der Schule.

Ein Friedhof lag auf der Stätte des heutigen freien Kirchplatzes, denn daselbst werden noch heute bei Erdarbeiten menschliche Knochenreste gefunden. Das Kirchengebäude, ein schlichter, massiger Sandsteinbau, zeigt im Innern romanische Grundlagen, denen bei späteren Umänderungen und Ausbesserungen gotische und andere Formen aufgesetzt worden sind. So sind die übergreifenden, schieferbeschlagenen Holzstockwerke des Turmes ein Werk späterer Zeit. 1615 wurde Freienhagen auf Anstiften der Herren von Malsburg, die mit der Stadt im Streite lagen, von einer bewaffneten Schar überfallen, wobei 20 Bürger in Gefangenschaft kamen. Freienhagen ist regelmäßig gebaut. Der Ort hat eine durchgehende Hauptstraße, eine nördliche und südliche Hinterstraße und einige Quergassen. Alle Häuser sind Fachwerksgebäude, stehen meist mit den Giebeln nach der Straße und vereinigen zwar unter ihren Dächern Wohn- und Wirtschaftsräume für landwirtschaftlichen Betrieb, doch nicht in vollkommen sächsischer Bauart. Übrigens bestehen jetzt im Orte auch zwei fränkische Hofanlagen. Nur ein Gebäude, der neue Schulhaus-Erweiterungsbau, ist massiv errichtet. In seiner Grundmauer liegen Urkunden über die zeitlichen Ortsverhältnisse aufbewahrt. An der durchziehenden Landstraße nach Wolfhagen liegt unmittelbar vor dem Abhange des Hügels der ebene Platz „am Steinborne“. Hier soll der Stuhl des Freigerichts sich befunden haben; derselbe war einer der berühmtesten der westfälischen Femgerichte, besonders unter dem stolzen Freigrafen Sigismund Manegold aus Niederstein. Von dem Höhnscheider Berge oder auch vom Mittelscheid aus kann man die Stadt aus der Nähe überschauen, sogar von dort in das ländliche Treiben ihrer Straßen hineinschauen. Freienhagen liegt abseits von den belebten, städteverbindenden Verkehrsstraßen, es gewährt der Wohnort bei längerem Aufenthalte in ihm daher nicht nur die Eindrücke eines engumfriedeten Landlebens, wie er kleinen Städtchen eigen ist, sondern gerade Freienhagen hat auch in seinen Gemeindeeinrichtungen, Sitten und Lebensgewohnheiten der Bürger ein gut Stück Mittelalter bewahrt. Bemerkenswert sind in Mengeringhausen und Freienhagen die Volksfeste des Freischießens. Alle Bürger bilden die feiernde Schützengilde. Die Festlichkeit wird bei allgemeiner Beteiligung mit feierlichem Gepränge, lebhafter Bewegung und mit Wahrung aller historischen Züge und Einrichtungen nach gewissen Zeitabschnitten (in der Regel alle vier Jahre) begangen. — Das Gestein der näheren und weiteren Umgebung ist nur brüchiger Sandstein, hier und da nur loser Sand (am Sandberge), nach der Watter hin ist derselbe mit Lehm vermischt, und dort ist der Boden ziemlich fruchtbar. Infolge ihrer hohen, freien Lage ist die Gemarkung schon öfters von schweren Hagelschäden heimgesucht worden. Ebenso haben in früheren Zeiten schreckliche Feuersbrünste große Verheerungen in dem Städtchen angerichtet; 1780 brannten 46 Häuser ab. Im 7jährigen Kriege lag ein kleiner Teil französischer Truppen in und vor der Stadt, glücklicherweise nur auf wenige Tage. Durch Fleiß und beharrliches Vorwärtsstreben seiner Bewohner hat sich Freienhagen aus unverschuldeter Armut und Verödung zu einem aufblühenden Orte emporgehoben. Jetzt zählt die Stadt 755 Einwohner und 135 Häuser.

Wenige wissen, daß ihnen auf der Stirn bei Freienhagen ein Aussichtspunkt geboten wird, wie es nur wenige im waldeckischen Lande gibt. Was demselben an Naturschönheiten der näheren Umgebung abgeht, das

wird ihm an Weite der Fernsicht und Umfang des Rundblickes ersetzt. Vor allem sei hervorgehoben, daß man hier in alle drei Kreise des waldeckischen Landes schauen kann. Im Süden liegt vor den Blicken das Dorf Netze wie in einer breiten Landmulde, rechts grüßen Stadt und Schloß Waldeck auf Bergeshöhe über weite Feldfluren herüber, weiter südwärts erhebt sich aus heller, waldfreier Landschaft der Kirchturm von Bad Wildungen, neben ihm schimmert über sichtbaren Baumwipfeln Schloß Friedrichstein und ein Teil von Alt-Wildungen. Über dem Wildunger Walde ragt die Altenburg a. d. Schwalm mit ihrer Kuppe empor, rechts tauchen Homberg, Auenberg, Aschkuppe, Kellerwald, Traddel und Quernst ihre Gipfel und Bergrücken in den hohen blauen Himmelsraum. Im Süd-Westen und Westen sehen wir die Kirchturmspitze von Sachsenhausen, Försterhaus und einige Wohnungen von Basdorf, in weiterer Ferne die Höhen von Fürstenberg, rechts schweifen die Blicke über die Bergmassen des Uplandes hin, zwischen dem Kahlen Pön und der Fürstenberger Höhe tritt bei klarem Wetter der Astenberg in den Gesichtskreis. Auf dem Wipfelrande des vorstoßenden Schybelscheids (Schiebenscheids) erheben sich die Türme von Corbach und der Eisenberg mit dem Georg Viktor-Turme, rechts von diesen Höhen leuchten Helmscheid, Gembeck, Frederinghausen, Massenhausen heraus, weiter rückwärts recken der Gipfel des Padbergs hinter Adorf und der spitze Kirchturm von Marsberg sich empor. Im Norden liegen in nächster Nähe Dehringhausen, rechts Landau, im Hintergrunde Rhoden mit seinem Schloß, Dehausen, Ammenhausen und Herbsen. Würde hier auf der Stirn ein Turm errichtet, so würde Arolsen, das von dem Langen Walde etwas verdeckt wird, und noch manche waldeckische Ortschaft sichtbar werden. Weiterhin sieht ein scharfes oder mit Fernglas bewaffnetes Auge die Eisenbahnzüge von Warburg nach Bonenburg laufen, und ostwärts schweifen die Blicke weit hinein in die hessischen Lande, am Weidelsberge vorüber nach dem Habichtswalde und dem hohen Meißner. Großartig ist der Ausblick da oben nach einem niedergegangenen Gewitter. Wenn dann die reine, frische Luft mit leisen Schwingen über das Wipfelmeer der Wälder zieht, dehnt sich der Himmel in tiefem Azurblau, die Nachmittagssonne vergoldet die weiten, vielfach gebänderten Felder, die Wiesengründe liegen im leuchtenden Grün, die Berge der Ferne treten in scharfen Umrißlinien hervor, und endlich senkt sich am Abend der feuerrote Sonnenball hinter den Wäldern nieder. So kann der Wanderer auch auf der Hochebene von Freienhagen trotz deren Eintönigkeit die Schönheit der Natur genießen.

In der ausgedehnten Freienhagener Waldung könnten wir noch manches anziehende Plätzchen aufsuchen. Wir wollen nur einige derselben erwähnen. Von der ostwärts hinziehenden Landstraße zweigt links die Gemeindestraße nach Bühle ab, einem Dörfchen im einsamen Waldgrunde, hart an der Landesgrenze, gegenüber von Wolfhagen. An der flachen Nordabdachung des Opferberges biegt rechts von dieser Gemeindestraße ein vielbegangener Waldweg nach der Kreisstadt Wolfhagen ab. Weit im Waldgrunde führt dieser Weg am Jeppenteiche her. Ringsherum der ausgedehnte herrschaftliche Forst. Einst befanden sich hier die Wohnungen tätiger Menschen, das Dorf Jeppenhagen. Heute liegt hier und in ernstem Schweigen eine düstere Wasserflut. Fuchs und Wildente beleben die schilfigen Ufer, die Tannen aber stehen in ihrer schlanken Schönheit auf felsigem Grunde drüben vor dem Wasserbecken wie sorgsame Hüterinnen. Rechts des Opferberges gelangen wir auf der Landstraße an den adligen Hof Höhnscheid. An einem sanft ansteigenden Hügel steht das geräumige, zweiflügelige Schloß mit Mansardendach. Um dasselbe liegen der Gutshof, die Feldflur und der prächtige, zum Gute gehörige Buchen- und Eichenwald. An der weiter ins Hessische führenden Straße erfreuen uns einige liebliche Birkenhaine. Einige Tälchen hier und auf dem Freienhagener Gebiet sind als wildreiche Jagdgründe in dortiger Gegend bekannt.

Nach Süden fällt die Stirn ziemlich steil ab in die Gründe des Reiherbachtales. Im Selbacher Grunde wie jenseits im Wattergrunde sprudelt je ein mächtiger, klarer Quell, beiderseits nach kurzem Lauf eine kleine Mühle treibend.

Der breite Bergrücken, der, von der Stirn ausgehend, bis zur Eder hinabreicht, wird geographisch bis hinter Königshagen als der „Alte Wald" bezeichnet. Dem Volke sind die einzelnen Kuppen unter verschiedenen Benennungen bekannt. Nahe bei Freienhagen schreitet man auf der über den Brandhagen gelegten Straße nach Netze durch das „Alte Tor", eine Ortsbezeichnung, die sehr zutreffend ist. Bis hierhin erstreckt sich die Freienhagener Wald- und Feldmark, hier gehen wir aus dem Sachsenlande in das Frankenland. Ein merkwürdiges Naturgebilde stellt uns die Bedeutung dieser Übergangsschwelle vor Augen; auf ihr stehen nämlich, mit der Wurzel verwachsen und in den Kronen geschwisterlich umschlungen, eine Eiche und eine Buche. Die knorrige Eiche ein Bild des rauhen, zähen und biederen Sachsenvolkes, die glatte Buche ein Bild des gewandten, lebhaften Frankenstammes. Die südwestlichen Gehänge des

Alten Waldes stufen sich in das warme, fruchtbare Höhenland von Netze, Böhne und Königshagen (Abb. 51, 52) ab. Hier dehnen sich schöne Feldfluren und Wiesengründe aus, durch den Kamm jenes waldigen Höhenzuges gegen rauhe Nord- und Ostwinde geschützt. Jenseits im Osten nimmt das Elbetal seinen Lauf auf preußischem Gebiete, und noch einmal in ihrem Unterlaufe strömt die Elbe, deren Quellen in den Freienhagener Elbwiesen liegen, über waldeckischen Boden. Netze, ein wohlhabendes Dorf in einem vom kleinen Netzebach durchrieselten Hügelgelände, hat vorzüglichen Ackerboden und üppige Saatfelder. Das Kloster zu Netze ist schon 1228 gestiftet worden. Eine der Kirche angebaute Kapelle diente Jahrhunderte hindurch als herrschaftliche Begräbnisstätte. Nach der Reformation entstand aus den Klostergütern eine herrschaftliche Meierei. Am Waldrande neben der Landstraße Sachsenhausen-Wildungen erblicken wir einen von Obstgärten und Ziersträuchern umfriedigten traulichen Wohnsitz, die Oberförsterei Netzer Tiergarten. Westlich von Böhne erhebt sich der Sengelsberg, dessen Südabhang im Volke die Geldhecke genannt wird.



Abb. 51. Netze.



Abb. 52. Königshagen.

Der Alte Wald, der in seinem südöstlich hinstreichenden höchsten Bergrücken die Länderscheide zwischen dem Kreise der Eder und dem Kreise Fritzlar bildet, stuft sich ostwärts in ein breites Waldgebiet ab, das von der Elbe umflossen wird. Über dieses ragt der des öfteren ge-

nannte und weithin im Waldeckischen sichtbare Gipfel des in selbständiger Höhe sich erhebenden Weidelsberges empor. Er ist eine wahre Reckengestalt unter den Waldbergen der ganzen Umgegend, ein durch die Decke des Buntsandsteins hervorgebrochener Kegel, daher erklärt sich seine isolierte Form. In einem Steinbruche treten die fast senkrecht aufragenden, fünfseitigen Säulen der Basaltmassen zu Tage, die, dicht aneinandergefügt, sich doch einzeln losbrechen lassen. Den Berg krönt eine stolze Ruine, vormals ein fester Rittersitz, und zwar 1398 des Friedrich von Hertingshausen, dann des fehdelustigen Reinhard von Dalwigk. Graf Otto II. von Waldeck erhielt die Burg von Kur-Mainz als Lehen, sie ging aber Waldeck wieder verloren. Die Bergfeste ist nun zerfallen, vier gewaltige Mauerreste eines Hauptgebäudes tragen auf schwindelnder Höhe eine besteigbare und mit Schutzlehne versehene Plattform. Auf dieser bietet sich dem Bergbesteiger ein großartiger Rundblick (auch in die waldeckischen Landschaften) dar. In dem Burggraben haben Waldbäume aller Art ihre Wurzeln in den Felsboden geschlagen, und zwischen dem Mauerwerk und den Klippen strecken sie wachstumsfreudig ihre Stämme und an den Mauerzinnen ihre Wipfel empor. Eidechsen huschen lautlos im tiefen, stillen Hofe dahin, und gespenstisch hallt der Tritt in den öden, dachlosen Hallen wider. Der verwitterte Basalt aber bildet einen fruchtbaren Boden für eine kräftige Laubwaldung des steilen Abhanges.

Sachsenhausen und seine Umgebung, Werbe- und Reiherbachtal.

Ziemlich in der Mitte unseres Heimatlandes liegt auf welligem Hügellande das freundliche Sachsenhausen, bis 1853 Sitz des Oberamtes der Werbe.

Sachsenhausen.

Auch dieser Ort blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. 1246 erteilte der Graf Adolf der hier entstandenen Sachsen-Ansiedelung ein Recht, auf das der Ursprung der Stadt zurückgeführt wird. 1380 wird sogar eine herrschaftliche Burg erwähnt, deren Stätte heute völlig unbekannt ist; 1472 gründete ein gewisser Röttigers aus Cöln hierselbst ein Hospital für 6 arme Personen. Das Städtchen erstreckt sich in der Richtung seiner Haupt- und zweier beiderseits parallel laufender Hinterstraßen vom Hügelabhange bis hinunter auf eine Ebene. Nach Corbach zu soll seine Ausdehnung vordem noch beträchtlicher gewesen sein. Von bemerkenswerten alten Bauwerken findet man wenige Spuren, und auch die meisten Wohnhäuser gehören in ihrem Entstehen der jüngeren Zeit an. Der Ort verliert mehr und mehr den Charakter des Altertümlichen. Die Wohnungen der Hauptstraße, vielfach aus Fachwerk mit roter Sandsteinausmauerung oder auch ganz massiv aus letzterem Gestein aufgebaut wie die schmucken Häuser der unteren

Stadt, entsprechen den praktischen Bedürfnissen ihrer Besitzer, ohne auf ausgeprägten Baustil Anspruch zu erheben. 1818 ist das jetzige Rathaus gebaut, ein durch seine Größe und Querstellung vor dem geräumigen Marktplatze auffallendes Gebäude mit Erker. Auch in Sachsenhausen trifft man schon einige Bauernhöfe fränkischer Bauart an. Die Kirche hat, wie aus ihrer unregelmäßigen Bedachung und dem Turmaufbau zu ersehen ist, im Laufe der Zeiten manche Umänderung erfahren. Ihr zur Seite steht, etwas beengt, das neue Schulhaus. Der moderne Bau des Pfarrhauses hebt sich fremdartig von seiner Umgebung ab. Der links vom Obertore liegende Friedhof wird von hohen Linden mit breiten Kronen stimmungsvoll beschattet. Am Ausgange der Freienhagener Straße steht eine Synagoge. Die Bewohner sind der Mehrzahl nach Landwirte, doch entwickelt sich in dem Städtchen auch schon ein lebhafter, stark jüdischer Geschäftsverkehr. Die Handwerker genügen in ihrer Tätigkeit hauptsächlich den örtlichen Bedürfnissen. In Sachsenhausen finden wir eine Sparkasse im Besitz mehrerer umliegender Gemeinden, eine Apotheke, zwei



Abb. 53. Sachsenhausen.

Ärzte. Der Ort erfreut sich eines lebhaften Durchgangsverkehrs aus dem Ederkreise in den Eisenberger und Twister Kreis. Von hier gehen aus die Landstraßen nach Freienhagen und die Gemeindestraße nach Nieder-Werbe und die nach Ober-Werbe. Sachsenhausen wird einen bequemen Bahnhof an der vorüberziehenden Linie Wildungen-Corbach erhalten. Der Ort gewährt den wohltuenden Eindruck eines regsamen, soliden und gemütvollen Kleinstadtlebens.

Nordöstlich steigt das Gelände zur breiten Bergkuppe des Schybelscheids (Schiebenscheids) auf. Der hier 1371 vorhandene „Freye Stuhl" wurde in die Stadt verlegt. Die ausgedehnte Feld- und Wiesenflur läßt den Wald etwas weit vom Wohnorte zurücktreten. Unterhalb Sachsenhausen, nahe der Landstraße, ragen noch die Trümmer der Klinger Kirche (Abb. 54) empor. Wahrscheinlich lag hier ein Dorf Klingen (oder Clingen), denn 1222 wird eines Priesters von Clingen und 1370 eines H. de Clingen Erwähnung getan. 1564 wird ein Siechenhaus am Klingerwege erwähnt. Sachsenhausen zählt 170 Wohnstätten mit 1006 Einwohnern.

Oberhalb Sachsenhausen auf der Anhöhe, über welche die Ober-Werber Straße führt, steht einsam ein alter, noch gut erhaltener Turm, eine Feldwarte, das Wahrzeichen aus der Zeit, da Bürger und Bauer auf treue Wacht und tapfere Wehr bedacht sein mußten. Von hier genießt man einen hübschen Ausblick nach Corbach und seiner Umgebung.

Das Hügelland von Sachsenhausen fällt nach Westen und Süden in die tief einschneidenden Täler der Werbe und des Reiherbaches steil ab. Im mittleren und unteren Werbetale finden sich einige besonders reizvolle Partien. Zwischen dem Dalwigker Holze und der Marke im Westen, dem Harzberge im Norden und dem Schiebenscheid im Osten liegt eine breite, muldenartige Senke mit den Quellen der Werbe und den Dörfern Strothe und Meineringhausen und dem Hofe Rhed. Diese Niederung besitzt einen angeschwemmten, daher fruchtbaren Boden. Bei Strothe soll ein Torflager verspürt worden sein, in dem verschüttete Bäumchen vermutet werden nach Bruchstücken, die man in geringer Tiefe fand. Der Quellbach der Werbe, der bei Strothe seinen Anfang nimmt, ist von sehr unregelmäßiger Tiefe. Am oberen, östlichen Rande der breiten Talmulde schauen wir in die preußische Enklave Höringhausen (Kreis Frankenberg). Etwas unterhalb der preußisch-waldeckischen Grenze engt sich das Tal plötzlich zusammen; diese Örtlichkeit wird von den umliegenden Ortschaften mit zwei verschiedenen Namen bezeichnet: die obere Talenge heißt Ermeke, in ihr mündet die Höringhäuser Straße in die Landstraße nach Corbach, der untere Ausgang aus der Enge wird die „Opperbach“ genannt. Hier fließt der Werbe ein kleines Wasser von links zu, und von der bezeichneten Landstraße biegt eine zweite nach Vöhl ab. Vor dieser Straßenverzweigung steht ein freundliches und gern besuchtes Gasthaus (Posthaltestelle), im Volke unter dem Namen „Hannchens Ruh“ bekannt. Von dem Grunde der Opperbach an befinden wir uns im mittleren Werbetal. In den beiderseitigen, oft nur mit Hainbuchengebüsch oder mit Wacholdersträuchen bewachsenen Hügeln und Bergabhängen



Abb. 54. Klinger Kirche.

tritt der Rauhkalk (Zechstein) zu Tage und bildet schon in der Opperbach, mehr aber noch in der Umgebung des nur fünf Minuten talabwärts liegenden Dörfchens Alraft Felsen und Klippen mit nischenartigen Vertiefungen (Alrafter Hollenkammern). Da, wo das Tal aus seiner Süd- in eine südöstliche Richtung biegt, geht die Vöhler Straße rechts ab, und der Lauf des Baches bildet eine Strecke die Landesgrenze. Von links springt der Höhenzug trotzig als hoher Berg gegen den Talgrund vor; der obere Rand dieses Berges trägt einen riesigen Felsblock, der scheinbar nur schwache Verbindung mit dem sichtbaren übrigen Knochen-



Abb. 55. Ober-Werbe.

gerüst des Erdinnern hat und, mit Absturz drohend, auf der hohen Kante steht. Jenseits aber auf der zerklüfteten preußischen Bergseite, die etwas schräger sich zurücklehnt, erhebt sich aus Hainbuchengebüsch und Schwarzdorn eine mehrfach abgestufte Felsenwand, von Efeu umsponnen, wie eine alte, kampfumtobte Bastion. Unter diesen Felspartien grünt und wächst es prächtig im tieferen, fruchtbaren Gelände und auf dem Talgrunde. Herrlich vermag die Natur hier zu malen, wenn die Morgensonne die wunderbaren Felsgestalten an buschbewachsenen Hängen von preußisch Ober-Werbe oder auf der Höhe diesseits um den hohen Felskoloß umher beleuchtet (Abb. 55).

Nur in Schußweite vor uns liegt das Dorf Ober-Werbe, vom Bach in eine waldeckische und eine preußische Hälfte geschieden. Beide Teile der Ortschaft steigen mit ihren Häusern den ihnen zugekehrten Abhang der Talwandung hinauf, das waldeckische Dorf schmiegt sich in eine Schlucht hinein, die vom Sachsenhäuser Felde herabfällt. In ihr läuft auch die Gemeindestraße zu Tal. Zur rechten Seite des Ortes, am linken Bachufer, steigt aus dem Werbetal eine zweite Felswand auf, bald in mächtigen, schroff abgeschnittenen Blöcken und vorragenden Kanzeln, bald in riesenhaften Pfeilern und Streben, und diese Felsmauern tragen die Klosterruine von Ober-Werbe, die schönste Ruine unseres Landes (Abb. 56). Schon vor 1130 gründete ein Graf Diemo zu Ehren der Jungfrau Maria das Benediktinerkloster dieses Ortes. In der Reformation wurde es aufgehoben, und seine Einkünfte dem Gymnasium zu Corbach überwiesen.



Abb. 56. Klosterruine Werbe.

Nach Aufhebung des Klosters ist erst das Dorf Ober-Werbe entstanden. Sonnig, geschützt durch die überragenden, rückwärts liegende Höhen des Sachsenhäuser Geländes und ausgesucht verborgen lag diese Stätte auf einem herrlichen Fleckchen Erde. Eine malerische Wirkung haben die ruinengekrönten Felsgebilde im Abendsonnenscheine. Wenn der Schleier der Dämmerung leise auf Tal und Hügel niedersinkt und den Feldern und Wiesen die köstlichen Schmelztöne von leuchtendem Grün, verschwimmendem Gold und schillernder Bläue gibt, da oben aber die Bergkuppen, die Mauerstücke, die aufragenden Zacken gebrochener Wände und die noch erhaltenen Fenstersäulchen des zerstörten Klostergebäudes mit scharfen Umrissen in das glühende Rot des Abendhimmels tauchen, dann schaut der Naturfreund

Bilder, von denen er sich nicht so schnell abwendet. Von der Höhe der Ruine genießt man reizende Ausblicke in das liebliche Tal, über das am Bergfuße hingestreckte Dorf und in die nahen Wälder. — Sämtliche Felsbildungen der Werbe-Bergwände bestehen aus Rauhkalk (Zechstein, Dolomit). Der Ackerboden der Gehänge und Niederungen ist ein Gemisch von Kalk, Sand, Mergel und Lehm, daher recht fruchtbar.

Aus dem romantischen Felsentale tritt die Werbe in ein anmutiges Waldtal mit hohen, waldreichen Bergwänden. Hier, wo das Reiherbachtal einmündet, behauptet an einem in die Talabzweigung vorspringenden Hügel das Dorf Nieder-Werbe (Abb. 57) seinen Platz. Am unteren Dorfende plätschert das Wasserrad einer Mühle am Werbebache. Ringsum ragen die hohen Bergwände und -Kuppen zum blauen Himmel empor, und ab und zu schaut ein grauer Felsen aus der hohen Waldung hernieder ins schattige Tal. In schlanken Bogen windet sich die Talstraße hinab, an



Abb. 57. Nieder-Werbe.

frischgrünen Wiesen und traulichen Häusern, an einer Sägemühle und dem ehemaligen Werber Hammer, jetzigen Försterwohnung, vorüber. Am Ausgange des Werbetales zum Edertale rasten wir gern auf der Bericher Hütte, die uns fesselt durch ihre Lage am Ederstrande vor wald- und buschbekränzter Bergecke, um welche die Straßen sich biegen, und vor der die schäumenden Wellen trotzig eine scharfe Kurve ziehen. Rauchende Schlote der Hüttenwerke, stampfende Poch- und dröhnende Hammerwerke verkündeten dem Wanderer in früherer Zeit, daß in dem Werbetale wie im Orpegrunde Eisen gewonnen und verarbeitet wurde. Bald werden auch die letzten schönen Reste reger Betriebsamkeit verschwunden sein, wenn die Fluten des Ederstausees in dieses anmutige Tälchen hinaufsteigen.

Ein Gang rückwärts durch die Waldschluchten des Reiherbachtales hinauf, das zu seiner Linken von der Bergkette des Reiherbachwaldes

begleitet wird, bringt uns noch an manchem stillen, schattigen Waldplatze und an zwei Waldmühlen vorüber bis zum bekannten Talgrunde von Selbach. Hier befand sich 1380 schon ein Gut des Grafen Henrich. Die Gebäude standen ursprünglich näher nach Sachsenhausen hin in der jetzigen Feldmark Alten-Selbach. Im Jahre 1734 wurden die Reste der alten Meiereigebäude an das im Tiergarten des Talgrundes erbaute Jagdschloß angelegt, und so entstand der heutige Meiereihof.

Den oberen Reiherbach-Grund durchquert die Sachsenhausen—Wildunger Landstraße, und in nicht zu ferner Zeit werden auf dem hohen und langen Viadukt die Züge der Bahn Wildungen—Corbach das sonst stille Reiherbachtal in der Breite bis Selbach durcheilen.

Das Edertal-Sperregebiet.

Der schönste Teil des Laufes der Eder gehört unserer Heimat an. In den äußersten Bodenerhebungen am Ostrande des rheinischen Schiefergebirges, aus dem der Fluß jetzt heraustritt, muß er noch einmal mühsam seinen Weg zwischen den felsigen Bergen sich bahnen, und da entfalten sich die großartigsten Züge des Waldgebirges. In vielen und scharfen Krümmungen, die große Stücke Landes halbinselartig umziehen, nimmt die Eder ihren Gang. Die Waldberge treten von beiden Seiten so nahe an ihre Ufer heran, daß ihre Fluten wie durch ein enges Eingangstor sich zwängen müssen, und der weiße Gischt schäumender Wellen die steilen Gehänge und starren Felswände befeuchtet. Das nördliche Gebirgsland, mehr die Form eines Hochlandes annehmend, tritt in ziemlich geschlossenen Bergzügen mit meist steilen Abhängen an den Fluß heran, nur von dem uns bekannten Werbetal und einer im Dorfe Berich einmündenden und stark abfallenden Schlucht tief durchfurcht und zerteilt. Um den vom 400 m hohen Basdorfer Hochlande herabstreichenden, scharfkammigen Bergzug, der die Landesgrenze trägt, biegt die Eder im engen Bogen; sie beschreibt dann ein nach NW. offenes Rechteck um die Kahle Hart her, deren flacher Rücken mit Ackerfeld bedeckt ist. An der Ostseite, die als eine schroffe Felsenwand abstürzt, steigt die Gemeindestraße nach Bringhausen herauf, die man in die Felsen einhauen mußte. Die Bergrücken hinter Berich erreichen 370—375 m, der Schloßberg 420 m, die Kanzel und der Michelskopf bis 427 m ü. Meereshöhe. Das südliche Waldgebirge stellt sich als eine mannigfach gestaltete Berggruppe mit Vorstufen und rückwärts lagernden, höheren Bergmassen dar. Westlich von Bringhausen

erhebt sich aus dem Bansetal der Daudenberg, neben ihm liegt der 535 m hohe Ochsenwurzelskopf mit seinen Vorstufen, dem Burberge und dem breiten Hochgelände von Hemfurt, das wie eine Halbinsel in den Ederlauf vorspringt und in dem Eschelberge, dem Hopfen- und Hammerberge ins Flußtal abfällt. Hinter diesen Kuppen türmen sich die Bergriesen, der Dicke Kopf und die Traddel auf, die jenseits ins Wesetal schauen. Der größte Teil dieser Gebirgslandschaft birgt in seinem Boden derbe Grauwacke und Ton- und Grauwackenschiefer. Am Schloßberge und den Seitentalwänden nach Waldeck zu tritt Rauhkalk in festen Massen und Felsen (Dolomit) hervor, der den Buntsandstein bis Böhne



Abb. 58. Bringhausen.

überdeckt. Die Felsenbänke im Ederbett zeigen stehende Schieferformen. Der Fluß hat im Gange der Jahrtausende sein Bett im Oberlaufe tiefer gegraben, im Unterlaufe in einigen Strecken durch Anschwemmungen erhöht. Das südliche Eder-Waldgebirge wird von verschiedenen Seitentälchen, die zu Bergschluchten emporsteigen, aufgeschlossen; die bedeutendsten sind das Bärenbachtal (noch auf preußischem Gebiete) und das Bansetal mit dem Keßbach-Tälchen. — Alle Berge tragen herrliche Laubwaldungen mit vereinzelten Beständen von Nadelwald. Im Tale wie auf den sanften Gehängen breiten sich fruchtbare Wiesen und Ackerfelder aus. Das wechselnde Pflanzenkleid gibt dem Edertale das malerische Bild voll

mannigfacher Farbenschönheit. Besuchen wir nun die Wohnorte und Betriebsanlagen, die in dieser Talstrecke im Laufe der Zeit entstanden sind.

In freundlicher Talebene breitet sich vor den mächtigen Waldbergwänden im Hintergrunde am rechten Ederufer das Dorf Bringhausen aus, nach SO. von einem Felsenhügel überragt (Abb. 58). Auf ihm erhob sich einst eine Ritterburg, als deren Besitzer schon 1196 die Herren von Bruniuk (Bruneckhusen) genannt werden. Die Burgherren waren begütert; sie besaßen in unmittelbarer Umgebung einen mit dem Herrensitze verbundenen Gutshof, aus dem die spätere herrschaftliche Meierei



Abb. 59. Berich.

entstanden ist. Schon 1381 muß dies Adelsgeschlecht ausgestorben sein, da ihr Schloß in diesem Jahre dem Erzbischof von Mainz zufällt. Nicht sehr lange darnach scheint die Burg zu Bringhausen nebst dem herrschaftlichen Gute Eigentum der waldeckischen Grafen geworden zu sein; denn 1494 wird erwähnt, daß diese das Schloß und Dorf zu Bringhausen für 1000 Gulden wiederkäuflich verkauft hatten. Daß das Dorf Bringhausen dem Adelssitze, der Burg von Bruniuk oder Bruneckhusen, seine Entstehung verdankt (vielleicht ist der Ort im 13. Jahrhundert entstanden), ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen. 1753 wurde die Meierei in 16 Teilen an Hausleute erbbestandsweise ausgetan. Aus den Erbpächtern wurden später freie Eigentümer des bewirtschafteten Grund-

besitzes. Von der Burg sind wenige Mauerreste, Teile vom Burggraben oder von einer Burgauffahrt als schwache Spuren vorhanden. Das



Abb. 60. Die Klosterkirche Berich.

Dorf besitzt einige alte Häuser mit gutem Fachwerk, in dem die Wand-Ausfüllung durch Holzgeflecht mit Lehmbewurf von innen und außen hergestellt ist. Ein breiter Dorfweg führt nach den Häusern auf der an-

steigenden Berglehne hinauf. 1897 erhielt die Gemeinde die neue Ederbrücke, über die der Feldweg nach dem jenseitigen Ackerlande auf dem Hochgelände der kahlen Hart und die Straße nach der Bericher Hütte führt. Von der Harthöhe genießt man einen schönen Ausblick über die Talebene, über den Spiegel des Flusses und das Dorf. Jenseits, etwas zurück im Walde hinter Bringhausen auf der Waldecke des Bansetales stand 1640 noch das Jagdschloß Christianseck. Am Fuße des Burghügels östlich am Dorfe, am rechten Ederufer, zieht eine zweite Straße um die Schleife des Flusses und an der steilen Wand des bewaldeten Burberges hin nach Hemfurt zu. Auf dem hohen linken Flußufer, in herrlicher Lage an waldiger, mächtiger Süd-Talwand, erblickt man das Dörfchen Berich, für den Maler und Naturfreund die Perle des Edertales (Abb. 59). Aus dem dunkeln Grün der Gärten erheben sich über Klippen und Mauerwerk die einfachen Häuser mit ihren roten Dächern und weißgrauen Fachwerkswänden, eines immer höher als das andere, die alte, schlichte und doch schöne Klosterkirche in der Mitte, bis hinauf in das lichtere Grün der waldigen Gehänge. Eine Waldschlucht an der Westseite des Dorfes eröffnet den Blick hinauf in dunkle Waldräume. Eine gut erhaltene, schmale Bergstraße führt vom Bericher Hammer an der Talwand, wie auch an Mauern und Felsen des Dörfchens her und biegt um die bebuschte Felsenwand hinüber auf das nächste Hochgelände. Zwei Ausgänge des Dörfchens gestatten uns Einblicke auf den kleinen, bergigen und winkeligen Dorfweg und in einige wohnliche Bauernhöfe. Seit 1898 ist der weite, schöne Talgrund und das jenseitige Gelände rechts des Flusses durch eine massive Steinbrücke mit Berich verbunden. In diesem stillen, sonnigen, weltabgeschiedenen Tale gründete Egelolf, ein Mann von hohem Adel, ein Augustiner-Nonnenkloster, welches der Erzbischof Konrad von Mainz 1196 in seinen Schutz nahm. Der Umfang des Klosters ist zum Teil noch aus dem erhaltenen Umfassungsmauerwerk zu erkennen. Die Reformation brachte das Kloster in den Besitz der Grafen von Waldeck. 1577 wurde das Klostergut in eine Meierei umgewandelt, und aus dieser ist durch Verteilung der Ländereien unter 10 Erbpächter das Dörfchen Berich entstanden. 1877 verschaffte eine Ablösungssumme den Erbpächtern das freie Eigentumsrecht auf die Ackergüter. Die Einkünfte des Klosters sind ebenso wie bei dem Kloster zu Werbe zur Gründung und Unterhaltung des Corbacher Gymnasiums verwendet worden. Erhalten ist aus jener glanzvollen Klosterzeit als

einziges Denkmal die schöne Klosterkirche, ein zierlicher, einschiffiger Bau aus dem 14. Jahrhundert. (Abb. 60.) Im Osten steht noch der alte Flügelaltar mit Schnitzwerk und Gemälden, an der Decke und an den Wänden bewundern wir seine Steinarbeiten; in den westlichen Teilen, wo sich der Nonnenchor befand, haben sich noch Reste alter Malereien erhalten. Vom steilen Felsenkegel (420 m ü. Meereshöhe) schaut das alte **Bergschloß Waldeck** trotzig in das gewundene Edertal herab, sein Glanzpunkt und sein Juwel.

Die Burg Waldeck.

Was schimmert von der Höhe, was glänzet durch das Tal?
Was leuchten dort für Zinnen im jungen Morgenstrahl?
Was ragen dort für Türme in grauer Wolken Schoß?
Kennst du auf hohem Berge das alte Grafenschloß?

Ringsum sind schöne Fluren, soweit dein Auge schaut,
Ein glückliches Gefilde, von Segen übertaut,
Wo in verschlung'nen Bogen, auf Kieseln und auf Gold,
Die blanken Silberwogen die schlanke Eder rollt.

Sie schließt ein reich Gelände mit kühlen Armen ein,
Und graue Bergeswände schaun in die Flut hinein,
Und ringsum Waldesrauschen, ein Klingen weit und breit,
Wie fernes, leises Grüßen aus längst verklungner Zeit.

Und frühe, wenn die Hügel im ersten Lichte glühn,
Hörst du die Morgenlüfte durch Buchenwipfel ziehn;
Doch nachts ein wildes Stürmen den alten Forst durchbraust,
Wenn toll die Braut der Winde rings in den Bergen haust.

Und wenn die Abendsonne ihr letztes rotes Gold
In lichten Feuerflammen durch das Gebirge rollt,
Trägt mancher Berg Juwelen, leuchtend im dunklen Haar:
Die alten Burgruinen erglänzen wunderbar.

Kreusler.

Wir schreiten die Straße, welche von Berich ostwärts zwischen der Eder und Hügelabhängen hinzieht. Vor uns steigt ein gewaltiger, mit dichtem Laubwald bedeckter Bergkegel auf. Oben starren schroffe Felsen in die Luft, und hinter ihnen ragen Mauern, Giebel und Türme auf. Wir stehen vor der geschichtlich bedeutungsvollsten Stätte des Landes und vor seinem großartigsten Naturbilde — **Schloß Waldeck**. (Abb. 62.) Bald erreichen wir die Ausläufer des Waldes und wählen den Weg, der an seiner nördlichen Seite steil hinaufführt. Vor uns und dann links zurückweichend, liegt das **Städtchen Waldeck**, in welchem die Kirche im Morgenlichte hoch heraustritt. Nun er-

reichen wir den Weg, der den Namen Totenweg führt. Er hat seinen Ausgang in der Burg, wendet vor der Stadt links ab, geht an ihrer westlichen Längsseite durch die Gärten hin, ersteigt dann vor dem Netzer Tor die Höhe und nimmt an dem Mählbrunnen vorbei die Richtung nach Netze, wo er zwischen der Kirche und dem früheren Pfarrhause mündet. Totenweg heißt er, weil auf ihm die gräflichen Toten in das Mausoleum der Netzer Kirche überführt wurden. Unser Blick fällt jetzt auf den über die Wälle emporragenden östlichen Teil der Burg. (Abb. 61). Ein gewaltiger Rundturm mit kräftigem Mauerkranz und drohenden Schießscharten drängt aus dem Mauergefüge heraus; links schließen sich zwei weitere turmartige Befestigungen an, dahinter wird das mächtige Haupt des Bergfrieds sichtbar. (Abb. 63.) Der scharf aufsteigende Weg führt uns näher heran. Wir stehen vor den starren Felsen, die wir vorhin in der Ferne sahen. (Abb. 62.) Doch ehe wir in das Innere der Burg eintreten, verlassen wir den schmalen Zugangsweg und wenden uns rechts, um den weiten Bau vorerst zu umschreiten. Wir gelangen in einen tiefen Graben, an dem entlang ein hoher Wall sich auftürmt. Obstbäume und üppiger Rasen geben ihnen ein freundliches Aussehen und lassen vergessen, daß Geschosse und wilde Kämpfe oft genug darüber hingingen. Höher oder niedriger tritt das Fundament des Mauerwerks, der groteske Fels hervor. Hier und da hat im Laufe der Jahrhunderte die Witterung ihn zerrieben und zerrissen, sodaß Unterbauten nötig wurden. Eine gewaltige Stütze in Spitzbogenform trägt die Jahreszahl 1775.



Abb. 61. Burg Waldeck mit Stadt Waldeck und Vornhagen.
(Nach einem Gemälde von Pfarrer H. Schultze.)



Abb. 62. Burg Waldeck.

Graben und Wall begleiten das langgestreckte Herrenhaus. Wo dieses endet, springt rechtwinklig ein hoch- und festgemauerter Vorbau vor, der sogenannte Zwinger, der sich als ein starker Schutz neben das letzte Burgtor legt. Verschiedene Generationen haben

an ihm gebaut und geflickt; schön behauene Steine und Brockelwerk mischen sich in dem Mauergefüge. Eine Tafel an der Nordseite trägt die Inschrift: Anno 1738, darunter aber entdeckt ein aufmerksames Auge einen eingemauerten Stein, in dem einige gotische Buchstaben gemeißelt sind, ohne Zweifel ein Stück der Burg, die vorher den Platz des jetzigen Baues einnahm.

Von der Höhe des Walles blicken wir auf eine rasenbedeckte, steil dachförmige Wand, die in Etagen sich senkt und weiter unten mit Laubwald und Tannen bestanden ist. Überall läßt sich erkennen, wie vorsichtig die Vorbereitungen für einen sicheren Schutz gegen die von der Stadt und dem nördlich laufenden Höhenzuge wirkenden Feuerwaffen getroffen waren.

Indem wir die Böschung einige Schritte hinuntersteigen, erreichen wir einen von hohen Tannen umfriedeten, länglichen Platz, der wie verborgen vor den Augen der Menschen und in die Verlassenheit und Stille gebettet erscheint — der Friedhof der Zuchthäusler, welche hinter jenen Mauern der Tod erreichte. In dem langen Gras, in dem spärlich Blumen aufwachsen, sind noch einzelne Grabhügel, gleichförmig und namenlos, zu erkennen. Nur ein hoher Gedenkstein redet in diesem Waldesschweigen für alle mit den biblischen Worten Hesekiel 37, 5—6 und Römer 6, 5. Der Friedhof der Verbrecher!


Abb. 63. Burg Waldeck. Osttürme.

Wir kehren zu dem Burgweg zurück. Erst in weiter, dann in enger Biegung windet er sich um die Felsenmassen, während links ein schroffer Absturz ihn schützt. (Abb. 64.) Seine Breite war früher sicherlich geringer, und die Mauer setzte höher und eher ein als jetzt. Einkerbungen in den Felsen zeigen, daß man schon hier auf Abwehr bedacht war; wahrscheinlich auch lag vor dem jetzigen Tore ehemals noch ein äußeres. Der Weg war so gezogen, daß der anrückende Feind den Verteidigern die von dem Schilde nicht geschützte Seite zukehren mußte. In dem engen, von Fels und Mauer umschlossenen und mit mancherlei Hindernissen versehenen Hohlwege mußte er in große Bedrängnis geraten. Schußwaffen, Steine und Pechgüsse bedrohten ihn von den hohen Felsen und Mauern herab.

Das jetzige erste Tor (Abb. 65a) war früher nur durch eine Zugbrücke zu erreichen, die jetzt in eine feste Brücke verwandelt ist; den Graben kann man vom Garten aus noch sehen, ebenso oben die Vertiefungen, in welche die aufgezogene Brücke sich legte. Über dem Torbogen steht die Zahl 1637, die einen damals vorgenommenen Umbau bezeugt. Ein viereckiger Turm, der sog. Pulverturm, nach drei Seiten mit Schießscharten versehen, lehnt sich links an und ermöglichte den Feind nun auch von der linken Seite zu fassen. Diese Schießscharten sind z. T. kunstvoll gearbeitet; in einigen stecken noch die zur Sicherung der Schützen dienenden beweglichen, geschlitzten Rundhölzer. Außerdem war das Brückentor durch querliegende Balken gesichert.

Nun nimmt der Weg eine scharfe Wendung. Die Schwierigkeiten des Angriffs



Abb. 64. Burg Waldeck (Südostseite).

wuchsen. Nach etwa 25 Schritten verschloß ein zweites Tor (b) den Zugang. Es trägt ein Wappen mit dem achtstrahligen Stern und der Inschrift

IAR NACH CHRISTI GEBVRT
FVNFZEHN HVNDERT VIERZIG
VIER

Demnach ist es 1544 erbaut; aber die Zahl daneben 1755 sagt uns weiterhin, daß es später erneuert ist. Durch dieses Tor betreten wir die Vorburg, den Zwinger, einen unregelmäßig gestalteten, abgestuften Raum, den nicht nur seine eigene Befestigung schützte, sondern der auch von dem Turme des letzten Tores und von den Felsen herab verteidigt werden konnte. Hier befindet sich auch ein wertvolles Stück der Burg, dessen Besitz um jeden Preis behauptet werden mußte, der Brunnen (d), der in einer Tiefe von 120 m in den Felsen gebohrt ist. Über ihn erhebt sich ein kleiner Schutzbau. Das Wasser wird durch ein mächtiges Räderwerk emporgehoben. Als man bald nach dem siebenjährigen Kriege den Brunnen zwecks Reinigung ausschöpfte, fand sich, daß ihn eine

Quelle speiste, die fast 4 m über dem Boden lag. Damit wird die Vermutung ausgeschlossen, daß er mit der Eder in Verbindung stehe.

Es bleibt noch ein letztes, das dritte Tor (c), gezeichnet mit der Jahreszahl 1755. Es ist ein starkes Tonnengewölbe von 8,75 m Tiefe, einst mit doppelten Türen und andern Verteidigungsmitteln versehen. Denn hier fiel die letzte Entscheidung. Über diesem Eingang erhob sich ein hoher, viereckiger Turm, der später zu einem Flügel umgeschaffen und erweitert wurde; doch ist die ursprüngliche Form noch deutlich zu erkennen. Dieses Tor führt uns in den Burghof, dem die Anlehnung an die Bergformation eine unregelmäßige Gestalt gegeben hat. Ehe wir unsern Weg fortsetzen, vergegenwärtigen wir uns die Geschichte der Burg, denn davon hängt das richtige Verständnis der Baulichkeiten ab.

Wo die jetzige Burg sich ausbreitet, stand einst ein älterer Bau, dem die oben erwähnte Inschrift angehört Diesen nennt zuerst eine Urkunde vom Jahre 1189. Die Erbauer waren jene Herren von Waldecke, von welchen hernach die Grafen von Schwalenberg, die Vorfahren unseres Fürstenhauses, den Besitz und den Namen an sich zogen. Die Bezeichnung „Waldeck", welche später auf das Land überging, darf wörtlich erklärt werden, nämlich Wald-Ecke. Nur das ist sicher, daß diese alte Burg mit ihren Hauptgebäuden sich an dem Südende des Felsens lagerte, während die übrigen Bergseiten wesentlich nur mit Mauern und Türmen bewehrt waren. Bei einer im Jahre 1486 vorgenommenen Landesteilung wurde die Burg gemeinschaftlicher Besitz zweier Linien. Für eine doppelte Hofhaltung reichten jedoch die Räumlichkeiten nicht aus.

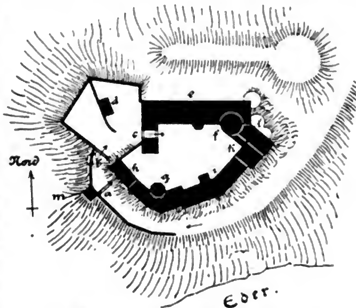


Abb. 65. Grundriß der Burg.
(Nach einer Skizze von L. Seiler.)

Daher begann Graf Heinrich aus der Wildunger Linie 1500 den Bau eines neuen Herrenhauses an der Nordseite hin, während die andere, die Eisenbergische Linie den alten Bau behielt und nur den gesteigerten Bedürfnissen der neueren Zeit anpaßte. Die Bewehrung war selbstverständlich eine gemeinschaftliche. Mit dem Aussterben der Wildunger Linie 1598 kam die ganze Burg wieder in den alleinigen Besitz des Eisenbergischen Grafengeschlechtes und dann der von ihm sich abzweigenden neueren Wildunger Linie, die bis 1665 dort residierte. Das Aussehen des Schlosses in jener Zeit führt uns Abb. 66 vor. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges schlugen auch hierher; 1634 wurde das Schloß von den Schweden nach tapferer Gegenwehr seitens der Kaiserlichen erobert. Die Landesherrschaft war um stärkere Befestigung bemüht. In der Folgezeit haben sowohl die Wohnräume wie die Befestigungen naturgemäß weitere Veränderungen erfahren. Neue Zeiten brachten neue Anforderungen. Für die Inneneinrichtung wurde

vor Allem verhängnisvoll, daß Fürst Karl August Friedrich 1738 die Burg zu einer Gefangenenanstalt für Personen beiderlei Geschlechts einrichtete; doch hat er andererseits auch verfallende oder gefährdete Teile derselben wiederherstellen lassen. Im Jahre 1760 während des Siebenjährigen Krieges hielten die Franzosen das Schloß besetzt und behaupteten es bis 1762, wo der englische General Conway sie zu einer ehrenvollen Kapitulation zwang.

Ein waldeckisches Wachtkommando unter dem Befehle eines verdienten Offiziers lag bis in die neuere Zeit dort. Das Jahr 1870 sah die alte Burg von zahlreichen französischen Gefangenen bevölkert. Jetzt ist sie einsam geworden, obwohl mit Wirtschaftsbetrieb versehen und im Sommer von zahlreichen Fremden besucht. In dem Torflügel befindet sich die Wohnung eines Forstaufsehers. Fürst Friedrich läßt sich die Wiederherstellung des ehrwürdigen Baues angelegen sein. Störende Einbauten und geschmacklose Neuerungen früherer Zeiten wurden nach Möglichkeit beseitigt.

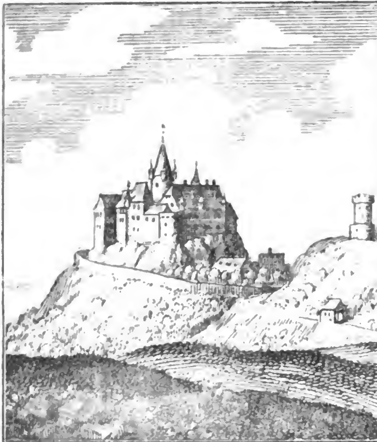


Abb. 66. Burg Waldeck um 1600.

Nach diesem geschichtlichen Überblicke versuchen wir, die vorhandenen Baulichkeiten zu verstehen. Vom Tore aus sehen wir, uns gerade gegenüber da, wo die beiden Herrenhäuser auf ziemlich aufsteigendem Terrain sich nähern, den mächtigen Bau des Bergfrieds. (Abb. 67 und 65f) einen schön geglätteten Rundturm von gewaltiger Mauerdicke. Auf keiner Burg fehlte er, bald rund, bald vier- oder vieleckig gestaltet, ihr stolzes Wahrzeichen und zugleich die letzte Zuflucht, wenn der Burghof in die Gewalt der Feinde geraten war, aber noch auf Entsatz gehofft werden konnte. Früher bis Anfang 1761 ruhte in diesem bombensicheren Raume das Landesarchiv. Ein Torbogen (Abb. 68), an dem irrtümlicherweise die Jahreszahl 1021 statt 1621 geschrieben ist, verbindet jetzt den Turm mit dem südlichen, d. h. Eisenbergischen Flügel (Abb. 65h, g, i, k). Der ganze erste Stock desselben ist verschwunden, und der Fußboden durch aufgeschüttete Erde zu einem fruchtbaren Garten umgestaltet. Mauerzüge belehren noch über die einstige Raumteilung. Erhalten ist hier nur ein mit halbkreisförmigem Bogen überdeckter, harmonischer Raum, der als Kapelle bezeichnet wird (Abb. 65k). Das vor dem Eingange befindliche Wappenschild trägt irrtümlich statt des achtstrahligen den sechsstrahligen Stern.

Den einstigen Zugang zu diesem Stockwerk bildet der sog. Uhrturm, ein außen achteckiger, im Innern runder Bau (g), dessen Fenster und Tür jetzt vermauert sind. Verhältnismäßig gut erhalten ist auch die einige Stufen tiefer an die Nordseite der Kapelle sich anlehnende Küche (l) mit geräumigem Rauchfang (Abb. 69). Am Besten haben natürlich die gewölbten Keller, die sich unter der ganzen Länge des Flügels hinziehen, die Jahrhunderte überstanden. Schroff fällt der Fels überall ab; starke, an Fels und Mauer gelegte Türme erhöhen die Sicherheit.


Abb. 67. Der Bergfried.

Dieser Eisenbergische Flügel ist ohne Zweifel später, nachdem er allmählich in Verfall geraten war, als überflüssig abgebrochen worden; in seinem Hauptbestandteil gehörte er der älteren Zeit an, hat aber, wie man an den Überbleibseln sehen kann, im 16. Jahrhundert Veränderungen erfahren; dahin gehört z. B. der Uhrturm. Der Abbruch scheint am Ende des 17. oder am Anfange des 18. Jahrhundert vorgenommen worden zu sein. Man gewann damit für den Hof und den andern Flügel Luft und Licht, ohne die Sicherheit der Burg zu gefährden.

Dagegen hat der nördliche, Wildunger Flügel die Jahrhunderte überdauert. (Abb. 71 und 66e.) In einer Länge von 34 m und einer Mauerstärke von 2,58 m im Erdgeschoß gränzt er, in zwei Geschossen aufgebaut, den Burghof im Norden ab. Fenster und Türen sind in der einfachen, kräftigen gotischen Form ausgeführt. Eine Tür gleich nach dem Torwege ist mit der Jahreszahl 1544 bezeichnet. Erdgeschoß und Kellergeschoß lassen sich in ihrer ursprünglichen Gestalt noch erkennen. In dem letzteren sind bemerkenswert ein großer, zweischiffiger, von massiven Pfeilern getragener Saal und die Küche mit einer großen Feuerstätte und einem Wasserreservoir. Eine schmale, jetzt vermauerte Treppe führt in das Erdgeschoß. Die Fenster münden in den tiefen Wallgraben.


Abb. 68. Burg Waldeck. Verbindungstor im Osten.

Während das Untergeschoß hauptsächlich dem Wirtschaftsbetrieb bestimmt war, einschließlich der für eine große Hofhaltung nötigen Vorratsräume, diente das Erdgeschoß als Wohnung für das Gefolge und die Beamtenschaft, enthielt aber auch östlich einen großen Festsaal (jetzt „Bierhalle"!) Dieser ist, obwohl nun durch Zwischenwände geteilt, noch vortrefflich erhalten. Eigenartig geformte, kräftige Pfeiler stützen, in der Mitte laufend, die Decke. Hohe Fenster mit Sitzbänken führen reichlich Luft zu. Wenn einmal — was hoffentlich bald geschieht — die Zwischenwände fallen, so wird sich erst dieser Saal in seiner ganzen, großen architektonischen Wirkung enthüllen. Nach Westen schließen kleinere, später vielfach verbaute Zimmer an. Aber auch hier wird eine verständige Restaurierung das Ursprüngliche leicht wiederfinden können.

Auf dem Sturz einer der Verbindungstüren liest man die wahrscheinlich dem 18. Jahrhundert angehörenden Worte: „Gott sei mit uns allen. Amen!" Es sei noch bemerkt, daß der große Saal später als Zeughaus Verwendung fand. Im Jahre 1787 befanden sich noch darin „ganze Harnische für Mann und Roß, Panzerhemde, Streitkolben, ungeheure Schlachtschwerter, Feuerröhre nach alter Einrichtung, altdeutsche Sättel, Turnierlanzen u. dgl." Im Laufe der Zeit sind diese Stücke bis auf einen nach Arolsen überführten kleinen Rest verschwunden, ohne daß jemand weiß, wie und wohin.

Die herrschaftlichen Wohnräume lagen im ersten Stock, über welchem das hohe Dach aufsitzt. Hier ist die alte Raumteilung in gründlichen Umänderungen bereits früher fast ganz untergegangen; nur die hohen, in tiefem Mauerwerk ruhenden Fenster tragen die Erinnerung an die Vergangenheit würdig fort. Den Zugang bildet ein zierlicher, mit drei Wappen geschmückter Treppenturm, (Abb. 70 und 65e) dessen Wendeltreppe auch zu dem Dachboden hinaufführt. Das älteste der Schilde auf dem Gesims über dem kleinen Fenster trägt die Inschrift:

ANNO 1500 HAD DER WOL
GEBORN HER HENRICH GRAWE
ZV WALDECK SELIGER GEDEC
HNIS DIESEN BAW ANGEFAN
GEN

(„Im Jahre 1500 hat der wohlgeborene Herr, Graf Heinrich zu Waldeck seligen Gedächtnisses diesen Bau angefangen.") Darunter links das waldeckische, rechts das Runkelsche Wappen, denn die Gemahlin Heinrichs, Anastasia, war eine Tochter Wilhelms zu Runkel und Isenburg. Eine zweite Tafel in derselben Höhe rechts ist dem Grafen Philipp IV. gewidmet, der an der ersten Einführung der Reformation vor allem beteiligt war, ein Mann von starkem Willen, weitem Blick und überlegender Klugheit. Er war verheiratet mit Margarete von Ostfriesland, daher ist ihr Wappen dem seinen zugesellt. Die lehrreiche lange Inschrift lautet, in unsere Ausdrucksweise gebracht:

Philipp, Graf und Herr zu Waldeck,
Den man erstlich den Jüngern,
Darnach den Mittlern, (zu)letzt den
Ältern genannt, hat sein zeitlich
Alter wol erreicht und gelebt
Ins 82. Jahr, seinen Anteil der Grafschaft Waldeck 62 Jahr treulich und
Friedlich regiert, und ist bei Zeit
Seiner Regierung die rechte evangelische Religion auf D. M. Luthers
Reformation vermöge der Augsburgischen Confirmation (=Confession) in der Grafschaft Waldeck angenommen
Und bestätigt worden, darbei wolgedachter
Herr — dem Gott gnade (=gnädig sei) — geblieben und Alterssatt selig entschlafen ist ultimo (=am letzten)
November anno (15)74.

Philipp wurde in der gräflichen Grabkapelle in Netze beigesetzt, wo sein schönes Denkmal erhalten ist.

Endlich steht gerade über dem Türbogen das Doppelwappen des Grafen Daniel, eines Sohnes Philipp IV., und seiner Gemahlin Barbara, einer Tochter des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Darunter die Worte:

1577. G. I. M. Z.	1577. I. V. G. M. H.
Daniel, Graf	Barbara, geborene Land-
und Herr zu Wal-	gräfin zu Hessen, Gräfin
deck usw.	und Frau zu Waldecken.

Die lateinischen Buchstaben deuten den Wahlspruch beider an, nämlich: „Gott ist meine Zuflucht" und „Ich vertrau Gott, meinem Herrn." Daniel und Barbara wurden gleichfalls in Netze bestattet, und auch ihre lebensgroßen Bildnisdenkmäler sind dort noch zu sehen.

Außer den Wirtschafts- und Vorratsräumen besitzt die Burg unterirdische Kasematten und Gefängnisse. Sie liegen in dem nordöstlichen Teile und werden von der Eisenbergischen Küche aus erreicht. Hier hauptsächlich wird auch Kriegsmaterial aufbewahrt gewesen sein. Unter den Gefängnissen ist bemerkenswert der auch sonst in Burgen zu findende „Hexenspund". Sein Durchmesser soll etwa 4 m, seine Tiefe ca. 8 m betragen. Unter besonderen Umständen wurden Gefangene oder auch „Hexen" in dieses qualvolle Gefängnis hinabgesenkt.



Abb. 70. Burg Waldeck. Küche.

Aber nicht mit diesen unerfreulichen Bildern der Vergangenheit scheiden wir von der Burg. Wir steigen hinauf zu der Altane, und vor uns breitet sich nah und fern ein unvergeßliches Landschaftsbild aus mit wundervoll geschwungenen Höhenzügen und fruchtbaren Talbreiten. Unten in der Tiefe schlängelt sich das Silberband des lieblichen Flusses; dann verschwindet er, um in der Ferne wieder aufzutauchen und durch das gesegnete Edertal dem Hessenlande zuzueilen. Wenn die Morgennebel drunten hin- und herwogen, oder der Mond seinen Silberglanz auf Mauer und Felsen wirft und im Flusse sich wiederspiegelt, oder die helle Sonne vom blauen Himmel ihr Licht strahlt — es ist derselbe tief in die Seele dringende, reiche und unvergeßliche Eindruck. Man möchte den Gedanken abwehren, daß hier einst Äcker und Dörfer in Wasserfluten für immer versinken werden. Es wird aber so kommen. Wie wirds dann sein? Niemand kann darauf eine sichere Antwort geben, aber das ist gewiß, es gibt keinen vollen Trost und Ersatz für die Opfer, zu welchen unsere wackeren Landsleute drunten im Tal gezwungen werden, da sie Acker und Hof, Gotteshaus und Grab, kurz die Heimat mit allen lieben Erinnerungen für immer fahren lassen müssen.

Victor Schultze.

Der Ausblick von den Höhen.

Wir kamen in später Abendstunde auf Schloß Waldeck an. Der steile Weg in der Schlucht westlich vom Schloßberge herauf erforderte nach langer Reise unsere letzten Kräfte. Hinter uns lag die dunkle Tiefe. Der Uhu ließ in den umliegenden Wäldern seinen unheimlichen Ruf vernehmen. Im gastlichen Zimmer der sichern Burg fanden wir Ruhe, Erquickung und Stärkung während der Nacht. Im frühen Morgengrauen treten wir nun hinaus auf die Schloßterrasse. Vor und um uns breitet sich eine große, entzückende Gebirgswelt aus. Drüben türmen sich die gewaltigen Bergmassen in mannigfachen Formen und Gestaltungen auf. Über dunkeln Schluchten brauen die Nebel. Drunten dehnt sich das weite, tiefe Tal in leuchtender Farbenschöne seiner Auen und Felder. Durch die weiten Talbiegungen schlängelt sich in gewaltigen Bogen der herrliche Fluß. Unaufhörlich tönt aus dem Grunde sein leises Rauschen. Dort an jener Steilwand der Kanzel lagern noch die Schatten des Berges und werfen sich über den glatten Spiegel. In der Tiefe stehen die niedrigen Häuser; um sie her bewegen sich kleine Gestalten. Landleute sind es, die ihre Berufsgeschäfte ausrichten. Hinter dem Grün der waldigen Gehänge schauen die freundlichen Ortschaften heraus. Weiter oben liegt die Bericher Hütte, und hinter jenem grünen Hügel taucht der Kirchturm von Bringhausen hervor. Im Süd-Osten grüßt Schloß Friedrichstein; dort im Osten breitet sich der untere Talgrund der Eder mit seinen reizenden Dörfern und einzelnen Wohnhäusern bis zum Büraberge hin aus. Aus Nord-Osten schaut die Ruine der Weidelsburg herüber. Aus den Bergländern nordwestlich von Waldeck ragen die



Abb. 71. Burghof, von Osten gesehen.

Türme von Corbach hervor — ein Bild, so reich an Schönheiten der Natur und an Erinnerungen der Geschichte wie nur wenige im deutschen Lande.

Dem Schlosse rückwärts gegenüber, dem Tale abgekehrt, liegt auf einer zweiten aus dem Hochgelände sich erhebenden Bergkuppe die alte Grafenstadt Waldeck (Abb. 62).

Die Stadt Waldeck.

Die Geschichte des Ortes ist mit der des Stammschlosses aufs innigste verbunden. Wahrscheinlich ist er durch gräfliche Hofbediente gegründet worden. Im Jahre 1281 wird Waldeck Stadt genannt. 1313 hat es einen Bürgermeister. Die früher am Orte gelegene herrschaftliche Domäne hat jetzt ihre Stelle außerhalb der Stadt auf einem nordwärts gelegenen, niedrigen Bergrücken. Aus dem Tal der Netze steigt die Gemeindestraße in mehreren Windungen den Berg hinauf, biegt scharf um die vorstehende felsige Kuppe herum und bringt uns, nachdem der Schloßweg in sie einmündete, durch das ziemlich enge Stadttor, jetzt ein zwischen zwei Häusern liegender freier Eingang, in die Stadt. Links des Einganges ist die alte Stadtmauer in bedeutender Höhe auf dem Bergrande noch sichtbar. Rechts steigt die Kuppe des Elsterberges mit weiter Fernsicht auf. Wo inmitten der Stadt die Straßen sich teilen, steht ein kleines Holzfachwerkhäuschen ohne Fenster. Es schützt und verschließt den tiefen Stadtbrunnen. Frauen und Männer setzen ein großes, gezacktes Rad mit Welle in Bewegung. Sie winden aus dunkler Tiefe den großen Wassereimer herauf, während ein zweiter, leerer Eimer langsam niederfährt. Gewaltige Schläge schallen dumpf aus dem Brunnen herauf, wenn die Kettenglieder sich recken, oder die Eimer an die felsigen Wände anstoßen. Eine mühsame Arbeit. Dieser alte Stadtbrunnen wurde 1746 angelegt. Außerdem gibt es noch 4 derartige Brunnen, von denen aber jetzt nur 2 im Gebrauch sind. Die Stadt wurde öfters von verheerenden Bränden heimgesucht, so, um nur ältere Fälle zu nennen, 1656, 1657, 1658 1671. Hier



Abb. 72. Straße in Stadt Waldeck.

und da stoßen wir noch auf einige alte Gebäude mit eigenartiger Zimmerarbeit an Pfosten und Balken und mit reichgekehlten Fenstern und Türen von alter hübscher Form (Abb. 72). Das Rathaus bestand schon 1702. In der breitgezogenen gotischen Stadtkirche, in der sich viele gräfliche Grabstätten befinden, predigte Johannes Hefentreger zuerst in Waldeck das Evangelium. Gegenüber der Kirche befindet sich ein altes gotisches Steinhaus, die ehemalige Schule, welche mehrmals ausbrannte. Die Stadt zählt jetzt 450 Einwohner und besitzt eine ausgedehnte und trotz des bergigen Geländes fruchtbare Feldflur. Das Gestein des Untergrundes ist Zechstein, Kalk, Lehm und Mergel, stellenweise auch schon Buntsandstein. Der Galgen stand eine Viertelstunde vor der Stadt vor dem zwischen Waldeck und Buhlen liegenden Walde. Die Missetäter wurden auf dem Hartwege dorthin geführt.

Am Fuße der Höhen liegt im Netzetal, von der Staatsstraße Wildungen—Sachsenhausen durchzogen und zwischen baumreichen Obstgärten eingebettet, das freundliche Dörfchen Buhlen (Abb. 73) mit stattlichen Bauernhöfen. Die Fortsetzung der Landstraße nach Affoldern, jetzt Gemeindeweg, überschreitet einen breiten Bergrücken, von dessen höheren Kuppen derbe Grauwacke als Straßenbaumaterial gewonnen wird. Die Bahnlinie Wildungen—Corbach beschreibt um Buhlen einen weiten Bogen



Abb. 73. Buhlen.

und führt an der hohen Ostwand des Michelskopfes hinüber an den Abhang des westlichen Bergzuges im Netzetale. Mit der Domäne Waldeck wird Vornhagen am Fuße des Schloßberges im Edertale (Abb. 62), ehemals selbst eine Meierei, gemeinsam verwaltet. Um den mit Bäumen und Buschwerk bewachsenen felsigen Hopfenberg, der sich wie eine ausgestreckte Zunge in das Edertal legt, und um das vorliegende Ackerfeld herum biegt die Eder in einem großen, hufeisenförmigen Bogen unter dem Schloßberge und hart an der steilwandigen Kanzel her. Vor der Feldflur schauen die Dächer der Stollmühle hervor. Sie hat, landschaftlich betrachtet, eine reizende Lage im Waldwinkel des niedrigen Hopfen- und Hammerberges. Saftgrüne Wiesen breiten sich vor ihr aus; der rauschende Mühlbach, aus der Eder durch einen Stollen des Hopfenberges herübergeleitet, wurde ihre Lebensader. Der entzückende Umblick auf dem Kamme

des Hopfenberges in das weite Tal und seine Krümmungen hinüber auf der hohen Waldberge grünen Kranz, hinauf nach dem Felsenschloß Waldeck und dann dorthin nach dem malerischen Berich hat schon manchen Wanderer auf diesen Felsengrat hergelockt. Vor ein und einhalb hundert Jahren befanden sich unterhalb der Stollmühle zwei Hämmer, zu denen die treibende Wasserkraft ebenfalls von der Eder genommen wurde. Den Stollen durch den Bergrücken führten 1756 zwei auf Schloß Waldeck gefangen gehaltene Bergleute aus. In die Zeit der Vollendung dieses Tiefbauwerks fällt der Bau der Stollmühle; jene Hämmer aber gingen bald darnach ein. Unterhalb der Stollmühle wird das Edertal von den hohen Bergzügen scheinbar ganz umschlossen; denn das Auge vermag keinen Ausgang zu erspähen. Der kesselförmige, tiefe Talgrund mit viel-



Abb. 74. Hemfurt.

farbiger Feldflur, vom Volke die Uhre genannt, wird links von der Kanzel, dem Uhrenkopfe und dem Michelsberge, rechts von dem Hochgelände von Hemfurth überragt. Am Westabhange des Michelskopfes befindet sich für Tal und Flur das enge Ausgangstor. Bis auf etwa 100 m nähern sich hier die gegenüberstehenden Bergwände. In jahrtausendelanger Arbeit hat der Fluß eine riesige Felsbank durchsägt und durchbrochen, die sein Bett quer durchzog. Bei geringem Wasserstande sind die scharfen Felskämme auf dem Grunde des Flußbettes noch zu sehen.

An den östlichen Hang jenes Hochgeländes, das wir als die Vorstufe des Ochsenwurzelskopfes bereits kennen, lehnt sich, vom rechten Ederufer aufsteigend, das Dorf Hemfurt (Abb. 74). Die Kirche, jetzt Filial, war früher Mutterkirche von Bringhausen, und wird in nicht zu ferner

Zeit wahrscheinlich wieder selbständig werden. Das Kirchengebäude ist ein neuer Steinbau in einfachen Formen, mit großen Fenstern und weißgetünchten Wänden. Gut gehaltene Wohn- und Wirschaftsgebäude der Bauernhöfe bekunden den Wohlstand der Bewohner. Zu Zeiten niedrigen Wasserstandes, besonders, wenn die Fluren in der Sommerdürre lechzen, und die schlanke Eder ihre glasklaren Wellen spielend über die hellen Kiesel rieseln läßt, haben alle Anwohner leichte Verbindung nach dem gegenüberliegenden Teile ihres Besitzes. Der schlichte Kahn trug in früheren Zeiten an bestimmten Fähren Fußgänger über die glatte Wasserbreite, und für die Gespanne des Landmannes war die geringe Wassertiefe kein Hindernis. Wenn aber dann die Zeiten der Hochfluten eintraten, oder der Fluß auf brausenden Wogen gewaltige Eisschollen trieb, so waren Dörfer und Gehöfte oft wochenlang von allem Verkehr abgeschnitten. Ganz anders liegen heute die Verkehrsverhältnisse in dieser Gegend. Seit einem Zeitraume von 20 Jahren sind alle Orte untereinander und von außen her auf guten Straßen zu erreichen, und starke, massive Brücken verbinden die Ufer.

Ein Gang durch den Talgrund bei Berich.

Von der Höhe des Hemfurter Berglandes unternehmen wir gern noch einmal eine Wanderung durch die liebliche Aue des Edertales bei Berich; denn nicht mehr lange wird uns das Tal die lachenden Landschaftsbilder darbieten. Ein gewaltiger Stausee wird diese fruchtbaren Talgründe in seiner dunkeln Tiefe begraben.

Wir halten die Gemeindestraße inne, die rechts in der Richtung nach der Bericher Hütte sich hinabsenkt. Bringhausen bleibt uns durch Waldbäume verdeckt. Das Tal öffnet sich; unten vom Waldsaume her zieht die silberblinkende Eder in stolzen Bogen durch die Aue zwischen Äckern und Wiesen hin. Ein Meer umflutet uns jetzt schon mit seinem gleichmäßigen Wogenschlage, das Ährenmeer. Auf seinem Grunde haben Hase und Rebhuhn ihr Versteck, und statt der umherkreisenden Wasservögel steigt die Lerche mit ihrem Jubellied in die blaue Luft. Hoch in Halmen stehen Roggen und Weizen, der Kleeacker grünt, und dort vom nächsten Hange leuchtet das Rapsfeld in lauterem Golde seiner Blüten. Wir schreiten wie durch eine Gasse und vermögen nur eben über das Wiegen und Wogen der Getreidefelder in die Talebene zu schauen. Das ist der Segen für des Landmanns Mühe und rastlose Tätigkeit. Vom Feldrain

klingt das Zirpen der Grille, und über dem Klee schwärmt und summt es unaufhörlich. Unsere Arme teilen das Halmendickicht. Wir stehen am grasigen Ufer der Eder. Der Fluß ist tief und breit, denn das Wasser staut vor dem Wehr am Hopfenberge. Wir können aber dorthin noch nicht sehen. Der Fluß verbirgt seinen blauen Spiegel hinter den hochragenden Halmenwäldern des Feldes. Wir gehen auf der frischen Wiese zurück. Da grüßt vom felsigen, hohen Uferrande die traute Heimstätte von Berich. Leiser rieseln die klaren Wellen der Eder, in denen die Dorfjugend badend und watend ihr Spiel treibt. Von stolzer Höhe leuchtet im Abendrotscheine das Felsenschloß, und im goldnen Schimmer wogt das Wipfelmeer der Wälder. Die Abendglocke läutet dem Arbeiter und Wanderer den Frieden der Landschaft zu. Wie duftige, freie Kulissen rücken die Berge in natürliche Rundgemälde vor. Der Abend senkt sich nieder auf Berg und Tal, Dorf und Feld.

Die Edertalsperre und der künftige Stausee.

Es ist ziemlich gewiß, daß die ganze Talstrecke von dem Flußtor an der Uhre bis weit hinauf ins jetzige preußische Gebiet ein großer See gewesen ist, dessen Sinkstoffe heute noch die fruchtbaren Äcker und Wiesen bilden. Das gewaltige Becken leerte sich; es entstanden im Tale ein grünender Grund und darin menschliche Ansiedlungen und zuletzt blühende Felder und wohnlich traute Dörfer. Wieder wechselt das Bild, ein neuer See wird entstehen, und die Fluren und Stätten menschlichen Schaffens werden die mächtigen Fluten bedecken. Dort am Ausgangstor in der Uhre wird der Staat ein riesiges Bauwerk, eine Talsperre, errichten, um die Eder aufzuhalten und im neugeschaffenen Becken einen gewaltigen Wasservorrat aufzuspeichern. (Abb. 75.) Die Sperrmauer wird eine Grundflächenbreite von 60 m und eine Höhe von etwa 45 m haben. Die Zwecke, die man durch dieses Werk zu erreichen sucht, sind: der Lauf des Flusses soll reguliert und dadurch das ganze Land beiderseits am Flußlaufe vor Hochwasserschäden bewahrt werden. Die Eder hat ein Flußgebiet, das dem der Fulda an Flächeninhalt nicht weit nachsteht. Dazu kommt, daß unser Fluß den Wasserreichtum großer Waldgebiete aufnimmt. Infolge anhaltender Regengüsse oder der Schmelze starker Schneemassen in den Waldgebirgen wächst er oft zum reißenden Strome an; er tritt dann weithin über seine Ufer, und seine brausenden Fluten richten große Verheerungen an. Besonders ist dies bei starkem Eisgange der Fall.

Die Wasserfluten wird jetzt des Menschen Geist in seine Gewalt nehmen und nach seinem Willen zurückhalten und verteilen. Der Absturz des Wassers an der Sperre wird Kraftquellen zu elektrischen Betrieben abgeben. Nachdem der Lauf des Flusses geregelt ist, sollen neue Bewässerungsanlagen geschaffen werden. Die Fischzucht wird in größerem Maßstabe betrieben werden können. Der Hauptzweck aber ist der, durch den zu regulierenden Abfluß der Wassermengen einen regelmäßigen Schiffsbetrieb auf der oberen Weser zu ermöglichen und dazu den Tiefwasserstand dieses Flusses bei Münden um 35 cm, bei Carlshafen um 25 cm zu heben



Abb. 75. Die Edertalsperre.

und den Mittellandkanal mit den nötigen Wassermengen zu speisen. Von der Größe des Stausees hat man nur eine annähernde Vorstellung. Er wird gegen 25 km lang und von verschiedenen Breiten sein (1—1$^{1}/_{2}$ km). Die Stollmühle, Vornhagen, die Bericher Hütte und Bringhausen werden ganz, Berich fast ganz, ihre Fluren größtenteils verschwinden, ebenso wird ein Teil von N.=Werbe überflutet. Die oberen Wasserstände werden im schönen Aseltal vor Asel und vor der Ittermündung bei Herzhausen ihre Grenze haben. Mehrere Dorfkirchen werden in der Tiefe dieses Beckens versinken. In seiner vielzipfeligen äußern Gestalt zwischen den hohen Bergen wird der Stausee dem Vierwaldstätter See

ähnlich und an Größe dem Zuger See gleich sein. Schiffe werden hoch über die Stätten hinwegfahren, wo der waldeckische Landmann seinen Acker pflügte und die Hausfrau im Familienkreise sich glücklich fühlte. Die Brandung der Wellen wird an den Felswandungen der Berge tosen, Klänge wehmütiger Erinnerung weckend.

Das Edertal von Hemfurt bis zur Landesgrenze.

Nach langsamer Abklärung im Staubecken werden die glashellen Ederwasser über die sorgfältig gebauten Ausläufe ins alte Flußbett hinunterstürzen, und in schäumenden Wellen eilt die Eder unter den weitgespannten Bogen der Steinbrücke bei Hemfurt hin; sie nimmt unter diesem Orte eine ziemlich grade, nordöstliche Richtung an, bespült den Fuß der steilen Nordabhänge des Affolderberges und tritt in ein offenes Tal ein. In diesem fließt sie in kleineren Bogen noch ziemlich raschen Laufes bis nahe an die Landesgrenze. Am linken Ufer begleitet sie bis vor Bergheim eine Rauhkalkfelsenwand, dann eine sanft ansteigende Hügelkette bis unter Wellen. Auf der rechten Seite ist die Talwandbildung dieselbe, und nur der Rote Berg springt in die Talbreite etwas vor. Unterhalb Mandern treten noch einmal zwei Höhenzüge etwas näher heran, gleichsam die Ausgangspforte aus Waldeck bildend, von der rechten Seite der breite Höhenzug des Fritzlarischen Waldgebietes, der im Hange des Büraberges abfällt, und links die Ausbuchtung des Johanneskopfes. Dann treibt der Fluß im engen, tiefen Bett seine Wellen in behaglicher Ruhe durch die Wabernsche Ebene. Im Gegensatz zu dem Sperrgebiet der Eder treten in dieser Talstrecke ruhige Bilder mit sanften, aber doch mit den vollen Reizen einer freundlichen, anmutigen Landschaft vor das Auge. Abwechselnd beträgt die Breite der Talebene 1—2 km, ihre Länge in der Mittellinie des Talgrundes etwa 15 km. Von verschiedenen Anhöhen über dem rechten und dem linken Flußufer vermag das Auge die ganze Ebene zu überschauen. Offen liegt sie stundenweit vor uns. Vor der Erinnerung ziehen bedeutsame Zeiten deutscher Geschichte vorüber, wenn wir auf dem Ostrande des Roten Berges stehen und in die Lande schauen. An der unteren Eder kämpfte der römische Feldherr Germanicus siegreich mit unseren Vorfahren. Vor uns liegen die bedeutsamsten Missionsstätten des Bonifatius, der Johanneskopf, der Büraberg und Fritzlar. Bei Fritzlar auch sammelten sich deutsche Stämme, um dem neuen Könige Heinrich I. zu huldigen. In die dunkelste Zeit deutscher Geschichte ver-

setzt uns der Gedanke, daß die Edergegend und das Amt Wildungen die Lasten und Leiden des großen Religionskrieges von allen waldeckischen Landschaften mit am schwersten haben empfinden müssen; hatte doch diese Landschaft ein Heer von mehr als 70000 Mann wochenlang zu unterhalten. Auf dem Roten Berge werden heute noch bei gründigen Erdarbeiten Waffenstücke und Hufeisen gefunden. Doch nun den Blick in die freundliche Gegenwart, in die Talebene zwischen lieblichen Hügeln und freundlichen, niedrigen Waldbergen! Auch hier das schöne, farbenprächtige Pflanzenkleid. Dort liegen die Talwiesen, von Gebüsch und Schilf am Flußufer umsäumt; die Korb- und die Salweide mit ihren Silberkätzchen schimmern über dem Wiesengrün, und Pappeln, bald Pyramiden bildend, bald grüngeschmückten Masten gleichend, ragen in die Lüfte. Rotblumige Kleeäcker und saftige Runkelfelder wechseln mit Getreidestücken. Eine



Abb 76. Affoldern.

stattliche Anzahl Dörfer grüßt aus den Wipfeln der Obstbäume. Vor dem dunklen Hintergrunde der Waldberge hebt sich Affoldern (Abb. 76), dicht am Flusse gelegen, mit seinem alten, erkergeschmückten Kirchturme hell und wohnlich ab. Der von der Eder hergeleitete Flußarm treibt eine größere Mühle. Die alte Ederbrücke mit ihren starken Eisbrechern ist für den Verkehr gesperrt; denn sie ist nicht mehr ausgebessert worden, seitdem die durch Affoldern gehende Landstraße ins Netzetal verlegt wurde. Auf die mächtigen, festen Pfeiler ließe sich mit wenigen Kosten ein schmaler, eiserner Oberbau auflegen, sodaß der schöne Unterbau der Brücke der Nachwelt erhalten bliebe. Schon 850 wird Affoldern als Dorf erwähnt. Vom frischgrünen Ederrasen bis hinauf an den freundlichen Feldhügel erhebt sich am linken Flußufer der Marktflecken Bergheim. In die breite

Aue des Tales schaut aus schön gepflegtem Garten und seiner Frische laubreicher Ziersträucher und hoher, mächtiger Baumkronen das schlichte, freundliche Schloßgebäude (Abb. 77.) Bergheim ist Sitz der waldeckisch gräflichen Familie. Bis 1849 wurde in Bergheim das gräflich waldeckische Gericht gehalten. Die Umgebung zeichnet sich durch Fruchtbarkeit des Bodens und landschaftliche Reize aus. Wellen (Abb. 78), ebenfalls aus der Talebene zur Berghöhe aufsteigend, wird schon 1211 erwähnt. Eine hübsche Kirche ragt hoch über das Dorf empor (Abb. 79). Die Gehöfte besitzen gut gehaltene Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Rechts an der Eder liegen: Mehlen, Giflitz im Grunde des Wesetales und an dessen



Abb. 77. Schloß in Bergheim.

Einmündung in die Eder, vor dem breiten Wiesenplane im Wesetale die Grundmühle. In Giflitz biegt die Gemeindestraße ins obere Wesetal von der Landstraße ab, die an dem südlichen Berg- und Hügelgelände hinaufsteigt. Auf hohem Damme führt die Bahn Wildungen—Corbach hier quer durchs Edertal, an Bergheim vorbei nach dem hohen linken Ederufer hinüber. Anraff (Abb. 80), nahe am schattigen Nordabhange des Roten Berges vor der Talbreite, hat meist Höhenland. Im 30jährigen Kriege wurde das Dorf arg verwüstet. Wega, am Ausgange des Wildetales, hat einen größeren Hauptbahnhof und einen Haltepunkt vor dem Tunneleingange an der bewaldeten Ostecke des Roten Berges. Unter der schattigen

Waldecke nahe beim Tunnel liegt die Waldschmidtsche Kunstmühle. Das Dorf ist nach dem letzten großen Brande von 1869 in breiten Straßen und geräumigen Höfen wieder aufgebaut. Neben der alten Kirche hebt sich aus hohem Gartengesträuch das kleine, hübsche Schulhaus hervor. Mandern liegt in einiger Entfernung vom Flusse, am Fuße der nordwärts in die Edertalebene abfallenden Höhenzüge. Aus dem Schatten von Linden und versteckt hinter Wirtschaftsgebäuden reckt die alte Dorfkirche ihren kleinen Turm empor. Die Dörfer Mandern und Wega haben außer den Talfluren auch ausgedehntes ertragreiches Höhenland. — Alle letztgenannten Ederdörfer, wie auch Züschen im Elbtale, sind im 30jährigen Kriege arg verwüstet worden.



Abb. 78. Wellen.

Zu erwähnen sind hier die Goldwäschereien an der Eder. Daß die Eder Goldsand mit sich führe, wird schon früh berichtet. Dieses Gold der Eder kommt nicht in derben Körnern, sondern nur in schaumartigen Blättchen vor. In feinsten Teilchen mag es dem körnigen Grünstein der Waldberge beigemengt sein, nach dessen Zerstörung und Verwitterung führen es die Regenwässer der Eder zu. Im 18. Jahrhundert betrieben ausländische Unternehmer die Gewinnung des Goldes aus dem Edergrande im Großen, doch überstiegen die Betriebskosten den Gewinn um das Dreifache, und die Unternehmungen mußten eingestellt werden. Goldwäschereien haben zu Affoldern, Bergheim und Wega sich befunden.

Wenn wir von den Kreisstädten unseres Landes absehen, können

wir die Edergegend als die volkreichste Landschaft in Waldeck bezeichnen, denn auf einer Fläche von etwa 24 qkm (Tal- und Höhenland der Gemarkungen) zählt man 9 Ortschaften mit 541 Wohnstätten und 3051 Einwohnern. Hier sitzt der Bauer auf seinem angestammten oder erworbenen Gute im Bewußtsein seiner gesicherten wirtschaftlichen Existenzmöglichkeit und im Glückgefühl ländlicher Behaglichkeit und gediegenen Wohlstandes.

Die Bauernhöfe der Ederdörfer sind meist geräumige, nach einer Seite offene, aber oft durch Staket mit breitem Tor abgeschlossene Vierecke. Die Wohnhäuser sind in der Mehrzahl zweistöckige Fachwerkbauten mit



Abb. 79. Kirche in Wellen.

schwarz oder schwarzgrau gestrichenem Gebälk und weißgetünchten Feldern zwischen dem Holzwerk. In kleinen eingehegten Hausgärtchen werden neben Küchengewächsen auch Blumen mit auffälligen Farben gezogen, und manchem kleinrautigen Fenster gibt ein wohlgepflegter Bestand blühender Topfgewächse einen freundlichen Schmuck.

Nahe vor dem Dorfe Ungedanken und vor seiner Haltestelle an der Bahn läuft die Landesgrenze quer durchs Tal hinüber nach dem Fuße der jenseitigen Höhe. Gegenüber dem Büraberge mündet auf preußischem Gebiete von links das Elbetal ins Edertal. Ein von dem Alten Walde herstreichender Höhenzug mit zahlreichen flachen Kuppen (ab-

stufend von 409 bis auf 222 m ü. Meereshöhe) lagert in dem Winkel der beiden Täler. Im Elbgrunde, jenseits der Höhen, liegt das Landstädtchen Züschen. Um diesen Ort und seine Gemarkung springt unser Heimatgebiet buchtenartig nach Osten vor.

Von Wellen führt eine Gemeindestraße in mannigfachen Bogen über die waldigen Höhen hinüber ins Talgelände des Elbebaches. Wir verlassen da, wo ein flaches Waldtälchen sich öffnet, die Straße und halten einen mit Pfeilen und Namen auf Schildchen bezeichneten schattigen Waldweg zur Höhe an. Ein kleines Steigegerüst setzt uns über den Zaun eines Wildgeheges. Dunkle Fichtenbestände mit starken, schlanken Stämmen schließen sich an jungen Laubwald an. Bald ist die Kuppe erreicht. Ein grasiger Weg leitet uns hin auf die in der deutschen Geschichte bedeutsame Stätte des Johanneskopfes. Hier, auf unserm heimatlichen Boden war es, wo Bonifatius die Axt an die dem Donar geheiligte Eiche legte. Nach ihrem Fall sank auch der treu gehütete Glaube der Chatten nieder. Heute sehen wir vor uns ein kleines, viereckiges Gemäuer und zwischen ihm einen $1^1/_2$ m tiefen Raum, es ist der Rest der alten Bonifatiuskapelle. In das Gemäuer haben junge Waldbäume ihre Wurzeln getrieben. Wir lassen uns auf der einfachen Lattenbank nieder, die am Stamme einer nachmals gepflanzten und stark aufgewachsenen Donnereiche angebracht ist. Etwas mehr als stubenflächengroß nur ist der freie Platz, und ringsum umgibt uns der ewig alte und doch immer wieder frischgrünend sich verjüngende deutsche Wald mit seinem geheimnisvollen Rauschen.



Abb. 80. Anraff.

Auf der Kuppe hinter dem Ziegenberge ist vom Waldbesitzer ein kleines, hübsches Jägerhäuschen, die Hubertushütte, erbaut worden. Vor ihr eröffnet sich ein Fernblick über den Wipfeldom hin nach Bad Wildungen und Schloß Friedrichstein. Wir gelangen am östlichen Waldabhange hinunter in das freie Gelände, das in das Elbetal abfällt. An der Anhöhe eines rechten Seitentälchens zum Elbgrunde steht auf einem umfriedigten, mit Ziersträuchern bepflanzten Platze, inmitten der Feldflur, ein altes Gemäuer. Der einsam wie eine breite Säule sich erhebende Mauerrest mit kunstvoll behauenen Steinen und einem Stück Fensterbogen ist die dritte noch erhaltene Kirchenruine unseres Landes, die „Kreuzer-, richtiger wohl die „Kreuz-Kirche." Ein alter Hirte auf dem Felde wußte mitzuteilen, von seinen Vorfahren gehört zu haben, daß nach dieser Kirche die „Züschener" und auch noch andere Leute aus den umliegenden Orten (es könnten jedenfalls nur die benachbarten, jetzt preußischen Dörfer in Betracht kommen) zum Gottesdienste gewandert seien.

Züschen.

Wir erreichen wieder auf einem steil aufsteigenden Feldwege die Gemeindestraße, von deren Höhe aus man die ganze Landschaft ziemlich frei überschauen kann. Jenseits der Elbe steigt jäh aus dem Tal die mit finsterer Kiefernwaldung bestandene Wand des



Abb. 81. Züschen.

Hohenberges auf, 372 m hoch. Dieser schließt sich ein nach Norden verlaufender Bergzug an, der in der Kuppe des Hinterberges, links der Elbe 419 m erreicht. Westlich von diesen Höhen zieht der Elbegrund in südlicher Richtung durch waldeckisches Gebiet. Hier nimmt auf beiden Ufern des Elbebaches das Städtchen Züschen (Abb. 81) die Talebene ein, ehemals von einer Mauer mit Wacht- und Wehrtürmen umzogen. Von den alten Befestigungswerken sind noch zwei Rundtüme erhalten, von denen einer, auf

dem Rittergutshofe stehend, von dem Besitzer erneuert und mit einem angepaßten Aufbau und Krönungsmauerwerk, zur Ausschau geeignet, versehen ist. — Züschen, welches 112 Wohnstätten und 641 Einwohner zählt, hat sich über das Weichbild der alten Stadt hinaus gestreckt. In den letzten Jahrzehnten ist eine stattliche Anzahl kleiner Gebäude in der Richtung des Tales, an den beiderseitigen Anhöhen, des Hermannsberges und der Feldmark Hausen, errichtet worden, sodaß das Städtchen eine beträchtliche Längenausdehnung erhalten hat. Die neuen Gebäude mit ihren einfachen, massiven Vierecken entsprechen den Bedürfnissen der landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe. Nahe am linken Elbufer schaut aus einem von Strauchwerk beschatteten Garten das massive, freundliche Schulhaus her, das unter Beihilfe des Rittergutsbesitzers, als des Schulpatrons, erbaut werden konnte. In dem alten Stadtteile stehen an den winkeligen und zum Teil steilen Straßen viele kleine ein- und zweistöckige, anspruchslose Wohnhäuser, hie und da auch noch ein größeres, mit mehr Aufwand errichtetes altes Gebäude. Die ziemlich große, 1606—1609 erbaute Kirche zeigt ebenfalls einfache Formen; ihr vierseitiger Turm ist mit niedrigem Helmaufsatze gedeckt. Die Zierde und der Hauptanziehungspunkt für Züschen ist die prächtige, auf einem Hügelvorsprunge der linksseitigen Talwand erbaute und das Städtchen beherrschende Garvensburg, ein vornehmer Herrensitz, welchen der Besitzer des Rittergutes, Wilhelm Garvens aus Hannover, 1898 hat erbauen lassen (Abb. 82). — Um das Schloß dehnt sich der Park aus, eine hervorragende gärtnerische Schöpfung. Züschen ist 1549 von einem großen Brande fast ganz eingeäschert und mehrmals von Überschwemmungen der Elbe heimgesucht worden. Die Wasserfluten im Jahre 1692 zerstörten zwei Mühlen und ein Wohnhaus, 18 Personen fanden in ihnen den Tod. Im November 1890 trat die letzte Hochflut ein.



Abb. 82. Garvensburg.

Die Umgebung von Züschen ist ein zwischen den Höhen vom Alten Walde und den Berggruppen an der Eder bis zum Elbgrunde sich ausbreitendes welliges Hügelland mit vielgestalteten kleinen Kuppen, Hängen und Tälchen. Der Untergrund zeigt ein Gemenge von verschiedenen Gesteinsarten; hauptsächlich finden wir hier Zechstein, Kalk und weißen Sandstein. Einzelne Hügel haben auch Auflagerungen von Basalt. Über die Hügel und Anhöhen breiten sich fruchtbare Saatfelder aus, überall erfreut uns das frische Wiesengrün. Die Bergkuppen sind mit herrlichen Laub- und Nadelwäldern bedeckt, die größtenteils einen wertvollen Besitz des Rittergutes ausmachen. Außer den genannten Aussichtspunkten gibt es in der ausgedehnten Waldung noch eine Anzahl schöner Plätze links und rechts neben der Straße nach Wellen. Am Saume der Wälder haben der Gutsherr und die Gemeinde große Obstbaumpflanzungen geschaffen. Ebenso dehnen sich in der Nähe des Waldes weite, umhegte Weideplätze aus.

Auf einem ins Elbetal östlich, gegenüber der Wand des Hohenberges vorspringenden Hügel hat die gutsherrschaftliche Familie für sich ein Mausoleum in modernem Kapellenbau errichten lassen. Ein junger Kiefernwald umfriedet die geweihte Stätte.

Bad Wildungen und seine Umgebung.

1. Die Landschaft.

Auf der Wanderung aus der Edertalebene nach Süd-Westen beschreiten wir in der nächsten Umgebung von Bad Wildungen die erste Stufe der Bodenerhebung zur Höhe der Waldgebirge. Die Umgebung der Badestadt ist eine in einem kleinen Gebirgskessel liegende Berg- und Hügellandschaft von 250 m Durchschnittshöhe (Abb. 83). Den Hochrand des ersteren bildet ein Höhenzug, der in einem hufeisenförmigen, nach Nord-Osten geöffneten Bogen die Landschaft umschließt und seine beiden Enden ins Edertal abfallen läßt. Treten wir einen Gang über den kleinen Kesselrand auf dem Süd-Ostflügel desselben an.

In der Ebenhöhe, rechts der Eder zwischen Mandern und Wega, erhebt sich in sanften Höhen ein bewaldeter Bergzug, der im weiteren Verlaufe von 7 km Länge bis zu 400 m Höhe aufsteigt. Nach Osten sind ihm verschiedene breite Waldberge mit ziemlich steilen Hängen dem Schwalmtale zu vorgelagert. Über den westlichen Rücken läuft die Landesgrenze. Das jenseits in Preußen liegende kleine Gruppengebirge führt den gemeinsamen Namen Fritzlarer Wald. Die nordöstliche Abstufung des letzteren zur Eder lernten wir im Büraberge bereits kennen. Die nach Nord-Westen in die Wildunger Gegend hinein sich erstreckenden Rücken und Hänge dieses Sandsteingebirges sind Großer und Kleiner Wolfhagen, Mühlenberg, Sengelsberg und Stumpfe Warte. Auf der Stumpfen Warte finden wir die moosbedeckten und mit dem Gebüsch jungen Buchenwaldes umwachsenen Mauerreste einer verfallenen, gleichnamigen Feldwarte, die auch die Fronhäuser Warte genannt wurde nach dem Dorfe Fronhausen, das vor dem westlichen Bergabhange auf Wildunger Gebiete ehemals sich ausbreitete.

Jetzt wendet sich der Zug der Höhen und Kuppen im flachen Bogen nach Norden. Sein Gestein besteht von hier ab hauptsächlich aus Schiefer und Grauwacke. Der nächstgelegene Höhenrand ist mit Ackerfeld und Heideflächen und nur stellenweise mit Kiefernwald bedeckt. Die bedeutendsten Erhebungen sind die Ense und der Odershäuser Kopf mit dem Eichenköppel, an 396 m hoch. Auf dem hochgelegenen Ackerfelde der Ense

steht der noch gut erhaltene Turm der Bubenhäuser oder Enser Feldwarte (Abb. 84), ein weithin sichtbares Wahrzeichen aus jener Zeit, da die Ackerbürger in Schutzbauwerke dieser Art ihre Wachen legen mußten, da-

Abb. 83. Karte der Umgebung von Bad Wildungen.

mit diese den Feldarbeitern das Herannahen einer Raubbande rechtzeitig verkünden konnten. Den Höhenrücken finden wir in seinem weiteren Verlaufe in den Kirchrödern gut bewaldet, und über dem anmutigen Waldtälchen

Kurgäste zur Verfügung stellen konnte und infolge nochmaliger weitblickender Grunderwerbungen des Vorstandes 1903 (13. September) zu dem zeitgemäßen Bedürfnissen recht entsprechenden „Kurkrankenhaus Helenenheim", verbunden mit einer „Volksheilstätte für Blasen- und Nierenkranke" sich ausweiten konnte. Auch seitens der katholischen Kirche hat man in unmittelbarer Nähe des Helenenheims ein Krankenhaus für Kurzwecke, das an Ausdehnung zwar kleiner, in seiner Ausstattung aber ebenfalls allen modernen Anforderungen entsprechend ist, angelegt und es, ebenso wie die daneben befindliche katholische Kirche, an der Nordstraße unter den Schutz des hlg. Liborius, des „Nothelfers bei Steinschmerzen", gestellt.

Damit ist dasjenige Gebiet berührt worden, auf dem die Bedeutung liegt, die Wildungen über die Grenzen des engeren Heimatlandes hinaus hat, ja man kann wohl sagen, die internationale Bedeutung Wildungens, die ihm im Sommer Kranke aus allen Ländern Europas, auch aus Amerika, aus Persien, aus Ägypten zuführt, nämlich seine Quellen. Sie werden in einem folgenden Abschnitte ausführlicher beschrieben werden.

Nördlich von der Stadt, jenseits der Wilde, erhebt sich auf einem mächtig hervortretenden bewaldeten Bergvorsprunge das Schloß Friedrichstein, an der Stelle und auf den Fundamenten der alten Burg (Abb. 92) von dem Fürsten Friedrich Anton Ulrich 1707—1714 erbaut. Ein imposantes Stück des alten Baues ist der gewaltige Rundturm neben dem Eingange mit der Zahl 1530 und den Wappen des Grafen Philipps IV und seiner Gemahlin Margarete von Ostfriesland (Abb. 93). Das Schloß enthält schöne Räume; von der Altane gewährt es einen prachtvollen Ausblick.



Abb. 91. Apotheke und Lindenstraße.

An das Schloß schließt sich nach Norden hin eine kleine Stadtniederlassung an, das freundliche Ackerstädtchen Alt-Wildungen (Abb. 94). Einst, wie die Verfassungsurkunde von 1499 und alte Abbildungen lehren, mit starkem Wall und gut bewachten Toren geschützt, hat die Stadt, als 1763 eine gewaltige Feuersbrunst sie fast ganz vernichtet hatte, beim Wiederaufbau und danach sich auf den fast doppelten Raum ausgeweitet, sodaß die alten Mauern, Türme und Tore unwiederhergestellt liegen blieben, ja, da ihre Trümmer ins Innere der Stadt zu liegen kamen, wohl geflissentlich abgetragen wurden, sodaß über dem Erdboden zur Zeit nur wenig von dem alten Gemäuer noch zu finden ist. — Die alte Stadtkirche, in der der Dichter der beiden heute noch in unsern Gottesdiensten machtvoll erklingenden Lieder: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme", Philipp Nicolai, ein Mengeringhäuser von Geburt, von 1588 bis 1596 treu und eifrig des Predigtamts gewaltet hat, steht jetzt nicht mehr. 1731 war sie so baufällig geworden, daß die Fürstliche Regierung daran gehen mußte, „zu Ver-

hütung größern Unglücks und darob zu besorgender Gefahr“ von Grund auf einen Neubau anzuordnen. So entstand an derselben Stelle das heutige, für die Bedürfnisse der kleinen, nur 600 Seelen zählenden Gemeinde, sowie der 100 Seelen des Filialdorfes Reitzenhagen, ausreichenden Raum bietende, zwar schmucklose, aber in guten Maßen angelegte Gotteshaus.

Die Häuser Altwildungens sind, wie das die oben erwähnte Katastrophe von 1763 erklärlich macht, fast alle von gleicher Bauart (Abb. 95). Als ein eigentümliches altes Bauwerk lenkt vielleicht nur das erste der Häuser, vom Schloß aus gerechnet, die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes auf sich. Ursprünglich der gräflichen Herrschaft gehörig, weist es an zahlreichen Stellen eingemauerte Steine teils mit dem Zeichen C. V. R., teils mit Wappen und Inschrift eines „Conrad von Rodenhausen“ auf, der an dem Hause um 1550 seinen Namen angebracht hat.

Neben der Stadt Alt-Wildungen liegt an der Straße, die über Giflitz zu den Ederdörfern hinführt, eine Fürstliche Domäne.

Lic. Alfred Uckeley.

4. Die Umgebung der Quellen und einige Ausflugsorte.

Preis und Dank dem Allmächtigen,
der uns das herrliche Geschenk,
den Heilquell von Wildungen gab.
Hufeland 1832.

Der Quellenreichtum der Wildunger Landschaft ist staunenswert. Allein im Stadtgebiete zählen wir acht Mineralquellen (die neunte, eine neue Rörigsche Quelle, soll eben gefaßt werden); fünf derselben haben zu Trinkkuren Verwendung gefunden, das Wasser der übrigen wird nur zu Mineralbädern benutzt. Die Georg-Viktor-Quelle mit mächtigem Sprudel im schattigen Tale vor dem Südostabhange des Homberges dem Felsengrunde entspringend, ist mit einem hohen, luftigen, eisernen Brunnentempel überbaut, an den sich rechts und links zwei große offene Wandelhallen anschließen. Vor dem Quellenhause liegt ein freier Platz mit offenen Eingängen in den aufsteigenden Wald und talab in den großen, prächtigen Kurpark. Jenseits baut die dichtbelaubte Kastanienallee den natürlichen, schattigen Durchgang vom Quellenplatze bis zum Badehotel. Diesseits führt am Abhange des Hügelgeländes der Verbindungsweg nach der Brunnenstraße durch eine zweite schattige Allee von Linden. Im lieblichen Tale breiten sich die grünen Matten aus, geschmückt mit Gruppen von Ziersträuchern, dunkelroten Blutbuchen und weißstämmigen Birken. Vor den waldreichen Abhängen des Homberges und des Bergvorsprunges Katzenstein mit künstlicher Ruine erhebt sich das Fürstliche Badehotel, ein Pracht- und Riesenbau (Abb. 96), in welchem eine ältere und eine neuere Anlage zusammengeschlossen sind.

Hoch über dem Rande des Kurparks steht ein schönes **Kriegerdenkmal**. Die Illuminationsabende lassen ihn im feenhaften Glanze der elektrischen Beleuchtung erscheinen.

Die liebliche Schwester der Georg-Viktor-Quelle, **die Helenenquelle** im Sondertale, das hier den Namen Helenental führt, 267 m, lag Jahrhunderte als kaum geachtetes, spärliches Brünnlein in einem überschlämmten Boden. Kaum führte ein fahrbarer Weg in diesen einsamen Waldwinkel. Der Gräfin Juliane Elisabeth von Waldeck gebührt die dankbare Anerkennung, den wertvollen Schatz der Natur, den herrlichen Quell aus seinem Aschenbrödeldasein gehoben zu haben (1696). Im Jahre 1856 wurde der Sonderbach im größeren Bogen der Quelle weiter entrückt, und diese 1859 auf ihrem Ursprungsgebiete aufgesucht und neu gefaßt. Seitdem entspringt sie dem Erdenschoße in kräftiger, krystallheller Fülle. Die Quelle erhielt 1876 eine Überbauung mit einer Trinkhalle antiken Stils. Die nächste Umgebung des Tales wurde bald mit gärtnerischen Anlagen, Ziersträuchern, Blumenbeeten und freundlichen Spazierwegen geschmückt. Großartiger ist aber der von mächtigerer Hand geschaffene Naturpark. Mit Entzücken durchschreitet der Fremde das **romantische Helenental** (Abb. 97). Die wildzerklüfteten Felsenwände, die sich zum Blau des Himmels auftürmen, der anmutige, leuchtendgrüne Wiesengrund, der, immer mehr eingeengt, in lieblichen Krümmungen sich hinaufwindet, darüber die grünen, wogenden Wipfel des Laubwaldes,



Abb. 91 a. Lindenstraße.

der hoch hinauf die Berghänge überbaut, drüben über moosbedeckten Felsen das Dunkel des Tannenwaldes, im Talgrunde der rauschende Bach, der in zahlreichen Windungen sich den Weg bahnt, in enger, düsterer Waldschlucht der plätschernde Wasserfall — das alles verleihet der Helenenquelle und ihrer Umgebung einen ganz besonderen Reiz.

Die Tal- und die Stahlquelle finden wir in einem engen, lauschigen Waldtal oberhalb der Helenenquelle. Die Talquelle war zwar als „Wunderbrunnen" bekannt, lag aber ziemlich unbenutzt im fernen Waldgrunde. Vor kurzer Zeit wurde sie neu gefaßt und mit einem Quellenhause versehen. Ein Motorbetrieb fördert ihr kohlensäurereiches Wasser wie das Eisenwasser der Stahlquelle in das Reservoir des Fürstlichen Badehotels.

Wir wanderten von der Helenenquelle aus durch ein tief eingeschnittenes enges Wiesental. Aus diesem biegen wir rechts in ein schluchtenähnliches, wildes Seitentälchen, Talgraben genannt. Neben und unter den Füßen gurgelt und plätschert der kleine Waldbach, der im düsteren Grunde über Felsen und zwischen Gestein sich den Weg bahnt. Sonst Stille um das einsame Quellenhaus im Waldversteck.



Abb. 92. Schloß Friedrichstein.

Der Wilde-Talsenke zwischen dem Hügel von Bad Wildungen und dem vorspringenden Schloßberge von Alt-Wildungen entspringt in mächtigen, glasklaren Wellen die Königsquelle. Ihr Quellenlager, das annähernd derselben Gebirgsfalte angehört, in der $1^3/_4$ km talaufwärts die Georg-Viktor-Quelle sprudelt, hat jedoch von dieser ganz verschiedene mineralische Bestandteile, denn das Wasser ähnelt in Geschmack und Zusammensetzung dem der Helenenquelle. Die Königsquelle ist vielleicht schon vor Jahrhunderten zu Tage getreten, aber durch Überschwemmungen wieder verschüttet worden. Dem Sanitätsrat Dr. Rörig gebührt das Verdienst, sie wieder aufgefunden, erschlossen und nutzbar gemacht zu haben. Durch Kauf ist der herrliche Quell mit seinen zugehörigen Gebäuden, Badehaus Sanatorium, Kuranlagen 2c., Eigentum einer zweiten Aktiengesellschaft mit dem Sitze in Bad Wildungen geworden und von einem kleinen Park umgeben.

Außerhalb des Wildunger Bergrandes liegt am Fuße des Homberges,

in der anmutigen Wilde-Talmulde von Reinhardshausen die Reinhardsquelle, ein Privatbesitz.

Der schönste und besuchteste aller Waldberge in der Umgebung von Bad Wildungen ist der 521 m hohe Homberg. Von seinen Vorstufen, wie von dem langgestreckten, nach Osten abfallenden „Unterscheid" baut sich die breite Masse des Homberges noch ziemlich frei in vier zusammenhängenden Kuppen auf. Nach Norden und Westen stürzen seine Abhänge



Abb. 93. Schloß Friedrichstein. Zugang.

steil und tief ins Wildetal herab. Der Südwestabhang trägt jungen Kiefern- und Lärchenwald; alle übrigen Hänge, Schluchten und Kuppen sind mit dichtem, schönem Laubwalde bedeckt. Die unmittelbar aus dem Kurpark ansteigenden Abhänge des Berges heißen Zickzack und Esch. Die prächtige Waldung mit dem munteren Vogelgezwitscher, den saubern, vielverschlungenen Spazierwegen, Fußsteigen, Aussichtspunkten, Laubengängen und Ruheplätzen ist wie für das Kur- und Badeleben geschaffen. Hier finden wir eine Welt zufriedenen Sichselbstlebens und glücklichen

Empfindens in einer wonnigen Natur, frei von den beengenden Fesseln des Stadtlebens. — Die höchste Kuppe des Berges ist mit einem 11 m hohen Aussichtsturme geschmückt. Seine Höhe erschließt uns eine herrliche Nah- und Fernsicht. Vor dem Beschauer liegt der kleine Gebirgskessel



Abb. 94. Alt-Wildungen.

mit seinem innern Hügelgelände. Aus dem mannigfach schattierten Grün der Gärten, Alleen und des Waldsaumes leuchten die schmucken Villen der lang hingestreckten Badestadt im rosigen Schein der milden Abendsonne. Die wie auf Schemel gestellten Türme von Schloß Friedrichstein und der Kirchen von Bad- und Alt-Wildungen grüßen freundlich zu uns herauf. In blauen Fernen erreicht das Auge die Bergzüge im alten Hessenlande. Im Horizonte tauchen das Knüllköpfchen, der Meißner und die Höhen des Kaufunger Waldes auf. In nächster Nähe sind der Heiligenberg und der Homberg mit zackiger Ruine (im Efze-Tal) in scharfen Umrißlinien zu erkennen. Rückwärts nach Westen und Südwesten richten wir unsere Blicke auf das kuppenreiche Gebiet der Walddörfer, das zu bedeutenden Höhen mächtig ansteigt. Jenseits des Wildetales schauen zwei uralte Nachbarn unsers Homberges traut herüber, der Hahnberg und der Bilstein mit der Wolfsschur.



Abb. 95. Straße in Alt-Wildungen.

Von Nordwesten leuchtet über die Berggipfel Schloß Waldeck herüber.

In tiefer, schmaler Senke zwischen dem Homberge und dem Bilsteine mit der Wolfsschluchthöhe entfaltet das Wildetälchen die schönste Partie in seinem 19 km langen Laufe. In der Talenge zwischen den Bergriesen hat das gastliche Dörfchen Reitzenhagen (Abb. 98) eine trauliche Lage.

Auf der Nordseite des Tälchens türmen sich die trotzigen Felskolosse jäh und schroff, zum Teil überhängend, über- und hintereinander auf. Regen, Frost, Sonnenschein und Sturmestoben haben in wechselvoller Laune schöpferisch formend an diesen Felsgebilden gearbeitet. Fichten und selbst zwerghafte Eichen sind auf die scharfen Zacken und Kanten



Abb. 96. Das Fürstliche Badehotel.

hinaufgeklettert und halten auf kargem Boden aus. Ein freier, mit eisernem Geländer versehener Platz auf der Felsenkuppe, in schwindelnder Höhe, bietet ein entzückendes Bild. Tief unten das anmutige Tal mit den zum Teil an die felsige Wand des Ziegenberges angeklebten Häusern von Reitzenhagen. Unter uns am Fuße des Felsenberges die malerisch gelegene Kippelmühle und durch den Talgrund hin die geschlängelten, leuchtenden Linien der Wilde und der Talstraße. In diesem tiefen Taleinschnitte treten die Gegensätze der Naturschönheiten zu einem packenden Gesamtbilde einander nahe. Unten sonnige Lieblichkeit auf frischgrüner Wiesenaue um ein idyllisches Dörfchen her, drüben der hohe wipfelreiche und daher tiefgrüne Waldhang des Homberges, hier oben die großartige Felsenpracht.

Die Bilstein-Felsenwand bietet auch dem Botaniker einige selten vorkommende Pflanzen.

Hinter der Bilsteinkuppe reckt sich die noch höhere Bergwand der Wolfschur empor. Wir ersteigen auch diese. Freie Wege, die in ziemlich gleichbleibender Höhe um die südwestliche Bergseite herziehen, erweitern



Abb. 97. Helenental bei Wildungen.

den herrlichen Ausblick über Wildungen hinaus und lohnen reichlich die angewandte Mühe.

Vom sogenannten Riesendamme aus, der Landstraße zwischen Alt- und Bad Wildungen, genießt man auch schon einen wundervollen Ausblick über die am Felsenvorsprunge des „Unterscheids" im kühlen Grunde von Bäumen und Strauchwerk umschattete Lindenmühle (Abb. 99) und in die Gabelung der lieblichen Tälchen der Wilde und des Bornebachs.

Den Gipfel des Weinberges krönt ein hübsches Kiefernwäldchen.

und aus und vor diesem blicken ein turmartiges Gebäude und ein Pensionshaus mit Wirtschaftsbetrieb freundlich herab über Tal, Wälder und Hügel. Die freie Aussicht von der bebauten Höhe hinauf in die überragenden Kuppen der höheren Waldberge, über die beiden nahe liegenden Städte und hinab bis zu den Türmen von Fritzlar ist lohnend.


Abb. 98. Reitzenhagen.

Von den kleinen Tälchen der Wildunger Landschaft sind das Holzhäuser Tal mit seinem Großen Brunnen und das Lampertal mit seinen anmutigen Wiesengründen vor dem Abhange des Mühlenberges die bedeutendsten. Wir durchqueren diese schönen Talfurchen und steigen auf dem Wenzigeroder Wege auf die jetzt waldfreie Höhe der Stumpfen Warte. Vor uns weitet sich der kleine Bergkessel von Bad Wildungen mit seinem Waldrahmen und der reizvollen Mannigfaltigkeit einer reichen Innenlandschaft. Am Saume des flachen Wiesentälchens vor dem Galgenberge sehen wir den Gutshof Blauer Bruch; in nördlicher Nachbarschaft stehen nahe dem Schlachthofe eine Reihe einfacher, massiver Gebäude. Auf dem wirkungsvollen Hintergrunde der hohen Waldung von Wolfschur, Bilstein und Homberg hebt sich das über den Hügel bis ins Wildetal hingestreckte Bad Wildungen malerisch ab.


Abb. 99. Lindenmühle bei Wildungen.

Der keck aus dem Gelände aufragende Warteköppel (Abb. 100) mit seinem Zechsteinfelsen (trigonometrischer Punkt) und seinem Buschwerk gewährt ein sonniges Ruheplätzchen für einen kleinen Ausgang und einen freien Blick über die nahe Stadt. Ein schmaler Weg windet sich an der öst-

lichen Bergseite des Helenentals bald durch die Walddüsternis, bald an sonniger Halde herauf zur Höhe des Talrandes am Odershäuser Kopfe. Neben uns gähnt die enge, tiefe Waldschlucht. Unvermittelt stürzen die Felsenwände hüben und drüben in den tiefen Talgrund hinab. Nur die knorrigen Buchen und krüppelhaften Eichen vermögen mit ihren Wurzeln an steiler Wand sich zu halten. Aus der dunkeln Tiefe aber rauscht unaufhörlich der Waldbach (die Sonder), der über Steinklumpen und Felsbänke vom Hochtale von Odershausen herab ins Helenental eilt.

Anheimelnd ragen die einzelnen Häuser des Gebirgsdorfes Odershausen aus den Waldwinkeln heraus. Wer aber vermag sich die entfesselte Urkraft der Natur vorzustellen, die diese Bergrücken zerriß und in unmittelbarer Nähe von dem freundlichen Hochlande von Odershausen diese Felsen- und Talwildnis schuf?

Vor dem hohen Fichtenwalde der Koppe über den Zimmergründen bietet das Waldhaus ein willkommenes Ruheplätzchen mit prächtiger Aussicht über Wildungen.

Die Gutshof Zuckerfabrik am Fuße des Roten Berges, im anmutigen Tale der Wilde, 15 Min. oberhalb Wega, ist ein beliebter Ausflugsort der Wildunger.

Gruß an die Heimat.

Mein Heimatland, so lieb und traut,
Von hohen Bergen aufgebaut
Und sanfter Hügel Wogen.
Zu deiner Wälder stolzen Pracht,
Den Tälern, da die Sonne lacht,
Fühl' ich mich hingezogen.

Mein Heimatland, so lieb und schön,
Auf deiner wilden Felsen Höh'n
Erklangen meine Lieder.
Zu deiner Saaten goldnen Glut,
Zu deiner Quellen Silberflut
Kehr' ich so gerne wieder.

Mein Heimatland, so farbenreich,
Welch' Land ist deinem Bilde gleich
An Lieblichkeit zu schauen?
Aus reicher Gärten Blütenkranz
Erstrahlt der Häuser Bau und Glanz
Hernieder in die Auen.

Mein Heimatland mit Berg und Tal,
Sei mir gegrüßt viel tausendmal!
Dich fülle frohes Regen!
Der Felsenberge tiefer Brust
Entquelle rechte Lebenslust,
Dem Felde reicher Segen!

K. Kliffmüller.

Das Gebiet der Walddörfer.

Die ganze bergige Landschaft, die südwestlich und westlich von der Wildunger Gegend liegt und mit dieser die südliche Hälfte des Ederkreises füllt, wird unter der Bezeichnung „Gebiet der Walddörfer" zusammen-

gefaßt. Die Bergzüge und mächtigen Kuppen dieses Waldgebietes bilden einen zweiten und höheren Rand, der sich in einem weiten, sichelförmigen, nach N.-O. offenen Bogen um den kleinen Wildunger Gebirgskessel herumlegt. Die Gegend der Walddörfer nebst dem naheliegenden Edertal gehört zu den schönsten Waldgebirgslandschaften nicht nur des engeren Heimatlandes, sondern auch des ganzen nordwestlichen Deutschlands. Sie erschließt sich uns als ein wahres Gebirgsland, in der Kuppe an Kuppe und Bergrücken an Bergrücken sich erheben. Dichte Hochwälder decken die Höhen und schmücken die Abhänge. Zwischen ihnen winden sich tiefeingefurchte Täler hin, von munteren Bächen durcheilt. Auf ihren Höhen entrollen sich uns Bilder von großer Mannigfaltigkeit vom Erhabenen der bewaldeten Höhen bis zur Lieblichkeit der blumigen Wiesen und der sonnigen Hausgärtchen im Talgrunde. Die Berge, die sich in bunter Ordnung in- und hintereinander schieben, haben in Vielgestaltigkeit der Bodenerhebung eine Gebirgsnatur geschaffen, wie sie von Fremden hier nicht vermutet wird. Viele Stunden lang kann man über die Höhen und durch die anmutigen Talsenkungen wandern, und das Ohr vernimmt keinen andern Laut als die Stimmen der Tierwelt und das volle Rauschen des weiten, herrlichen Waldes. Zwischen den einzelnen Waldflächen breitet der Boden auf hochliegenden Rücken, wie an entblößten Hängen oder in Niederungen offene Felder, nahrhafte Wiesen und Fluren aus in den verschiedensten Lagen und Flächenformen. In den Tiefen oder an sonnigen Berglehnen ruhen, im Grün versteckt, die traulichen Häuser der Walddörfer, vor denen zur Herbstzeit der Dörrofen vom frischen Obste dampft, und aus denen die Flachsbreche noch knarrt und klappert.



Abb. 100. Warteköppel bei Wildungen.

Wenn der Winter in den Waldbergen alles in seinen Bann geschlagen hat, dann pulsiert das äußere Leben gar langsam und still in diesem Gliede des Waldecker Ländchens. Aber in seiner trauten Behausung schafft

und wirkt haushälterisch der Bauersmann des Walddorfes, dem bei der Kärglichkeit des Bodens beharrlicher Fleiß, entsagungswillige Sparsamkeit und zähes Festhalten am ererbten Besitze ein gesichertes Dasein ermöglicht haben. Jungviehzucht neben bescheidenem Getreidebau sind die Hauptnahrungszweige der Walddörfler. Die Fremdenverpflegung in Bad Wildungen verschafft ihnen einträglichen Absatz für die aus der Viehhaltung gewonnenen Lebensmittel. Den ärmeren Bewohnern bietet die Gewinnung und der Vertrieb der Brenn-, Bau- und Nutzhölzer zeitweilige Beschäftigung und einigen Erwerb. Die kleinen Bauerngüter bedingen eine starke Auswanderung der Bewohner als Zimmerleute, Maurer, Tagelöhner, Knechte und Mägde nach Wildungen und in die Ederdörfer oder in preußische Industrieorte.

Einfach und anspruchslos sind die Fachwerkbauten mit Schiefer- oder Ziegelbedeckung. Die Balken über der Haustür sind zumeist mit Inschriften geschmückt, die über Bauherrn, Bauzeit und Baumeister Auskunft geben oder auch einen Spruch enthalten, der schlichten, frommen Sinn der Hausbewohner zum Ausdruck bringt. Bergige und gekrümmte Dorfwege führen zu den nahen Berghängen empor. Auf Hügeln stehen die kleinen Dorfkirchen, weithin sichtbar. Nicht prunkhaft, aber traulich läutet es von ihnen zum Feierabend nach des Tages harter Arbeit, und es grüßt wie Gottesfrieden herauf an das Ohr des einsamen Wanderers auf hohem, schattigem Waldwege.

Haben die Winterstürme die Wipfel der Waldbäume gezaust und manchen altersschwachen Stamm zu Boden geworfen, dann schmeichelt der holde Mai um die zarten Kronenblätter der Buchen, die Tannen schmücken sich mit weißgrünen Spitzen, und wie ein duftiger Schleier liegts auf den jungen Birken. Frisches, heiteres Leben zieht in die Walddörfer ein, nicht lärmend und tosend, denn die Ortschaften sind klein, gering ist ihre Einwohnerzahl, und das harte genügsame Leben prägt alt und jung Lebensernst und Zurückhaltung auf. Aber wenn die Erde sich neu kleidet in der Maienzeit, dann wacht auch bei ihnen der Frohsinn auf. Der Hausfrau Stolz und Freude aber ist es, im hellen Frühlingssonnenscheine auf der Wiese vor dem Dorfbrunnen oder im grünen Hausgarten die selbstgefertigte Leinewand zur Bleiche auszubreiten.

1. Das kleine Hochland von Braunau und Odershausen.

Die kleine Hochebene von Braunau und Odershausen, die sich unmittelbar an den südlichen Hochrand der Wildunger Landschaft legt, bilden

ein gegen 3 km breites, sanft muldenförmiges Becken mit östlicher und südöstlicher Senkung. Ein Hügelzug (Herberod und Dickersberg) teilt das Hochland in eine nordwestliche und eine tiefer südöstliche Hälfte; in der ersteren liegt der uns bekannte Ort Odershausen (Abb. 101), in der tieferen Hälfte das Kirchdorf Braunau. Die Odershäuser Gemarkung wird von zwei Wiesentälchen durchfurcht, durch welche die vom Auenberge abfließenden Quellbäche, der Kalte Brunnenbach und der Dornbach, der Talenge im Dorfe Odershausen zueilen, wo sie den bekannten Wasserfall zum tiefen Helenental von Wildungen bilden. Die Braunauer Beckensenkung hat ihren Ausgang im engen Tale des Wälzebaches, der in vielen Windungen durch das Waldgebirge zum Schwalmtale abfällt. Das Hochland wird im Norden, Westen und Süden von Höhen bis zu 499 m umzogen. Jenseits des Braunauer Berges liegt in einer zum Wälzebach hinabführenden Talsenke in schöner Feldflur der idyllische Gutshof Gershausen, jetzt mit einem hübschen herrschaftlichen Wohnhause ausgestattet. Die von Odershausen westwärts durch Laub- und Nadelwald führende Straße, in der Wildunger Waldung Pärrnerweg d. h. Pfarrerweg genannt, wird wegen ihrer schönen Waldpartien von Kurfremden gern befahren. (Hünengräber östlich vom Pärrnerwege!)



Abb. 101. Odershausen.

An den Nordrand des Odershäuser Hügelgeländes gliedert sich die Feldmark der Jägersburg, eine Niederung zwischen Hirschraufe und Nickelskopf, die bis an die Hundsdorf-Wildunger Landstraße grenzt. Dieser Bau hat für die umliegenden Orte und für den Freund heimatlicher Geschichte ein besonderes Interesse. Hier befand sich das 1718 von dem Fürsten Anton Ulrich erbaute Jagdschloß Jägersburg nebst einer Fürstlichen Meierei. In späteren Jahren überließ man es dem Verfall; 1860 wurde es auf Abbruch verkauft und die Meierei aufgeteilt. Sie kam in den Besitz von Landwirten aus Albertshausen, Odershausen

und Hundsdorf. Heute findet der Wanderer in den verwilderten Resten eines Obstgartens und einigen ganz von Rasen und Erdwällen verdeckten Mauersteinen die letzten Reste jenes Baues, doch hat sich der Name bis jetzt erhalten.

Über breiten, weitauslagernden Vorstufen steigt der mächtige Kegel des Auenberges 621 m empor, das Ziel vieler Touristen von nah und fern. Durch den tiefschattigen Hochwald führen mehrere Bergpfade hinauf zur Höhe zwischen kräftigen Eichen- und Buchenstämmen. Am bequemsten ist der Aufstieg von Odershausen aus. Ein Aussichtsturm mit 87 bequemen Treppenstufen bietet einen herrlichen Umblick.

Gegen 50 Ortschaften und Höfe werden in der weiten, kuppen- und tälerreichen Gebirgslandschaft sichtbar.

In blauer Ferne tauchen der Habichtswald mit der Herkulesspitze, der hohe Meißner und die Weserberge auf, im klaren Sonnenlicht blickt das Auge in die weiten Landschaften der preußischen Kreise Homberg, Fritzlar und Melsungen hinein. Drunten vor der Wabernschen Ebene glänzt Fritzlar mit seinen Domtürmen. Rechts senkt sich das fruchtbare Schwalmtal nach seiner Ausgangspforte bei Kerstenhausen hin. Dahinter kommen die Seminarstadt Homberg und der ruinengekrönte Schloßberg in Sicht. Im Süden ragen hinter dem Hainaer Waldgebirge die Höhen des Burgwaldes in den Horizont hinein; westwärts türmen sich die Ederwaldberge auf. Schloß Waldeck grüßt zwischen den Kuppen herüber, im tiefen Hügellande schimmern die langen Häuserreihen von Wildungen.

Wir steigen zu Tal nach Süd-Osten. Bächlein rieseln von allen Seiten nieder. Der Weg zieht an bewaldeter Lehne der dem Auenberg vorgelagerten Bergstufen hin. Vor uns steigt der Rauch aus dem Waldrevier auf. Wir kommen an einem angezündeten Kohlenmeiler vorbei. Wortkarge, ernst blickende Männer, wie die Wäldler einmal sind, erwidern kurz unsern Gruß, und hinter uns schlagen die Zweige des Waldes wieder zusammen.

2. Das Urfetal.

Ganz verschieden von dem Lauf aller andern Täler der südlichen Eder-Kreishälfte, durchzieht das Urfetal als ein nach Südosten gerichteter Querriß das Waldgebirge, biegt in ziemlich scharfer Wendung um den hohen „Keller" herum und öffnet sich ins Schwalmtal. Die durch den engen Talgrund der Schwalm zufließende Urfe hat ein starkes Gefäll,

nimmt eine Anzahl Waldbäche auf, wie den Herbach unterhalb Hundsdorf, den Appenbach unterhalb Armsfeld, und treibt mit ihrem klaren Waldwasser auf waldeckischem Gebiete fünf Mühlen. Am Ostende des Keller-



Abb. 102. Bergfreiheit.

waldes liegt jenseits unserer Landesgrenze die Eingangspforte zu dem schönen Waldgebirgstale der Urfe. Über ihr tront auf vorspringender Bergkuppe die noch gut erhaltene Ruine der Burg Löwenstein. Zu beiden Seiten begleiten uns ganz nahe hohe Waldungen. Unten am rauschenden Bach kommen wir an lustig treibenden Mühlen (Hardt-Mühle, Obere Mühle, Koll- und Gickel-Mühle) vorbei. In einer Talbucht ist zwischen die grünen Falten der Bergabhänge des Kniebrechers und der benachbarten Höhen das Gebirgsdörfchen Bergfreiheit (Abb. 102) eingebettet. Talaufwärts grüßt das Dorf Armsfeld (Abb. 103).



Abb. 103. Kirche in Armsfeld.

Das jetzt so stille Tal hat einst bessere Zeiten und regsamen Betrieb gesehen. Die Bergfreiheiter Berge sind reich an Erzlagern. An der Großen und Kleinen Leuchte findet sich jaspisartiger Kieselschiefer. Die Kupfer- und Bleierzgänge, sowie die

am Pickelberge und an den mächtigen Kellerwaldabhängen befindlichen Eisensteinlager gaben dem kleinen Gebirgsdorfe seine Bedeutung. Über zwei Jahrhunderte lang bestand in diesem Tal erst in Kupfer-, dann in Eisengewinnung ein Bergbau, der unter dem Grafen Samuel in schwunghaften Betrieb kam. In der Zeit von 1550—1570 wurden jährlich an 600 Zentner Kupfer, später ebensoviel und zeitweise noch mehr Eisen bergmännisch gewonnen. In Hütten- und Hammerwerken wurde das Erz geschmolzen, das Eisen gereckt und verarbeitet. Bergleute, Hammer- und Nagelschmiede, Fuhrleute, Arbeiter, Handwerker und Köhler unterhielten einen regsamen Verkehr und belebten das Tal. Bergleute aus Thüringen zogen herbei, denn es gab guten Verdienst. Feueressen loheten, Hammerschläge dröhnten, Wagen knarrten durch die tiefen Talgänge. Im Jahre 1740



Abb. 104. Hundsdorf.

waren noch 3 Steiger, 34 Hauer und andere Arbeiter in den Bergwerken und auf den Hütten beschäftigt. Seit 1750 verfiel der Bergbau und die Eisenindustrie im Urfetale. Heute finden wir in verschütteten Halden und verlassenen Bauwerken die Spuren der eingegangenen Betriebsamkeit. „Unterer"-, „Mittlerer"-, „Oberer Hammer" und „Neubau" zeugen als einzige Denkmäler vom einstigen Bergbaue und Hüttenbetriebe dieser Orte.

Von dem an der Talgabelung liegenden Armsfeld führt die Straße in mächtiger Steigung das Tal hinauf, an der sommerlich am Lamperberge gelegenen Hetscholdmühle vorbei. Das Tal wird flacher, seine Gründe heben sich, die Saatfelder steigen allmählich zu den Hügeln empor, und nur links der Urfe zieht die hohe Talwand fort. In hoher, breiter Talmulde beschreibt der Ort Hundsdorf einen querliegenden Bogen von

Anhöhe zu Anhöhe. Das neue Kirchlein schaut von der Berglehne mit seinem spitzen Türmchen weit in das Tal hinab und in das Gebirge hinauf (Abb. 104). Das südliche Gelände erreicht in der Aschkuppe eine Höhe von 623 m (Rhein-Weser-Wasserscheide). Die Wildunger Landstraße führt über den Kamm, der das Urfe- und das tiefe Haarbachtal (Seitental zum Wildetal) trennt, und steigt von Hundsdorf die Höhe hinan bis über die 672 m hoch liegende Grenzschwelle zwischen dem Eder-Kreise und dem preußischen Kreise Frankenberg. Hundsdorf, der höchste Wohnort unseres Kreises, ist der Sitz einer Oberförsterei. Vor dem Dorfe liegt der Silberberg mit geringen Adern von Silbererzen.

3. Das obere Wilde- und das Wesetal.

Die Schwesterbäche Wese und Wilde durchfurchen mit ihren vielgewundenen Tälern und Seitentälchen das kuppenreiche nordwestliche Gebiet der Walddörfer. Sie eilen bei starkem Gefälle in nordöstlicher Richtung der Eder zu. Die Wese ist der längere und größere Bach. Ihre Quellen liegen an den Westabhängen der Aschkuppe auf preußischem Gebiete. In dem Dorfe Löhlbach sammeln sich die Quellbäche. Von hier bricht sich die Wese durch ein schluchtenartiges Tal den Weg in nördlicher Richtung und überschreitet 2 km oberhalb Frebershausen die Landesgrenze. Rechtsseitig rieselt ihr im engen Seitental der Dreisbach von den Hüddinger Bergen zu. Die Wilde, die in ihrem Oberlaufe Wölfte heißt, nimmt vom Hundsdorfer Felde den kurzen Haarbach auf und umströmt in tiefem Grunde den Hahnberg. Von Reinhardshausen ab ist uns ihr Tal bereits bekannt. Nach dem Laufe der Bäche können wir einen Überblick über die ungeordnete Vielheit der Bergmassen dieser Landschaft gewinnen. Rechts des Wölftegrundes reckt sich aus düsterer Schlucht der Wölftekopf 560 m empor. Links der Wölfte erheben sich die Hüddinger Berge, unter ihnen dem Hahnberge gegenüber der breite, nicht sehr hohe, aber gut bewaldete Eschelberg. Das Dörfchen Hüddingen mit seinen idyllisch gelegenen Kirchlein (Abb. 105) im Wesegebiet liegt ver-



Abb. 105. Kirche in Hüddingen.

steckt im kleinen Gebirgskessel, dessen tiefer, enger Grund nur eben für das kleine Dorf Raum bietet; die Häuser erheben sich zum Teil noch an den Berghängen. Ringsum steigen Kletter, Bilsenberg (586 m), Katzenhecke und Dietrichshagen auf. Nur wenige Strahlen vermag die Wintersonne in Nachmittagsstunden in die Wohnungen an dem Nordabhange der Kletter zu senden. Dagegen vermögen die Schneebälle der Knaben von den nächsten Höhen aus die Dachfirsten der Häuser zu erreichen. An den steilen Hängen und auf den unteren Bergrücken ringt der Landmann mühsam seinem Ackerfelde den geringen Ernteertrag ab. In den Gründen und an den grasigen Hängen liegen futterkräftige Wiesen. Im Dorfgrunde bildet sich der Dreisbach, der im schönen Wiesentälchen der Wese zufließt. Nach dieser Seite allein hat das Tal seinen natürlichen Ausgang. Vor dem Dorfe stehen auf dem Hügel die Kirche, am Waldsaume das kleine Försterhaus. Hat überall jede Jahreszeit ihren Reiz — Hüddingen, mit seinen Bergen in Schnee und Eis gehüllt, hat seine ganz besonderen Reize.

Hinter dem Bilsenberge finden wir auf einsamer Höhe im Frieden des Waldes den zwei Besitzern gehörigen Dülfershof nebst seinen in ein Waldtälchen der Wese sich erstreckenden Feldern und Wiesen. Auf den nördlich vom Dülfershofe sich ausbreitenden Hochflächen der Kriegerwiesen, die teils mit Wald bedeckt sind, teils Driesche und Viehweiden bilden, hat man vor Zeiten auf Eisenstein gemutet. Einzelne Erze kommen dem Wandrer schon auf den Fußsteigen und Wegrändern zu Händen. Rechts im Dreisbachtale erheben sich der Immelberg und der Homberg hinter Albertshausen. Die Wese begleiten von rechts der Wingelsberg, Wartberg und Dürrenberg bei Frebershausen, der Hohe Rain und Angstberg bei Gellershausen, der Mühlenberg bei Kleinern; links der Wese breitet sich das Ederwaldgebirge aus. Als seine höchsten Kuppen und Bergrücken sind Quernst 570 m, Traddel 624 m und Dicker Kopf 620 m weithin bekannt. Der gegen das Wesetal vorspringende Hochrand der Traddel führt den Namen Frebershäuser und Gellershäuser Platte; nach Norden fallen die Vorstufen Wolfsberg und Bleiberg in das Banfetal ab, das bis zum Ederflusse die Landesgrenze bildet. Das Gestein der Berge ist auch hier der Schiefer, der an der Donneiche bei Frebershausen bergmännisch gewonnen wurde. Blei- und Kupfererzgänge finden sich bei Kleinern. Mit andern Erdarten vermischt, bildet der feinblättrige Schiefer den Lehmboden, den wir in den fruchtbaren Ackerfeldern

im Korngrunde von Gellershausen finden. Auch im Wesetale entdecken wir noch Reste von Bergwerksanlagen und einer früheren Eisenindustrie im „Obern" und „Untern Hammer". Acht Mühlen sind heute hier noch im Betriebe. Auch das Dorf Kleinern (Abb. 106) hat seinen Säuerling, eine Mineralquelle im Wiesental, deren Wasser den Wildunger Mineralquellen ähnlich ist. Von dem alten Grafensitze in Kleinern ist fast jede Spur verweht. — Die Holzessig-Fabrik Emdenau zwischen Gellershausen und Kleinern ist früh eingegangen; das an der Talstraße schön gelegene



Abb. 106. Kleinern.

Wohnhaus dient wirtschaftlichen Zwecken. Bei Kleinern weitet sich das Wesetal, der Bach durchströmt fruchtbare, breite Wiesenauen, der Wald tritt zurück, die Berge senken sich zu Hügeln herab, und Ackerfelder säumen das Tal bis zu seiner Mündung ins Edertal.

4. Auf den Höhen des Ederwaldgebirges.

Das Ederwaldgebirge ist das ausgedehnteste geschlossene Waldgebiet des Fürstentums; es umfaßt eine über Höhen und Tiefen ausgebreitete Fläche von etwa 40 qkm. In dem im mächtigen Hochwalde von einem Wildzaun umspannten Gehege hat eine stattliche Zahl von Hirschen ein behagliches, weites Revier. In tiefer Waldwildnis steht auf einer Lichtung das Fürstliche Jägerhaus „Bathildishütte", ein einfacher, einstöckiger Bau. Eine fahrbare Straße führt hinab nach Gellershausen, ein Telefon verbindet mit der Außenwelt. Hier pflegt der Landesherr des edlen Weidwerks.

Auf dem 624 m hohen Traddelkopfe kann der Besucher von einem besteigbaren Gerüst aus seine Blicke über das stundenweite Wipfelmeer des Waldgebirges schweifen lassen; auch auf dem hohen Waldrande der Gellershäuser und Frebershäuser Platte eröffnen sich wundervolle Ausblicke.

Tief unten der buchtenreiche Wesegrund mit den Dörfern Gellershausen und Frebershausen (Abb. 107). Die gewaltigen Bergmassen treten gebieterisch vor, und die Wese springt schäumend über Steingeröll.

Selten schlagen die Wellen der Völkergeschicke in solche entlegenen Erdenwinkel, die hohen Berge schützen die traute Waldheimat vor ihren tosenden Fluten. Aber einmal trafen sie doch auch dorthin in diese Waldeinsamkeiten. Buntes, wildes Treiben, Waffenlärm und Kriegsgetöse drang über die Höhen der Quernst und der südlichen benachbarten Hochflächen des „Himmelreiches" und der Kriegerwiesen vor dem Dülfershofe, als 1760 ein französisches Korps zur Deckung größerer Truppenmassen bei Corbach



Abb. 107. Frebershausen.

jene Höhen besetzt hatte. Herzog Ferdinand von Braunschweig griff, von Wildungen herkommend, mit verbündeten Preußen, Hannoveranern und Hessen den Feind in seiner Stellung an und warf ihn zurück. Die Toten wurden oben bestattet. Ein Grab mit einer Inschrift auf einem verwitterten Steine am Ostabhange des „Himmelreiches", links neben dem Fußwege, der aus dem Wesetal herauf nach Frankenau führt, nahe der waldeckischen Grenze, ist noch ein unmittelbarer Zeuge davon.

Sachsenberg und seine Umgebung.

Östlich an das Eder-Waldgebirgsgebiet legt sich der preußische Kreis Frankenberg, der bis auf je $^3/_4$ Std. vor Meineringhausen und Corbach

in unser Land hineingreift. Vor 1866 war diese Landschaft die hessen-darmstädtische Herrschaft Itter. Im Volke ist diese Bezeichnung noch heute gebräuchlich. Diese Herrschaft umfaßt hauptsächlich das romantisch schöne Ittertal, unterhalb von Corbach beginnend, das Edertal bis unterhalb Asel und das kurze Lorffetal vor der Nordwestwand der Quernst. Unsere Wanderung geht dem südlichen Teile des Eisenberger Kreises zu, durch die „Herrschaft Itter" und an dem auf felsiger Höhe in einer Waldschlucht romantisch gelegenen Forsthause Hessenstein vorbei. Aufwärts an der Eder liegt der preußische Ort Viermünden. Von hieraus überschreiten wir links der Eder einen breiten Bergrücken, auf dessen Höhe wir wieder westwärts ins Waldecker Land schauen. Zur Linken windet sich in vielen Krümmungen aus einem Waldgebirge das freundliche Nuhnetal heraus von den steilen Abhängen der preußischen Breiten Struth beschattet. Die Nuhne, ein starker Waldbach, stürzt im reißenden Laufe durch dieses Tal zur Eder hin.

Wir überschreiten die Landstraße, die von Frankenberg nach Sachsenberg das Nuhnetal hinaufzieht. Wo sie dieses verläßt und das Hügelgelände ansteigt, halten wir uns an der Südgrenze Waldecks, die durch einen mannshohen, behauenen Stein mit dem preußischen Adler bezeichnet wird. Vor dem hohen Walde der Breiten Struth rechts und den Ackerfeldhügeln von Sachsenberg links weitet sich das Tal zur freundlichen Aue. Ein fahrbarer Feldweg führt am Wiesensaume hinauf an zwei Höfen, der Untern und Obern Butzmühle, vorbei. Im engeren Tale zwischen den hohen Waldbergen folgt die Landesgrenze dem Laufe der Nuhne am rechten Ufer bis $^1/_2$ Stunde südlich von Neukirchen, wo eine fruchtbare Niederung sich öffnet. Aus dieser fließt der Nuhne der Olfebach zu. Da, wo das Haupttal unterhalb der Olfemündung sich schluchtenartig einengt, breitet sich die waldige Lange Helle aus. In jener Niederung liegt das Dorf Neukirchen. Links des Nuhnetals erheben sich der Ottenberg, und hinter diesem der höhere Homberg mit schöner Aussicht. Beide schließen die hochwellige Feldmark von Sachsenberg ein.

Sachsenberg.

Die alte Grenzstadt Sachsenberg (Abb. 108) hat eine schöne, sonnige Lage an einem sanft südwärts abfallenden Gelände, von grünenden Gärten und Wiesen in kleinen Seitentälchen umzogen, die sich unter dem Orte vereinigen und hier eine Talebene bilden. — Sachsenberg verdankt seinen Ursprung einer Burg auf dem nahen Burgberge, einer Schutz- und Trutzfeste gegen den befestigten Ort Frankenberg. Ansiedler bauten unter dem Schutze

dieses befestigten Vorwerks der Sachsenburg einen Wohnort, Sachsenberg genannt, den sie auch mit starken Mauern und Türmen umschlossen. Obschon die Bewohner dieses städtischen Wohnortes von Anfang an Sachsen waren, so hat der Ort doch infolge seines lebhaften Verkehrs nach der Grenze und durch Zuzug fränkischer Kolonisten in der Bauart einiger Häuser und durch Aufnahme fränkischer Sprachformen nach und nach fast ganz fränkischen Charakter angenommen. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts kam Sachsenberg durch Verpfändung in ein Untertanverhältnis zu den Grafen von Waldeck. Die Stadt besaß lange Zeit hindurch ihre eigne Gerichtsbarkeit, und noch am Ende des 18. Jahrhunderts stand auf der Höhe, links von der heutigen Straße nach Dalwigkstal,



Abb. 108. Sachsenberg.

ein Galgen. Die Grafen von Waldeck räumten den Bürgern auch sonst noch weitgehende Befugnisse ein, wie das Braurecht, gewisse Selbstverwaltungsrechte, hohe und niedere Jagd in ihren eignen Waldungen.

Um den Ort her lagen mehrere Lehengüter von Klöstern, Hospitälern, Pfarreien und weltlichen Herren. Der 30jährige Krieg trug sein Unheil auch über das Städtchen, und auch der 7jährige Krieg belastete es schwer. Große Strecken der ausgedehnten Feldflur verödeten. Es ist auch hier in erster Linie der mit zäher Liebe an ihrem Heimatorte hängenden, fleißigen Einwohnerschaft damaliger Zeiten zuzuschreiben, wenn sie nach den schweren Drangsalen ihr Städtchen aus der Verarmung heraus zu einem blühenden Gemeinwesen wieder emporheben konnte. Am Ende des 18. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein erfreute sich Sachsenberg eines bedeutenden Geschäfts- und Gewerbelebens. Hauptsächlich hoben sich die Gerberei, Färberei, das Schuhmacherhandwerk und die Tuchweberei. Der Ort hatte den Ruf der Haupt-Lieferung aller zur Kleidung des waldeckischen Bataillons benötigten Tuche. Mit Eintritt neuer staatlicher Verhältnisse seit 1866 hörte dieser Absatz auf. Die Kram- und Viehmärkte wurden

rege besucht und beschickt, und Sachsenberg galt lange Zeit für die umliegenden waldeckischen und preußischen Dörfer als die geschätzte Geschäftsmetropole.

Verheerende Brände in den Jahren 1844 und 1888 haben die selbst durch die schweren Kriegszeiten hindurch geretteten alten, echt heimatlichen Bauwerke zum größten Teil, vor allem aber das Rathaus, einen schönen Holzfachwerkbau, zerstört. Immerhin findet man noch altertümliche Häuser, die durch ihren Bau und das verzierte Balkenwerk (Abb. 109. 110) das Auge erfreuen. Die alten, engen Straßen mit den hohen Giebelhäusern sind fast ganz verschwunden. Breitere Straßen sind entstanden mit freundlichen Wohnungen. Leider hat man bei dem Wiederaufbau verwüsteter Stadtteile zu sehr auf Regel- und Gleichmäßigkeit Bedacht genommen und zu wenig auf eine geschmackvolle Bauweise gesehen. Die neuen Häuser sind fast durchweg gleichmäßige, schlichte, zweistöckige Fachwerkgebäude, und das neue Rathaus nicht viel mehr als ein niedriger, schmucker Steinkasten mit großen, kahlen Fensteröffnungen. Die Kirche (Abb. 111) hat von dem alten Bau kaum mehr als den Turm. Einige neuerdings im unteren Stadtteil und sonst aufgerichtete Neubauten scheinen etwas mehr Abwechslung in die so langweilige Einförmigkeit zu bringen. Die Bewohner beschäftigen sich heute hauptsächlich mit Landwirtschaft; daneben betreiben sie noch ein regsames Handwerk. Der Gewerbebetrieb hat in einer großen Bierbrauerei noch eine weitreichende Bedeutung. Ein Postamt, einige Geschäftshäuser, Arzt und Apotheke entsprechen den Bedürfnissen des Ortes und der nächsten Umgebung.



Abb. 109. Haus in Sachsenberg.



Abb. 110. Haus in Sachsenberg.

Ein überhöhender Berghang versorgt die Stadt mit Wasser. Die weite Feldmark ist in den Senken und Niederungen der Landschaft ziemlich ergiebig, an den Berglehnen wegen der naheliegenden Grauwacke und des Grauwackenschiefers von sehr mäßiger Fruchtbarkeit. Die auf preußischem Gebiete liegenden wertvollen Ruhnewiesen liefern reichliches und nahrhaftes Heu und Grummet. Vor dem Abhange des Homberges breitet sich der sogenannte Pfingstrasen aus (an der Straße nach Neukirchen), auf dem die Märkte und Feste stattfinden; dort stehen einige sehr alte Linden, ehrwürdige Bäume. Die Bahn Corbach—Frankenberg hat den früheren Verkehr über Sachsenberg ins Edertal verlegt und dadurch der Stadt große, nicht wieder auszugleichende Nachteile gebracht. Um den Höhnscheid her, eine bewaldete östliche Höhe, biegt sich die Straße nach Herzhausen und Böhl. Die nordwärts über die Höhe steigende Landstraße eröffnet uns das herrliche Orketal.

Der größte Zufluß der Eder ist die Orke, auch ein echtes Kind der Berge. Hoch oben im Rotlagergebirge bei Küstelberg, im preußischen Kreise Brilon, hat sie ihre Quelle, und von dem Hochlande von Winterberg in demselben Kreise empfängt sie ihre ersten Verstärkungen. Die schönste Strecke ihres Laufs erreicht die Orke auf waldeckischem Gebiete. Sie durchströmt im flachen Tal das fruchtbare Hügelland von Münden, nimmt unterhalb dieses Ortes die Aar auf und windet sich in schön geschlungenen Bogen durch ein waldreiches Berggewirr ostwärts der Eder zu. Ihre Mündung liegt wieder auf preußischem Gebiete. Das Orketal von Münden schmücken freundliche Wiesenauen, die angrenzenden Ackerfelder zeichnen sich durch tiefgründigen, für Weizen und Hackfrüchte sehr geeigneten Boden aus. An ihm herab führt die Landstraße von Medebach nach Sachsenberg.



Abb. 111. Kirche in Sachsenberg.

Das Orketal, Lichtenfels und Reckenberg.

Da, wo die Orke in das enge Gebirgstal eintritt, erblicken wir teils im Talgrunde, teils an den zu beiden Seiten ansteigenden Höhen das Dörfchen Dalwigkstal in reizvoller, geschützter Lage. Der Ort ist aus grundherrlichen Verhältnissen entstanden. Hier nämlich ist der Sitz eines alten waldeckischen Adelsgeschlechts, das in zwei Linien blüht, den Freiherren von Dalwigk-Lichtenfels-Sand und den Freiherren von Dalwigk-Lichtenfels-Campf, nach den beiden hier befindlichen herrschaftlichen Gutshöfen Sand und Campf unterschiedentlich benannt. Der Ahnherr des heutigen adeligen Hauses beider Linien ist ein Reinhard von Dalwigk, der im 14. Jahrhundert lebte und in der Landgrafschaft Hessen begütert war. Das Haus Sand, hart am Orkeufer, am Fuße des Schloßberges von Lichtenfels, wurde 1555, das Haus Campf 1593 in unmittelbarer Nähe aufwärts am Flüßchen



Abb. 112. Mühle bei Dalwigkstal.

erbaut. Die Bediensteten der adligen Herrschaften, namentlich die Ackerbauer auf den adeligen Gütern, siedelten sich neben den Gutshöfen an, Handwerker und kleinere Bauern wie Fremde zogen hinzu, und so ist im Laufe der Zeit der nach dem Adelsgeschlecht benannte Wohnort Dalwigkstal entstanden, in dem die Freiherren von Dalwigk ihre Patronatsrechte noch ausüben. Die Umgebung von Dalwigkstal mit dem waldgrünen Orkegrunde, eine mit reizvollen Gaben der Natur hervorragend ausgestattete Landschaft, war wegen ihrer Abgeschlossenheit lange Zeit wenig besucht, neuerdings aber ist sie ein häufiges Wanderziel geworden (Abb. 112).

Berg und Tal, Wald, Aue und Feldflur, Straße und Fluß, alte, ehrwürdige Bauwerke und moderne Wohnhäuser vereinigen sich hier zu einem Bilde, in dem der Zauber der Natur uns unmittelbar entgegentritt. Nahe der Sachsenberger Landstraße steht auf einem grasigen Friedhofe eine alte Kapelle, die Eisenbecker Kirche genannt, die Erbbegräbnisstätte der adeligen Familien.

Vom Gipfel des am rechten Orkeufer steil sich erhebenden Bergkegels sendet uns Schloß Lichtenfels Grüße aus dem Mittelalter zu. Im Jahre 1473 erhielten die Herren von Dalwigk Schloß und Amt Lichtenfels von dem Grafen von Waldeck zu „Mann- und Burglehen mit allen Zubehörungen". Schon im 12. Jahrhundert ist der „lieblich gelegene" Lichtenfels mit festen Gebäuden versehen gewesen. Diese wurden in den Fehden am Anfange des folgenden Jahrhunderts zerstört, aber noch vor 1230 wieder aufgebaut. Lichtenfels gehörte damals dem Kloster Corvey, kam aber bald darauf durch Pfandschaft an Waldeck. So steht die Burg schon bald 700 Jahre auf waldumrauschtem Berggipfel, und ihr Anblick vermag den die Straßenkurven vom Corbacher Hochlande über Dalwigkstal herab kommenden Wanderer noch immer zu fesseln. Nach Norden und Nord-Osten fällt der teils mit Wald, teils mit Rasen bedeckte Bergkegel ins Orketal steil ab, nach Süden verbindet er sich mit höheren Bergzügen, die den Orkefluß rechtsseitig in verschiedenen Buchten umstehen und hier den Namen das „Hohe Lehn" führen. Der auf der Südseite befindliche Burgeingang war ehemals durch Graben, Zugbrücke und starkes Mauerwerk wohl verwahrt. Die alte Burg ist jetzt in schöner Weise wiederhergestellt und bietet mit ihrem mächtigen Turme, ihren Toren und Wehrgängen ein treues Bild einer mittelalterlichen Befestigung. Man genießt von dort aus einen prächtigen Anblick. Unten liegt an der Orke der Hof Campf, der einem Zweige der Familie v. Dalwigk gehört, und hoch am

Waldessaume die neuerdings erbaute Villa Hohen-Campf. Im fernen Westen säumen die blauen Berge vom Sauerlande den Horizont. Unter-

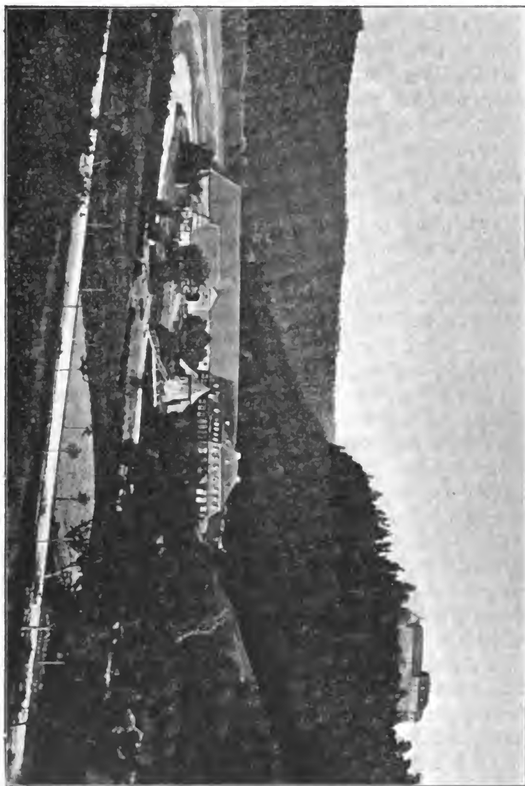


Abb. 113. Burg Lichtenfels und Haus Camp.

halb der teilweise noch erhaltenen Ringmauer, außerhalb der Burg, fällt der Blick auf die nächsten herrlichen Bogen des Orkeflusses.

Am Fuße des Lichtenfels steht das altersgraue Haus Sand mit seinen mächtigen Wirtschaftsgebäuden, das dem Lichtenfelser Zweige gehört, von einem Förster bewohnt wird und mit seinem Mansardendach und seinen von Weinlaub umzogenen Fenstern den Eindruck eines traulichen Heims erweckt (Abb. 113).

Von der Felsenburg zur Talburg! Berg Lichtenfels rechts und der Arnsberg links der Orke bilden die hohen Torpfosten zu den versteckten, tiefen Talräumen in den Krümmungen des Flusses. Wir folgen eine Streeck seinem Laufe. Die Berghänge treten nahe an das Ufer heran.



Abb. 114. Burg Reckenberg.

Drüben öffnet sich ein neuer Talwinkel mit tauigem Wiesengrunde. Dorthin richtet die muntere Orke ihren Weg, und so windet sich der Fluß hin und her. Geheimnisvolle Stille umgibt uns.

Wir überschreiten eine kleine, dunkle Anhöhe und treten aus dem Walddunkel wieder an das helle Flußufer. Da leuchtet drüben an der sommerlichen Waldecke Schloß Reckenberg mit seinen roten Ziegeldächern hervor (Abb. 114). Ein schmaler Steg leitet uns hinüber. Den Eingang zum Schloßhof schmückt ein hohes Tor. Vor uns steht ein länglicher, erkergeschmückter Schloßbau, dessen Flanken zwei kleine Türme

zieren. Ältere und neue Bauteile vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen. Das üppige Grün des Schloßgartens umrahmt den kleinen Herrensitz. Reizvolle Durchblicke in die reiche Waldung, vor dem Schlosse die sonnige Wiesenaue und die spiegelnden Wasserwellen, am Rande des Tales tiefschattige, hochragende Waldung — wer könnte diese Bilder vergessen? Mögen am frühen Morgen, wenn der rosige Sonnenschein die Felsenhäupter der Berge berührt, die Tautropfen an Gräsern funkeln, mag die Sonnenglut des Tages in dem Tale fluten, oder mag am kühlen Abend der Mond sein mildes Silberlicht auf den Wasserspiegel, die grauen Wände des Schlosses und auf die Baumgruppen werfen und ein wunderliches Farben- und Schattenspiel hervorrufen: die Seele empfängt gleichtiefe Eindrücke. Als Besitzer des schönen Waldschlosses Reckenberg werden schon im 13. Jahrhundert die Herren von Eppe und Reckenberg genannt. Heute gehört dasselbe nebst Ackergut einer französischen Emigrantenfamilie von Forcade.

Das Hainbachtal und Fürstenberg.

Von der Talburg Reckenberg führt, wie die Schloßbewohner es gewollt, nur ein einziger, schmalspuriger Fahrweg nach der nächsten Gemeinde, der Reckenberg politisch zugehört, nach Fürstenberg. Dieser Weg zieht durch das schöne Tal, in dem der Hainbach von der Höhe von Goddelsheim herab der Orke zufließt. Auch hier finden wir wieder die wohltuende Waldstille, die abgeschiedenen, anmutigen Talbuchten. Der plätschernde Bach, dessen Lauf im Erlengebüsch von weiter Talwand her schon erkennbar ist, die köstlichen Schattierungen der Baumgruppen, die verschiedenen Stimmen scheuer Waldvögel, alles das fügt sich harmonisch in dieses stimmungsvolle Waldleben.

Einer der bewaldeten Berge links des Baches tritt etwas schärfer ins Tal vor; auf seinem waldgekrönten Gipfel trägt er eine kleine Ortschaft, die Stadt Fürstenberg.

Fürstenberg.

Wer südwärts auf der Straße von Immighausen an dem langgestreckten Höhnscheid hinwandert, wird plötzlich an einer Wegebiegung durch ein prächtiges Landschaftsbild überrascht; ein bewaldeter, 420 m hoher Bergrücken tritt vor das Auge, und auf ihm lagert in langem Zuge ein Städtchen — Fürstenberg (Abb. 115). Mit seinen weißen und grauen Giebelhäusern ragt es aus Wald und Gärten freundlich grüßend hervor. An drei Seiten umziehen es tiefe Gründe mit Wiesen und Waldabhängen; westlich eilt der mühlenreiche Hainbach vorüber, die Bürgener- (obere) und die Zargesmühle

(untere) fesseln uns durch ihre malerische Lage. In der Ferne ziehen in weitem Bogen blaue Höhen. Steigt man den Bergrücken gegenüber dem Stadttor hinan, so wachsen die Grenzen des schönen Rundgemäldes: Ackerbreiten, Hügel und Wälder fügen sich weithin ein.

Die Frage erhebt sich: wie ist an dieser weltverschlossenen, in früheren Jahrhunderten noch viel schwieriger zugänglichen Waldstätte diese Ansiedelung zu erklären? Ohne Zweifel hat die Stadt ihren ersten Ursprung in einer alten Sachsenburg, dem festen Sitze eines sächsischen Herrn, wie wir sie auch sonst, z. B. auf dem Quast, finden. Vielleicht stand das Burghaus zwischen Kirche und Pfarrhaus, wo noch lange nachher ein herrschaftliches Gebäude sich erhob (ich selbst habe als Knabe in dem sog. Präsidentengarten noch Spuren des Kellers gesehen). Um die Burg sammelte sich allmählich eine Ortschaft, die 1244 mit dem Namen „Vorstenberg" hervortritt, der wohl aus ihrer Lage zu erklären ist: „Vorderster Berg". Herrin war damals das auch sonst in Waldeck reich



Abb. 115. Fürstenberg.

begüterte Kloster Corvey, welches den Ort 1297 an die Grafen von Waldeck verpfändete. Schon vorher, nämlich im Jahre 1267 wird er als Stadt bezeichnet. Das Wappen zeigt über dem halben waldeckischen Sterne Johannes den Täufer mit der Unterschrift (deutsch): „Siegel der Stadt im Vorstenberg". Die Stadt bewehrte sich mit Mauer und Graben; jene ist jetzt ganz verschwunden, dieser noch zu erkennen. Im Stadtrechte lag die eigene Gerichtsbarkeit, unbeschadet natürlich der landesherrlichen Rechte, beschlossen. Die jetzige Kirche ist an Stelle einer einfachen Kapelle im 14. Jahrhundert errichtet, aber nach argen Verwüstungen im dreißigjährigen Kriege zum Teil neu gebaut (Abb. 116). Der Friedhof, der sie früher umgab, ist jetzt seitwärts nach dem Walde hin verlegt worden.

Die abgeschiedene Lage hat die Stadt in dem ebengenannten Kriege nicht schützen können. Von der großen Heerstraße von Corbach nach Sachsenberg schwenkten die zügel-

losen Schaaren zur Brandschatzung nach allen Seiten, auch nach Fürstenberg, ab. Im Jahre 1636 lag Graf Götz mit seinem Kürassierregiment 3 Wochen in der Stadt, so daß alle Früchte auf dem Felde gedroschen werden mußten. Schon vorher hatte man den Bewohnern ihre Habe, die sie in die Kirche geflüchtet oder noch in den Häusern hatten, abgenommen. Von Sachsenberg aus erzwang der Oberst Wandeck die Zahlung von 1500 Thalern. In diesen Ausplünderungen und Gewalttätigkeiten ging die Stadt fast ganz unter. Zählte man vor dem Kriege 50 Familien, so am Ende desselben nur noch 3; von den 50 bewohnten Häusern waren jetzt nur 3 bewohnt, 16 standen leer, die übrigen waren niedergebrannt. Nur langsam erholte sich die Stadt; bis 1650 zählte man wieder 8 Familien und 3 Witwen. Jetzt hat Fürstenberg 66 Wohnhäuser und 327 Einwohner. Den Charakter als Ackerstadt hat es bewahrt; die Feldbestellung ist mühsam und der Ertrag kein besonders lohnender.



Abb. 116. Kirche in Fürstenberg.

In dem Grunde links am Aufstieg zur Stadt befindet sich ein Brunnen, aus dem die Fürstenberger früher sich mit Wasser versorgten. Denn die Ziehbrunnen in der Stadt gaben schlechtes Wasser und trockneten leicht ein; auch wurde dadurch das Löschwesen erschwert, und so erklären sich die verheerenden Brände, die wiederholt auftraten. Eine Wasserleitung hat 1897 diesen Übelständen ein Ende gemacht.

Wir betreten die Stadt: das alte Tor ist längst verschwunden, zwei, auch jetzt beseitigte Pfeiler aus späterer Zeit erinnerten noch daran (Abb. 117). Früher war dieser einzige Eingang auch der einzige Ausgang, seit 1870 ist die Straße durchgebrochen.

Von der ziemlich geradlinigen Hauptstraße geht gleich hinter dem Tore ein Weg ab, der zu dem 1804 erbauten Pfarrhause führt (die Scheune ist abgebrannt). Der freundliche, an Waldesrande gelegene Fachwerkbau (Abb. 118) ist das treue Beispiel eines echten waldeckischen Landpfarrhauses. Die Fortsetzung dieses Seitenweges mündet vor der Kirche; links liegt die stattliche Schule (erbaut 1852).

Außer einfachen, oft sogar ärmlichen Fachwerkhäusern besitzt Fürstenberg hübsche Bauernhöfe, neben denen sich jüngst in reger Bautätigkeit neue Steinhäuser erhoben haben. Auf dem Rathause wird ein silberner Becher aufbewahrt, den Fürst Friedrich 1805 der Stadt bei einem Besuche verehrte. Der Volkswitz sagt den Fürstenbergern nach, daß sie einen Igel an einer goldenen Kette hielten, und nennt die Stadt Igelstadt. Der Witz ist frei, aber man übersehe nicht, das dort oben auf dem Berge unter besonders schwierigen Verhältnissen ein harter wirtschaftlicher Kampf mit Geschick und Zähigkeit geführt wird, so daß auch hier ein fortschreitender Wohlstand deutlich bemerkbar ist.

Daß Fürstenberg auf diesem Wege tapfer und erfolgreich weiter schreite, wünscht ihm von Herzen der Schreiber dieses, dessen Wiege im Pfarrhause dort oben gestanden hat.

In einiger Entfernung von der Stadt nach Buchenberg hin bezeichnen alte Karten den Ort Fürstenkirchen, richtiger Fürstenhagen. Bereits 1240 nennt ihn eine Urkunde:



Abb. 117. Fürstenberg. Aufgang zur Stadt.

damals war er ein Pfarrdorf. Jetzt sind nur noch wenige Spuren, mit Moos und Laubholz überwachsen, davon zu finden. In jedem Falle war Fürstenkirchen eine Ansiedelung, die neben Fürstenberg bestand, und mit Unrecht hat man angenommen, daß die Bewohner jenen Ort aufgegeben und sich in Fürstenberg eine neue Heimat gegründet hätten.

Victor Schultze.

Das Hochland von Corbach, der Eisenberg und das Aartal.

Von der linksseitigen bergigen Wand des Orketals in der Umgebung von Dalwigkstal dehnt sich nach N.-O. ein Hochland von 22 km Länge und einer Durchschnittsbreite von $3^1/_2$ km aus, das wir nach dem auf ihm liegenden größten Wohnorte, der Hauptstadt des Kreises, als das Corbacher Hochland bezeichnen. Es ist keine eigentliche Ebene, sondern seine Höhenlinien zeigen eine wellige Hügelbewegung abgeflachter Kuppen, zwischen denen hin und wieder breite, muldenförmige Senkungen sich ausbreiten. Im Westen erhebt sich eine ziemlich geschlossene Bergkette, die das Hochland vom Aartale scheidet; im Norden legt sich der tiefere Twistegrund vor, im Osten wird das Corbacher Hochland von drei Bergrücken (der Fürstenberger Höhe, dem Dalwigker Holz und der Marke) begrenzt und überragt; im Osten fällt der Hochrand der Landschaft ins Ittertal und in die Werber Niederung ab. Hauptsächlich nur

die bezeichneten Höhen und der bis in die flachwellige Umgebung der Kiliansstadt vorgeschobene Eisenberg sind bewaldet; das Hochland selbst breitet sich größtenteils als offene Feldflur aus. Auch in dieser Landschaft treffen wir auf die zwei verschiedenen Gesteinsarten des Bodens, Schiefer im Westen und Süden (seine Grenze läuft südlich um Goddelsheim herum), Rauhkalk oder Zechstein, als ein Glied der Kupferschieferformation, im Norden und Osten (Helmscheid, Lelbach, Corbach, Lengefeld, Immighausen). Um Corbach herum bis Lelbach finden wir einen mit Lehm, Kalk und Mergel gemischten Boden. Kalköfen sind bei Goddelsheim und Corbach im Betrieb; bei N.-Ense wurden auch Gipsstöcke gefunden, große Ziegeleien liegen unmittelbar nordwestlich vor Corbach.



Abb. 118. Pfarrhaus in Fürstenberg.

Das Corbacher Hochland bildet reich gesegnete Fluren mit vorzüglichem Ackerbau. Auf seinen angeerbten Landgütern wohnt hier ein kernhafter Bauernstamm. Seit alters her hat er mit Fleiß und Verständnis das zusammengebliebene Erdreich bearbeitet; auf den Weideplätzen geht das wohlgenährte Vieh. Die Wohlhabenheit vermag der Fremde schon in den wohnlichen Ortschaften wahrzunehmen, die mit ihren roten Dächern und weißgetünchten Wänden aus grünem Hügelgelände freundlich grüßen. An der durch die Länge der Landschaft hinziehenden Straße liegen Rhadern, Goddelsheim, Ober-Ense und Nordenbeck. Goddelsheim hat eine ausgedehnte Feldflur, große Ackerpläne mit üppigen Saaten und stattliche Bauernhöfe nebst einer neuen Schule. Zu Ober-Ense stand vor dreihundert Jahren noch ein Schloß, ehemals von den Herren von Engern bewohnt. Aus dem aufgeteilten zugehörigen Gute mag das Dorf entstanden sein. — In einer flachen Mulde, in der die Itter ihren Anfang nimmt, vor der schattigen Wand des Eisenbergs, erblicken wir Norden-



Abb. 119. Turm in Nordenbeck.

beck. Auf dem Gutshofe daselbst steht ein alter, grauer Turm und rechts am Wege von Ense her eine Kapelle. Diese Bauwerke würden uns viel erzählen, wenn sie reden könnten. Der hohe, viereckige Turm (Abb. 119), ehemals noch mit runden Ecktürmen versehen, ist der Überrest einer vor Jahrhunderten durch Mauern, Wall und Wassergraben starkbefestigten Talburg. Der an 2 m dickwandige Turm diente zur äußersten, aber auch erfolgreichsten Verteidigung. Eine mächtige Treppe mit Holzklötzen führt hinauf unter das spitze Dach, aus dem man einen hübschen Auslug in die weite Landschaft hat. Hier lebte Anna von Viermünden, die Gemahlin des Grafen Heinrich von Waldeck. Jene Kapelle und ein Armenhaus sind die beredten Zeugen des frommen Sinnes der hohen Frau, die durch diese Gründungen ein Gelübde erfüllte, nachdem ihr das väterliche Erbe gegen habsüchtige Vettern auf dem Rechtswege zugesprochen war. Das Armenhaus ist nicht mehr vorhanden, aber die in ihm geübte Armenpflege hat das Hospital Flechtdorf übernommen. Die noch erhaltene Kapelle wird im Sinne der Stifterin zu Gottesdiensten benutzt. Das Nordenbecker Gut befindet sich seit vielen Jahren im Besitze der Familie Canisius. Drüben aus dem welligen Gelände, gegenüber von Goddelsheim, ragen aus frischblühendem Ährenfelde eine Kirche und einige Gebäude hervor, es ist Stift Schaken, ehemals ein Benediktinerinnenkloster, dann ein adliges Damenstift, jetzt ein Pachthof, dessen Einkünfte nun zu nützlichen Zwecken verwendet werden. Jene Kirche und ein Weiher sind die letzten Zeugnisse des einstigen Klosters. Wieder nach rechts wendet sich das Auge. An einem flachen Höhenzuge grüßt aus dem grünen Kranze seiner Obstbäume das Dorf Immighausen.

In einer Niederung zwischen sanft gewölbten, breiten Hügeln mit grünenden Saatfeldern breitet sich Nieder-Ense aus. Von diesem Dorfe senkt sich das Ittertal als schöne Wiesenaue anfangs zwischen kleinen Anhöhen, weiter östlich dann zwischen bewaldeten Höhenzügen hinab. Auf dieser Talstrecke belebt eine Mahl- und Schneidemühle an der Itter das freundliche Landschaftsbild. Unterhalb der Landesgrenze, im preußischen Orte Dorfitter, wendet sich die Itter südwärts. Hinter den flachen Hügeln nördlich von Nieder-Ense kommen einige Häusergruppen von Corbach in Sicht; über ihre nähere Umgebung recken sich die beiden Türme der Kilians- und der Nikolaikirche stolz empor. Ein breiter, schmucker Kranz gut gepflegter Obst-, Gemüse- und Blumengärten legt sich um die teilweise noch vorhandenen Mauern von Corbach. Von dem Mittelpunkte

der Landschaft, der Kreishauptstadt, ziehen nach allen Richtungen breite, mit schattigen Linden, Ahorn- und Obstbäumen bepflanzte Straßen, die benachbarten Orte mit Corbach verbindend. Da liegen am Rande der fruchtbaren Ebene: am Ostabhange einer 502 m hohen Auslagerung des Wipperberges, im freundlichen Obstbaumhaine das Dorf Lengefeld, weiterhin in der Richtung zum Homberge hin das Dorf Lelbach und der Hof Erlheim, vor dem Appenberge das Gut Dingeringhausen. Die Burg Lengefeld lag oberhalb des jetzigen Dorfes. Ein mit Wald bewachsener Wall macht ihre Stätte kenntlich. Der Ansiedlung der Burghörigen verdankt das Dorf wahrscheinlich seine Entstehung. An der Landstraße, die von Lengefeld durch die Senke zwischen dem Eisenberge und dem Wipperberge ins Aartal nach Eppe hinüberzieht, steht in der Örtlichkeit „Alte Wiese" ein von Corbacher Ausflüglern gern besuchtes Gasthaus mit dem Namen seiner Umgebung. Durch das südlich von Corbach beginnende Kuhbachtal steigt die Bahn nach Frankenberg ins Ittertal nieder. Um den mit hübschen Anlagen zum Ausflugsorte für Corbach ausgestatteten Hügel „Waldecker Berg" wird die Wildunger Bahn bald ihre Kurven herziehen. Südöstlich von dieser geschmückten Anhöhe, eine Viertelstunde von der Landstraße ab, gelangen wir in die zu Corbach gehörige Feldmark Dalwigk und in das Dalwigker Holz.

Corbach.

Auf der nach ihr benannten Hochfläche, dem Übergang vom rheinischen Schiefergebirge zum Sandsteingebiet des hessischen Hügellandes, liegt an der vom Homberg zur Itter fließenden Kuhbach Corbach, die alte Hauptstadt des waldeckischen Landes und des Eisenberger Kreises. Bach und Stadt tragen offenbar den gleichen Namen. Auf der rauhen, aber fruchtbaren Corbacher Hochebene oder an deren Gebirgswand liegen in ziemlicher Nähe der Stadt die Dörfer Nieder- und Ober-Ense, Nordenbeck (mit seiner um 1400 von Ambrosius v. Viermünden und dessen Söhnen erbauten Talburg, wovon namentlich der mächtige viereckige Turm noch wohlerhalten ist, Abb. 119), Lengefeld und Lelbach. In der ausgedehnten städtischen Feldmark hat sich die frühere Mühle Erlheim erhalten; ausgegangen sind die einstigen Dörfer oder Höfe Dalwigk, Elle, Ermighausen, Elfringhausen und Eidinghausen. Nach dem Homberg zu finden sich noch Spuren der alten Landwehr, ein verfallener Wartturm steht in einem Gehölz neben der nach Meineringhausen führenden Straße (Abb. 120).



Abb. 120. Corbacher Warte.

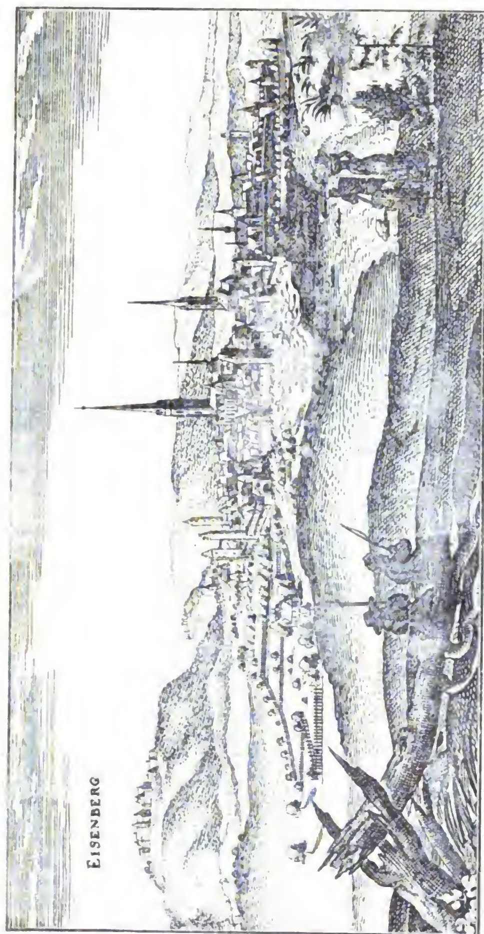


Abb. 121. Corbach um das Jahr 1600.

Noch ist die Stadt größtenteils von der doppelten Ringmauer umgeben. Verschwunden ist diese nur zwischen dem Dalwigker und dem Tränketor (einst Wüstes Tor genannt); sie fiel hier im siebenjährigen Krieg teilweise einer französischen Feldbäckerei zum Opfer. An einigen Stellen sind Teile der Mauern niedergelegt, oder diese sind durchbrochen, um Raum für Häuser und Straßen zu gewinnen. Auf längeren Strecken sind kleine Wohnungen unmittelbar an die innere Mauer gelehnt. Die z. T. doppelten (inneren und äußeren) Stadttore mit ihren Befestigungen wurden seit 1830 beseitigt; nur am äußeren Enser Tor hat sich ein Turm erhalten. Die Mauertürme, deren einstige Höhe die alten Stadtbilder (Abb. 121) zeigen, wurden schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts meist bis zur Mauer abgetragen. In ganzer Größe ragt nur noch nahe dem Lengefelder Tor der Thülenturm (Abb. 122) empor, benannt nach einer Familie v. Thülen. Er ist, wie benachbarte Mauerteile, in neuester Zeit durch die Freigebigkeit eines Stadtkindes ausgebessert worden; auch an andern Stellen hat man begonnen, für die Erhaltung der alten Mauern zu sorgen. Von einigen andern Türmen sind gleichfalls die Namen bekannt. Zwischen Dalwigker und Tränketor stand der Butterturm, zwischen Tränke- und Berndorfer Tor der Hexenturm, zwischen Berndorfer und Lengefelder Tor der Rote Turm. Als Entstehungszeit der Stadtbefestigung in der auf unsere Tage gekommenen Gestalt ist wohl das 15. und 16. Jahrhundert anzusehn.



Abb. 122. Der Thülenturm.

Der Raum zwischen den Ringmauern wird Hagen genannt. Zu beiden Seiten des Lengefelder Tors liegt der Totenhagen, seit 1590 als „neues Begräbnis" benutzt (früher begrub man die Leute in den Kirchen und auf den Kirchhöfen), eine weihevolle Stätte des Friedens und der Ruhe; die alte Totenkapelle, die Hagenkirche, wurde 1833 abgerissen. Nach dem Berndorfer Tor hin schließt sich der herrschaftliche Hagen an, 1625 von der Stadt an Graf Wolrad IV. verkauft, jetzt in Privatbesitz. Am Enser Tor beginnt, nach dem Lengefelder Tor zu, der Schießhagen, in dem die 1866 erbaute Turnhalle steht, und die Freischießen, die Feste der seit 1565 nachweisbaren Schützenbrüderschaft, abgehalten werden, wobei das Kleinod des Schützenkönigs mit seinen zahlreichen Schildern mit Emblemen und Inschriften die Blicke auf sich zieht. Im Mittelalter war ein Teil des Hagens, vom Berndorfer nach dem Tränketor hin, von Wasser durchflossen, das sogar eine Mühle trieb; jetzt liegen hier, wie an andern Stellen, Gärten zwischen den alten Mauern.

Früher waren auch Alt- und Neustadt durch eine Mauer geschieden, deren Verlauf sich noch erkennen läßt; sie wurde 1593 abgebrochen. Auf der Grenze beider Städte liegt seit 1344 das Rathaus (Abb. 123). Durch den großen Stadtbrand von 1664 zerstört, wurde es 1704 und 1705 wieder aufgebaut; der gotische Giebel auf der Altstädter Seite stammt wohl von dem alten Hause. Auf der andern Seite liegt neben dem Rathaus der gewaltige, wahrscheinlich zu Bekanntmachungen benutzte Neustädter Stein. Die

Stechbahn genannte Hauptstraße, an der das Hartwigsche Haus mit seinem barocken Portal hervortritt, führt nach dem Altstädter Markt. Hier stand früher das Drillhaus und der Kak (Pranger), aus deren Überresten der in der Allee stehende Tisch hergestellt ist. Eine Kette mit Halseisen hängt noch an der Brauerei zur Wage. Dies Haus, die alte Stadtwage, wurde früher auch Altstädter Weinhaus genannt; in den Kellern lagerten die Vorräte der städtischen Weingenossenschaft. Ursprünglich stand hier das Rathaus der Altstadt. Das Gebäude wurde in alter Zeit auch zu Gerichtssitzungen (z. B. 1454), später zu Festlichkeiten benutzt; 1763 wurde das Friedensfest mit einem Ball auf dem Stadthaus am Markt beschlossen.

Vom Markt führen die Dalwigker-, die Enser- und die Tränkestraße nach den gleichnamigen Toren. In der Nähe des Enser Tores stehen die sog. Steinkammern (Abb. 124 und 125), alte Lagerhäuser mit gotischen Giebeln. Sie stammen aus der Zeit, als Corbach, an den lebhaften Handelsstraßen von Cöln nach Leipzig bezw. Braunschweig und von Frankfurt nach Bremen gelegen, Glied der Hansa und ein wichtiger Stapelplatz war. Daneben liegt das Hospital (seit 1868) samt der Rüdigerstiftung (von Fräulein Wilhelmine R. 1859 gestiftet, 1874 eröffnet). Das Armenhospital lag ursprünglich in der Neustadt, am Tränketor. Dort hatte es der Ritter Heinrich Megedeveld 1349 gegründet; 1467 war es durch eine Stiftung der Cölner Bürger Johann und Peter Rinck erweitert worden. Die Reste der dazugehörigen Kapelle sind erst seit dem großen Brand des Jahres 1885 verschwunden. Vor dem Enser Tor wurde einst, wie vor dem Lengefelder und auf der Wage, das Freigericht gehalten. Seit 1904 erhebt sich hier die neue Stadtschule (das älteste Schulgebäude liegt am Altstädter Kirchhof, ein späteres im Sack) und die Wittgensteinstiftnng, eine von dem Corbacher Jakob W. gegründete Versorgungsanstalt (1894 eröffnet). Auch die Rüdigerstiftung soll dorthin verlegt werden.



Abb. 123. Das Rathaus in Corbach.

Im Katthagen, zwischen Markt, Enser und Dalwigker Tor, ragt das Schwalenstöckersche Haus (Abb. 126) empor, eine stattliche Patrizierwohnung mit schöngeschnitzten Balken, an den Giebeln mit bärtigen Greisenköpfen geziert. Ein unterirdischer Raum ist kapellenartig angelegt. Ein Stein im Keller trägt die Jahreszahl 1593, während eine Inschrift von der Erneuerung des Hauses im Jahre 1780 berichtet; damals hatte es den sechsten Besitzer aus der Familie Nolden. Auch sonst erhebt sich in der Stadt manch schönes Holzhaus aus älterer Zeit mit Schnitzereien und Inschriften.

Vor dem Dalwigker Tor lag früher das Siechenhaus, der Aufenthalt der Aus-

10*

sätzigen; auf den alten Stadtbildern ist es mit seiner Kapelle deutlich erkennbar (s. Abb. 121). 1467 zuerst erwähnt, diente es bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts seinem traurigen Zweck; 1724 wurde es abgebrochen. Weiter hinaus liegt der jetzt mit Anlagen geschmückte Waldecker Berg, der einst das städtische Hochgericht trug, während die auf dem Eisenberg residierenden waldeckischen Grafen ihre Todesurteile auf dem Klusenberg vollstrecken ließen.



Abb. 124. Gotisches Steinhaus in Corbach.

Am östlichen Abhang des Kuhbachtals, der nach dem Siebenjährigen Krieg angelegten Allee gegenüber, liegt neben dem Friedhof der Juden der Hexengarten, auf dem einst die Scheiterhaufen dieser unglücklichen Frauen gelodert haben sollen; die Hexenverfolgungen waren namentlich im 17. Jahrhundert in Corbach ziemlich zahlreich. Weiterhin, in der Nähe des Marker Weges, befindet sich die Altstädter Hauer, der die Neustädter Hauer vor dem Lengefelder Tor entspricht; auf letzterer werden die Viehmärkte und landwirtschaftlichen Feste abgehalten. Der unterhalb der oben genannten Grundstücke herführende Jakobspfad hat seinen Namen von der einstigen St. Jakobsbrüderschaft; jetzt wird er auch wohl Philosophenweg genannt.

In der Tränkestraße, nahe dem früheren Tor, quillt die Wirmeke; sie ist wie andere Teiche in der Stadt, z. B. der Schmiedebrunnen, und vor dem Tränketor in neuester Zeit zugeworfen worden. Corbach wird übrigens seit alter Zeit vom Lengefelder Berg mit Quellwasser aus dem sog. Lindenborn versorgt. Schon 1367 gaben die Grafen Otto II. und Heinrich VI., der Eiserne, die Erlaubnis zu dieser Leitung. Später wiederholt verfallen und ausgebessert, speist sie in Alt- und Neustadt eine Anzahl von sog. Kümpen.



Abb. 125. Blick auf gotisches Steinhaus und Nikolaikirche.

Die Hauptzierde der Altstadt, die nördlich vom Markt gelegene, im 14. und 15. Jahrhundert erbaute gotische Kilianskirche (Abb. 125 und 126), wird als Kunstwerk von kundiger Hand an anderer Stelle gewürdigt. Am Altstädter Kirchhof, der in alter Zeit auch ein Beinhaus trug, liegt auf der Westseite das Rangesche Steinhaus, worin ein Kamin die Jahreszahl 1604 zeigt. Es ist wahrscheinlich die einstige Behausung der Herrn v. Wolmeringhausen, die durch ein Gebäude von der alten Schule getrennt war. Im Nordosten liegt das Waldschmidtsche Haus, worin der bekannte vaterländische Geschichtschreiber, der Gymnasialdirektor Louis Curtze, wohnte. Daneben steht das neue, 1899 vollendete Pfarrhaus; das frühere, am gleichen Platz

befindliche, war 1600 erbaut worden. Südlich davon stößt an der Mönchehof (Abb. 127), der 1298 durch Schenkung des Grafen Otto I. und seiner Gemahlin Sophie von Hessen in den Besitz der Cisterzienser zu Bredelar kam, worin er bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts verblieb. Vielleicht haben wir hier den alten Herrenhof zu suchen, aus dem einst die Stadt hervorging.



Abb. 126. Nikolaikirche und Schwalenstöckersches Haus.

Vor dem Südportal der Kilianskirche steht die Büste des bekannten, aus Corbach stammenden Staatsmanns und Gelehrten Christian Karl Josias v. Bunsen (1791 bis 1860), von den Angehörigen bei der Jahrhundertfeier seines Geburtstags gestiftet. In der Nähe des Gymnasiums, dessen hervorragender Schüler Bunsen war, trägt eine Straße seinen Namen. Westlich vom Kirchturm erhebt sich das am Sedantag 1887 enthüllte Kriegerdenkmal mit der Gestalt der Waldeccia, verfertigt von dem Dresdener Bildhauer Ernst Paul aus Adorf, einem Schüler Johannes Schillings. Die Stadtgegend nördlich der Kirche heißt seit alter Zeit „Im Tempel". Da von einer Niederlassung der Tempelherrn nichts bekannt ist, so ist der Name wohl von dem Gotteshaus selbst abzuleiten, das einmal der Haupttempel des waldeckischen Landes genannt wird. Hier liegt die Synagoge.



Abb. 127. Der Mönchehof.

In der Neustadt führt vom Rathaus die Lengefelder Straße nach dem gleichnamigen Tor. Am Kump lag einst das zur Abhaltung von Festlichkeiten bestimmte Hochzeitshaus. An der Grenze beider Städte läuft in östlicher Richtung die Landstraße hin. Am oberen Ende steht das stattliche Lebachsche Haus, erbaut vom Kanzler Johannes Vietor († 1675); zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es von der Familie des Grafen Josias, des Stifters der Bergheimer Linie, bewohnt. Das frühere Gasthaus zum Engel soll einst Goethe beherbergt haben. 1875, während der Casseler Gymnasialzeit, kehrte unser Kaiser mit dem Prinzen Heinrich dort ein.

Vom Ende der Landstraße führt die Berndorfer Straße nach dem Berndorfer Tor. In ihr liegt das 1907 vollendete Gebäude für das Kreisamt und die Kreissparkasse, das Kreishaus (Abb. 128), im gotischen Stil. Die Fortsetzung der Landstraße nach dem Tränketor hin heißt Klosterstraße, während der Stadtteil zwischen Berndorfer Straße und Stadtmauer „Hinter dem Kloster" genannt wird. Das einstige Franziskanerkloster, 1487 von Graf Philipp II. gegründet, wird seit 1579 von dem Landesgymnasium (Abb. 129) eingenommen. Das jetzige Gebäude, im Volksmund noch immer Kloster genannt, entstand in den Jahren 1770—87. Die neue Aula wurde 1886 eingeweiht.



Abb. 128. Kreishaus.

Vom Lengefelder Tor führt längs der Stadtmauer nach der Neustädter Kirche hin der sog. Ascher mit Bunsens Geburtshaus. Beim Kirchlein der Altlutheraner zweigt sich die Ketzerbach ab. Ascher und Lengefelder Straße werden durch den Brauberg verbunden. Die dem hl. Nikolaus geweihte Kirche der Neustadt (Abb. 130. 131) wurde 1359—1454 erbaut. 1702 schlug der Blitz in den Turm. Der schadhaft gewordene Umgang wurde 1725 abgenommen. Das 1518 gemalte Altarbild, dessen Hauptteil die Anbetung der hl. drei Könige darstellt, stammt wohl von demselben Künstler, wie das der Kilianskirche, einem der Soester Malerschule angehörigen Mönch des Corbacher Klosters. Auf der Nordseite des Chors erhebt sich das 1692 errichtete prächtige Epitaph des Fürsten Georg Friedrich im Barockstil, nach dem Entwurf des Silberschmieds G. Fr. Esau zu Mengeringhausen vom Bildhauer H. Pape aus Giershagen verfertigt. Die 1640 angelegte Gruft unter dem Chor birgt die Särge einer Anzahl von Grafen aus der neueren Eisenberger Linie und ihrer Angehörigen, darunter die Georg Friedrichs, seiner Gemahlin und seiner Kinder.



Abb. 129. Gymnasium.

Am Rande des Neustädter Kirchhofs, der wie der Altstädter mit herrlichen alten Linden bestanden und mit Anlagen versehen ist, stehen einige Grabmäler der Familie v. Huyßen. Nach ihr wird der südlich der Kirche gelegene, jetzt v. Hanxledensche Hof, im Volksmund wohl noch Huyßenmeierei genannt. Er gehörte einst der Familie Leusmann. In dem alten, der Kirche zugewendeten Gebäudeteil mit dem zugemauerten Torbogen, worüber deren Wappen eingehauen ist, soll Luther auf der Reise zum oder vom Marburger Religionsgespräch (1529) gewohnt haben. Übrigens soll auch der Zeitgenosse des Reformators, der Zauberer Dr. Johannes Faust, 1535 in Corbach geweilt und geweissagt haben, daß in derselben Nacht, vom 24. auf den 25. Juni, die in den Händen der Wiedertäufer befindliche Stadt Münster von ihrem Bischof, dem Grafen Franz I. zu Waldeck, eingenommen werde.

Östlich der Kirche liegt der untere oder neue Herrenhof, ursprünglich ein adliges

Haus, den Winter, dann den Wolff v. Gudenberg gehörig, seit 1548 in herrschaftlichem Besitz. 1653—87 beherbergte er die Landkanzlei, in neuester Zeit (bis 1907) das Kreisamt und im früheren Fruchthaus das Gefängnis. Der obere, alte Herrenhof lag nordwestlich von der Kirche, wo jetzt, angelehnt an einen wohlerhaltenen Turm der Stadtmauer mit der Jahreszahl 1505, die Villa Müller steht. Er war der Sitz des Amtmanns, zeitweise wohnten auch die Grafen vom Eisenberg dort. Ein von Fürst Friedrich Anton Ulrich um 1724 an dieser Stelle begonnener Schloßbau wurde nicht vollendet.

Wenn auch vor den andern Toren und in den Gärten um die Stadt in neuester Zeit eine Anzahl Wohnhäuser entstanden ist, so hat sich Corbach doch hauptsächlich vor dem Berndorfer Tor an den nach Lelbach, Flechtdorf und Berndorf führenden Landstraßen ausgedehnt. Unmittelbar am Tor liegt das neue Postgebäude (seit 1888). Die Berndorfer Chaussee ist zur Bahnhofstraße geworden. Nahe dem Bahnhof steht das Haus der Korngenossenschaft (seit 1899). In einem Garten in der Nähe des Lengefelder Tores ist das Blauekreuzhaus errichtet (seit 1905), am Tor liegt die aus einem älteren Gartenhaus geschmackvoll hergerichtete Villa Kümmell (Abb. 130a), bei der Hauer die stattliche Villa Peterhof. Der Hauer gegenüber steht ein alter, mit einem Kreuz bezeichneter Stein, ein sog. Mordstein, wie sich ähnliche an der Straße nach Flechtdorf und an einem nach Eidinghausen führenden Feldweg finden.



Abb. 130. Turm der Nikolaikirche.

Aus der Geschichte der Stadt können hier nur einige Hauptpunkte hervorgehoben werden. 980 gab Kaiser Otto den im Ittergau gelegenen Ort tauschweise dem Stift Corvey. 1036 gehörte Corbach als Haupthof mit den Vorwerken Dalwigk, Ober- und Nieder-Ense und Lengefeld dem Bischof Meinwerk von Paderborn, der den davon entfallenden Zehnten der neuen Kirche des Klosters Bustorf zuwies. Doch erhielt auch Corvey noch 1126 Güter in Corbacher Gemarkung zum Geschenk, wie 1146 das Kloster Abdinghof dort Besitzungen hatte. Wann und wie Corbach zur Stadt wurde, ist nicht sicher. Alte Aufzeichnungen nennen das Jahr 1075. Die Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß die Besitzer der umliegenden Höfe mit ihren Hörigen nach dem Haupthof gezogen seien, wo eine geschlossene, ummauerte Ortschaft, die Altstadt, entstand, deren Bürger freie Leute waren. 1188 verlieh Bernhard II. von Paderborn den Corbacher Bürgern gewisse zu Soest geltende Rechte. Dies geschah auf Bitten des Grafen Wittekind von Schwalenberg-Waldeck, der als Schutzvogt des Stiftes die Stadt von ihm zu Lehn hatte. 1265 wird die Neustadt zuerst genannt. 1366 wurde Corbach von Graf Heinrich VI., dem Eisernen, überfallen und gedemütigt. 1377 wurde durch eine Erhebung der Zünfte die Herrschaft der Geschlechter gebrochen, beide Städte unter einem Rat vereinigt und das gemeinsame Rathaus erbaut. In mehreren Fehden mit dem westfälischen Adel war die durch Handel und Gewerbe (besonders Wollweberei und Bierbrauerei) blühende Stadt siegreich. Am bekanntesten ist die Niederlage der Herrn v. Padberg und ihrer Genossen am Reingraben bei Dingeringhausen am Reginentag (2. Juni) 1413. Die Reformation fand in Corbach nur langsam Eingang; erst 1543 wurde der neue Glaube dauernd eingeführt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war die

Stadt in böse Streitigkeiten mit der Landesherrschaft verwickelt, die 1624 durch einen Vergleich beigelegt wurden. Sie hatte sich dabei früherer Reichsfreiheit gerühmt und auf einen sog. Roland berufen. Im dreißigjährigen Krieg hatte Corbach durch die Truppen Tillys, Bönninghausens und anderer Heerführer schwer zu leiden. Auch der siebenjährige Krieg fügte der Stadt schlimmen Schaden zu. Am 10. Juli 1760 fand in ihrer Nähe ein Gefecht statt, infolge dessen Ferdinand von Braunschweig vor den Franzosen sich zurückziehen mußte.

Durch die Kriege mit ihrem Gefolge an Brand, Plünderung und Seuchen — namentlich die Pest wütete mehrfach heftig in Corbach — sowie infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse war die im Mittelalter und zu Anfang der Neuzeit blühende Stadt, die längere Zeit auch das Münzrecht besaß (bis 1568), sehr zurückgekommen. Die heutige Einwohnerzahl (um 3000) kommt der von 1618 kaum gleich, die Zahl der



Abb. 130a. Das Kümmellsche Gartenhaus (Corbach).

Wohnhäuser in der Innenstadt ist geringer. Doch wer die stille Landstadt, in die nur die Jugend des Gymnasiums einiges Leben brachte, vor dreißig Jahren kannte und sie heute (vgl. Abb. 131) wieder sieht, bemerkt eine wesentliche Veränderung. Die Straßen und Häuser sind besser gehalten, die neuen Gebäude z. T. recht ansehnlich. 1895—99 wurde die Kilianskirche gründlich erneuert. Die Bahnstrecke Corbach-Arolsen wurde 1892 eröffnet, 1900 die Strecke Corbach-Frankenberg. 1903 erhielt die Altstadt ihren besonderen Bahnhof. Die wichtige Nebenbahnlinie Warburg-Marburg, an der Corbach liegt, wird voraussichtlich zur Vollbahn ausgestaltet werden. Bald wird dazu die neue Strecke Wildungen-Corbach kommen und nach Brilon weitergeführt werden. Seit 1893 ist elektrische Beleuchtung eingeführt. Eine neue Leitung aus Quellen vom Homberg führt seit 1904 den Häusern selbst das Wasser zu. Der Ackerbau hat sich namentlich seit der am Ende des vorigen Jahrhunderts durchgeführten Verkoppelung sehr gehoben. Hand-

werk und Handel sind troß des starken auswärtigen Wettbewerbs im Aufschwung begriffen. Gewerbliche Anlagen (so ein großes Holzwarenlager, eine Käse- und eine Nudelfabrik) sind besonders in der Nähe des Bahnhofs entstanden. Am 2. September 1907 wurde hier der Grundstein zur Kiliansbrauerei und zur Peterschen Gummifabrik gelegt; letztere wurde am 1. Mai 1908 eröffnet. Ein Bürgerverein, gleichfalls nach dem Stadtpatron benannt, sorgt tatkräftig für die Wahrnehmung allgemeiner Interessen, für die



Abb. 131. Corbach.

Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebung und für die Erhaltung der städtischen Altertümer, für die in der sog. Münze, der alten Marienkapelle am Turm der Kilianskirche, ein kleines Museum eingerichtet ist. — So ist der Aufschwung, den das deutsche Leben seit der Gründung des neuen Reiches aller Orten genommen hat, auch in Corbach deutlich wahrzunehmen. Leiß.

Der Eisenberg.

Wie der Eder-Kreis seinen die Stammburg unseres Fürstenhauses tragenden Schloßberg, so hat auch der Eisenberger-Kreis seinen für unser Heimatland nicht unbedeutenden, mit einem Bau gekrönten Bergrecken, den Eisenberg. Wenn letzterer dem Burgberge an der Eder weder an hervorragender geschichtlicher Vergangenheit, noch an Großartigkeit der landschaftlichen Umgebung gleichkommt, so verdient er doch völlig die Bedeutung, die ihm in der Benennung des Kreises nach seinem Namen beigemessen wurde.

Schon 1359 wohnten auf dem Eisenberge die Herren von Nordenbecke, und 1541 hatten die von Viermünden dort einen freien Burgsitz. Graf Philipp II. von Waldeck, geb. 1452, erhielt gemäß einer Erbvereinigung

mit dem Grafen Heinrich VI. Schloß und Amt Eisenberg, und von da ab ist die Burg dieses Berges lange Zeit Wohnung und Residenz waldeckischer Grafen geblieben. Heinrich Wolrad war der letzte Graf, der auf dem Eisenberge wohnte. Er hat noch 1662 bauliche Arbeiten an der Burg ausführen lassen; aber schon 1729 wird sie als verfallen bezeichnet. Heute sind nur noch schwache Mauerreste in den mit jungen Tannen bewachsenen Erdwällen auf der höchsten Stelle des Berges davon vorhanden. Abb. 132 ist die älteste uns überlieferte Darstellung (s. auch Abb. 121 S. 145). Die Gebäude einer vom Fürsten Anton Ulrich an der Nordseite des Eisenberges eingerichteten Meierei sind 1849 wieder abgebrochen. Auf der Königsburg, einer niedrigeren, nordwestlich gelegenen Kuppe desselben Berges, der **Fürstenstuhl** genannt, soll eine Gerichtsstätte sich befunden haben.



Abb. 132. Burg Eisenberg 1575 (Aus der ältesten waldeckischen Landkarte von Möhrs.



Abb. 133. Georg Viktor-Turm.

Es war in der Tat ein glücklicher Gedanke, auf der weithin sichtbaren Höhe einen Turm über die Waldung hinausragen zu lassen, der als würdiger Ersatz für das Vergangene wohl geeignet sei, heimatgeschichtliche Erinnerungen festzuhalten. Der 1897 errichtete **Georg Viktor-Turm** (Abb. 133), zum ehrenden Gedächtnis des verewigten Landesherrn benannt, ist ein mächtiges Bauwerk von beträchtlicher Größe (Höhe über 23 m) in gefälligen architektonischen Verhältnissen und einfach schönen Formen. Drei mit Rundbogen überspannte offene Eingänge führen in die Halle des Unterbaues, den ein Kreuzgewölbe deckt. Vor dem unteren Treppenaufgange ist auf einer eingemauerten Steinplatte das Wappen der hier vor Zeiten residierenden gräflichen Linien zu sehen.

Über dem Eingange zum Turme trägt ein in die Turmwand ein-

gefügter Formsandstein das erzene Reliefbild des Fürsten Georg Viktor. Von der Höhe schauen wir hinein in eine blühende Landschaft, in das Herz unserer Heimat. Nirgends sonst umfassen wir mit unserem Auge eine so große, zusammenhängende Feldflur mit Äckern, Wiesen und Dörfern. Nahe und klar liegt das belebte Stadtbild von Corbach vor unsern Augen. Es grüßen fernher aus der kuppenreichen Nachbarschaft an der Eder Schloß Waldeck, weiter rechts vom hohen Saume am Horizont die Traddelkuppe, von Osten die Freienhagener Höhen; über bläulichen Waldstreifen tauchen im Nordosten einige Häuser von Arolsen auf; im Westen stehen die stolzen Berghäupter des Uplandes.

Das Aartal.

In der breiten Orketalebene bei dem Dorfe Münden hat das 22 km lange Aartal seinen Ausgang. Es ist unter allen waldeckischen südwärtslaufenden Tälern das längste, wasser- und waldreichste. (Das gleichlaufende Elbetal führt nur bei Freienhagen und Züschen über waldeckisches Staatsgebiet hin). Es gehört zu den am wenigsten besuchten Gegenden an der westlichen Grenze unseres Heimatlandes, obwohl seine Landschaften mit charakteristischen Eigentümlichkeiten und Schönheiten ausgestattet sind. Sein Flüßchen, die Aar, läuft von der Quelle bis zur Mündung über waldeckischen Boden, und nur an einer Stelle, südlich von Hillershausen, greift die benachbarte Medebacher Gemarkung mit einem kleinen Zipfel ins Tal hinein.

Zahlreich sind die das Aartal begleitenden Berge. Aus der linksseitigen Bergkette ragen die Buckelau, der Kahlenberg und der Werbelberg bei Nerdar, der buchtenreiche Wipperberg bei Alleringhausen, das Sengelscheid und die Höhe auf dem Böhlen bei Eppe hervor; südwestlich von Goddelsheim treten Korskopf und Rammelsberg und südwestlich von Rhadern der Selberg mit steilen Wandungen nahe an die Aar heran. Auf deren rechtem Ufer haben wir den Sonnenberg, den Sonder- und Grotenberg, 606 m, vor Bömighausen, die Haardt, 523 m, Raumberg und Heimberg bei N. Schleidern zu nennen. Die südlich von dem letztgenannten Berge fortziehenden Höhen verflachen zu der Niederung bei Münden.

Den Ursprung der Aar finden wir schon in den upländischen Bergen, nämlich in zwei Schluchten am Ostabhange des Kahlen Pön, gegen den Osternberg hin. Im engen Hochtälchen durcheilt sie ostwärts in vielen

Krümmungen die Gebirgsdörfchen Nerdar (Abb. 134) und Bömighausen und wird auch hier noch die Nerdar genannt. An den Ufern in dieser Hochtalstrecke zieht sich zwischen Wald, buschumhüllten Berghängen und durch die genannten Dörfer die Landstraße Corbach—Usseln hin. Unterhalb Bömighausen, wo aus einem Seitentale vom Dorfe Rhena herab ein kleines Wasser, die Rhena, zufließt, weitet sich das Tal, und der Bach, der von hier ab Aar heißt, nimmt seinen Lauf nach Süden bis zu seiner Mündung in ziemlich gerader Richtung mit einem flachen Bogen bei Eppe. Auf dieser langen Talstrecke gelangen wir durch die Dörfer Alleringhausen (geringe Spuren einer alten Sachsenburg!) und Eppe. Jenes schmückt eine neuerdings von einem Sohne des Ortes, Kommerzienrat Peter, erbaute schöne gotische Kirche (Abb. 135). In einer rechtsseitigen Talschlucht liegt das Dorf Welleringhausen, in einem zweiten rechten Seitentälchen Hillershausen. Zwischen den beiden erstgenannten Ortschaften empfängt die Aar von rechts aus der Herrschaft Düdinghausen (Kreis Brilon) den Oggenbach, auch die Schlee- oder Schleiderbicke genannt; in ihrem Tale liegt das waldeckische Dorf Nieder-Schleidern und das preußische Ober-Schleedorn. Durch Eppe und Hillershausen führt, das Aartal schräg durchquerend, die Landstraße Corbach—Medebach. Talabwärts kreuzt die Gemeindestraße Goddelsheim—Hillershausen, an der das Klapperwerk einer Mühle in der stillen Einsamkeit des Tales gehört wird. Von hier ab wird die untere Talstrecke von keiner Straße mehr durchzogen; nur einsame Waldwege werden von Forstbeamten, Jägern und Waldarbeitern, selten von Landleuten, noch seltener von einem fremden Wanderer beschritten.



Abb. 134. Nerdar.

Dem Naturfreunde ist es aber ein stilles Vergnügen, das welt-

entlegene Aartal zu durchstreifen. Eine Wanderung vom Orkegrunde bis zum engen Hochtälchen bei Nerdar mit einigen seitlichen Ausflügen ist lohnend und empfehlenswert. Fast die ganze Talstrecke prangt im Grün der Wiesen. Nahe seiner Mündung ist das Tal breit, die Höhenzüge erheben sich rechts der Aar noch als flaches Hügelgelände mit ausgearbeiteten Ackerfeldern. An das östliche Ufer des Aarflüßchens treten die bewaldeten Berge mit steileren Hängen nahe heran. Dem Rammelsberge gegenüber nähern sich auch die westlich gelegenen Höhen, das Tal engt sich, die Berge werden schroffer und ragen in ihren Formen bestimmter in Kuppen und Gipfeln empor. Höhen und Abhänge sind mit Laub-, stellenweise auch mit Nadelwald bestanden. Aus den Waldschluchten eilen der Aar zahlreiche fröhliche Gespielinnen zu. Starke Eichen werfen ihre Schatten auf den Höhen, schlanke Buchen recken an den sanfteren Hängen ihre glatten Stämme, während über steilen Felswänden die Föhren ihre dürftigen Kronen wiegen. In lieblicher Verborgenheit des Waldes finden wir das Forsthaus Faust rechts der Aar.



Abb. 135. Kirche in Alleringhausen.

Nachdem wir den waldigen Rücken des Schilfen umschritten haben, öffnet sich uns nach Westen die hochgelegene Feldflur von Hillershausen. Versteckt im grünen Parke der Natur, liegt im linken Seitentälchen vor der langen südlichen Bergwand des Böhlen der Hof Eichenbeck. Umgeben von dem Bergkranze, breitet sich im geräumigen, offenen Talkessel das Dorf Eppe aus. Eine Häusergruppe lehnt sich an die sanfteren Hänge des hochwelligen Hügelgeländes der Feldmark. Ein ausgegangenes Adelsgeschlecht, die von Eppe, hatte wahrscheinlich hier seinen Stammsitz. Oberhalb des Dorfes heißts noch jetzt „auf dem Schlosse". Bei der Walmenmühle hebt sich das Sengelsscheid frei aus der Tiefe empor (500 m). Am Saume seiner waldigen Höhe genießt man schöne Ausblicke in die Talbuchten. Der Sonnenglanz flutet warm ins geschützte

Tal herein. Drüben an den Vorstufen des **Wipperberges** ragen Felsenstufen auf, über denen sich der Wald wölbt, grüne Matten liegen in den schmalen Gründen, und weiter östlich schiebt sich die Masse des Eisenbergs in eine freie Lücke zwischen den Höhen. Immer höher hebt sich der Talgrund. Vom Aartale zweigen sich größere Seitentäler ab. In den Talwinkeln verbergen sich hinter Bäumen und Strauchwerk die zerstreut liegenden Dörfchen. Am rauschenden Bache plätschern einsame Mühlen. Der Ackerboden wird felsig, doch der regsame Landmann erzielt hier noch gute Mittelernten, denn das Klima des hochliegenden, aber geschützten Aartales ist im ganzen milde, gemäßigt an den Hängen, rauher nur auf den freien Höhen. Mit gutem Erfolge wird die Viehzucht betrieben, wozu die vortrefflichen Aarwiesen, der Reichtum der Landschaft, reichliches und gutes Futter liefern. An guter Holzung ist ebenfalls kein Mangel.

Die bedeutendsten Ortschaften im Aargebiete sind **Rhena** mit einem größeren Gutshofe und **Eppe**, mit einem evangelischen und einem katholischen Pfarramt. Auf einer waldfreien Höhe des Grotenberges, 606 m, vermögen die Blicke nach Süden und Osten über Talräume und Bergkuppen zu schweifen. Das Auge erfreut sich an der vielgestalteten, wechselreichen Landschaft, in der besonders der Spätsommer stimmungsvolle Bilder hervorzaubert. Tief unten die vielgewundenen Täler, zwischen ihnen und den Höhen die buntscheckige Erde, die gelbgraue Stoppel, dazwischen saftgrüne Wintersaat! Bald hängt der Blick an scharfkantigen Felsenzinken von Grauwacke und Schiefer, von lichtem Gebüsch umsäumt, bald am lieblichen Wiesengrün, bald an den hohen Wipfeln der Fichten, die auf dem Blau über dem Horizonte ihre zackigen Linien zeichnen. Nebelgraue Höhen dehnen sich in der Ferne, mancherlei Naturstimmen verkünden den Waldfrieden in der nahen Umgebung, und aus den anheimelnden Dörfern schaut Zufriedenheit und stilles Glück der Bewohner. In traulicher Beschirmung ruht zwischen den Bergen das Dorf **Welleringhausen**.

Den hohen Hintergrund zum oberen Aartale mit seinen Verzweigungen bildet der mächtige Höhenzug des **Widdehagen** mit seinen zahlreichen Vorstufen. Von der preußischen Enklave Eimelrod bis nahe vor **Helmscheid** erstreckt sich der massige Bergrücken in fast 11 km Länge. Seine höchste Erhebung von 635 m Meereshöhe wird eigentlich nur als der Widdehagen bezeichnet, während die mitverbundenen Kuppen und Bergzüge verschiedene Benennungen führen, wie: Ölberg, 605 m, Quennenberg i. N. 557 m, Hohe Rade, 571 m, Echternberg, 575 m, und Appenberg i. O. Über

zwei Stunden kann man ununterbrochen über die wellige Hochfläche des Bergzuges hinwandern. Auch hier wieder die geheimnisvolle Waldstille unter Buchen, Eichen und Fichtenwaldbeständen.

Hin und wieder gewähren waldfreie Stellen schöne, weite Ausblicke ins Aartal und seine Berge, auf Corbach und seine Hochebene und in die hochgelegenen Landschaften des Sandsteingebietes; nach Norden schaut das Auge in die Talgänge der Rhena bei Adorf. In vielen Kurven übersteigt die Gemeindestraße von Rhena herauf die westlichen Höhen des Bergrückens, um Schweinsbühl zu erreichen, das in waldreicher Umgebung des Widdehagens liegt.

Die Rhena-Diemellandschaft und das Upland (Diemel-Waldgebirgsland).

Die Landschaft im allgemeinen.

Den Nord-Westen des Fürstentums Waldeck füllt die zweite Gebirgslandschaft aus, in der die höchsten Bodenerhebungen unseres engeren Heimatlandes liegen.

Man unterscheidet in diesem Waldgebirgslande einen höheren westlichen Teil, das Upland genannt, in dem die Bergmassen vorherrschen, und einen tiefer liegenden östlichen Teil, in dem die Talbildung größere Bedeutung hat, die Rhena-Diemellandschaft. Obwohl diese beiden kleinen Gebietsteile in ihrer Höhenbewegung voneinander sehr verschieden sind, so bilden sie doch eine natürlich zusammengehörige Landschaftseinheit. Die Zugehörigkeit derselben zum Rothaargebirge, mit dem unsere Diemel-Waldberge sich auch als einen Teil des Ostrandes vom rheinischen Schiefergebirge darstellen, ist deutlich wahrzunehmen. Hohe Bergzüge und benachbarte Hochländer verbinden unser Upland mit dem Kahlen Astenberge, der für den höchsten Berg des Rothaars auf preußischer Seite gilt. Wie dem rheinischen Schiefergebirge im ganzen, so gebührt auch unserm Diemel-Waldgebirge eine gewisse Ehrwürdigkeit, denn es gehört hinsichtlich der Bildung seiner Erdoberfläche zu den ältesten deutschen Landschaften. Unser Upland wie auch das Rhena-Diemel-Bergland können wir zu den Horstgebirgen zählen. Darunter versteht man solche Berglandschaften, von denen gewisse Teile ihre alte Höhe behalten haben, wogegen anliegende Strecken wie durch mächtige Sprünge und Risse abgetrennt wurden und niedersanken. Die gewaltigen Höhen des Uplandes sind jedenfalls die stehen gebliebenen Teile, die östlichen Bergzüge sind gesunken. Die Tal-

furchen entstanden durch gewaltige Grabenversenkung (Rhena-Diemel-Talbecken). Im übrigen haben gerade so wie im Wildunger Berglande wiederholte Durchbrüche aus dem Erdinnern die vorhandenen Berge kegelförmig erhöht (Dommel, Hegekopf) und neue Höhen geschaffen (Hagen bei Stormbruch). Ganze Strecken sind durch seitlichen Druck gehoben worden (Adorfer Feld nach Vasbeck zu). So ist das Berg- und Talgewirr entstanden, das wir im oberen Diemelgebiet bewundern.

Jene Erdbildungen haben der Landschaft das Gepräge der Verworrenheit und Unbestimmtheit verliehen. Im allgemeinen herrscht die Kuppenform vor, doch treffen wir auch langgestreckte Höhen an, die wie Wellenrücken verlaufen (Lüer, Treis-Berg). Viele Berge bilden zusammenhängende Ketten. Eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit ist trotz aller scheinbaren Unübersichtlichkeit wahrzunehmen. Zwischen den Längsfurchen der Täler ziehen die Berge und Höhen hin. Ins Diemeltal münden alle andern Talsenken. Mit Recht bezeichnet man das ganze Gebiet daher als das Diemel-Waldgebirge. Die Höhenbewegung desselben liegt zwischen 348—843 m (Durchschnittshöhe = 595 m). In der Betrachtung der Einzellandschaften lernen wir die zahlreichen Kuppen und Bergzüge kennen.

Das Gestein des Erdinnern ist auch hier vorwiegend grauschwarzer Tonschiefer, Grauwacke, Grauwackenschiefer und Kieselschiefer, hin und wieder von Quarzriffen durchsetzt. Seine Schichten treten stellenweise als mächtige Bänke zu Tage. Die Grauwacke und der Kieselschiefer bilden vielerorts gewaltige Felsen; der Kugelfels mit seinen Abarten zeigt sich zwischen Adorf und Padtberg, bei Rhenegge und Giebringhausen. Der Kalkstein, bei Rhenegge und Adorf vertreten, geht stellenweise in schwarzen Marmor mit weißen Adern über (Giebringhausen, Rhena im (Orke-) Aartale und Willingen). Die verwitterte Grauwacke bildet guten Waldboden, und so treffen wir denn auch in diesem Landschaftsgebiete ausgedehnte, schöne Waldungen an.

Die Gebirgsfalten bilden die Rinnsale für die Gewässer, an denen der gebirgige Boden besonders reich ist. Dem Hauptflusse der Landschaft, der Diemel, eilen die Gewässer aus dem grünen Berglandinnern im munteren Laufe als silberklare Bäche zu. Die Diemelquelle liegt auf waldeckischem Boden, hoch oben am Kahlen Pön im Uplande, annähernd 685 m über dem Meere. Der Fluß nimmt seinen Weg in einem kleinen, nach Westen offenen Bogen durch das preußische Dorf Deisfeld und das

waldeckische Giebringhausen. Er schneidet die preußische Enklave Eimelrod in zwei ungleiche Teile und fließt dann noch etwa $7^1/_2$ km lang durch unser Land. Die Länge seines Oberlaufs bis zur Landesgrenze beträgt annähernd 18 km. Die Diemel hat wie alle fließenden Gewässer dieser Landschaft einen starken Fall. Der Höhenunterschied zwischen Quelle und Austritt aus dieser Berglandschaft beträgt 345 m, das Gefälle auf die Länge eines Kilometer = $18^1/_2$ m. Sie ist zu Überflutungen geneigt, und ihre tosenden, schäumenden Wasser reißen gar oft die grasigen Uferränder nieder oder richten durch Überschwemmungen in Wiesen und Saatfeldern großen Schaden an. Der mittlere Lauf der Diemel längs der Nordgrenze des Fürstentums Waldeck ist uns bekannt. Von links fließen der Diemel zu der Itterbach und die Hoppeke, die beide auch am höchsten Gebirgswalle des Uplandes, zu beiden Seiten des Hegekopfes, ihren Ursprung haben. Der Itterbach läuft nur über waldeckisches Gebiet, bildet bei dem preußischen Dorfe Bontkirchen eine Strecke die Grenze und mündet 1 km unterhalb Heringhausen in Waldeck in den Hauptfluß. Die Hoppeke berührt, nachdem sie aus den Waldbergen herausgetreten ist, nur die Feldmark von Willingen, wendet sich dann in nördlicher Richtung dem preußischen Kreise Brilon zu und mündet nach einem langen Laufe 2 km oberhalb Marsberg. Von rechts empfängt die Diemel das zweitgrößere fließende Gewässer der Berglandschaft, die Rhena, die unweit Schweinsbühl im Kammerborn in einer Felsenspalte ihren Lauf beginnt, von den wasserreichen Nordabhängen des Widdehagens ihre Verstärkungen erhält und den weiten Talkessel von Adorf durchströmt. Sie mündet im engen Tal südlich vor Padtberg.

Der Ackerboden der Bergrücken und Hänge, durch Verwitterung und Auflösung des Untergrundes entstanden, bildet nur eine dünne Schicht von Dammerde; er ist ein schiefriger Boden, hie und da mit lehmiger oder auch mit kalkiger Erde vermengt, wo die Kalkformation zu Tage tritt. Dieser Boden ist zwar einer guten Kultur fähig, aber doch arm an Nährsalzen und zu leicht; in letztgenannter Eigenschaft ist er daher im Winter zu kalt und im trocknen Sommer zu warm und dürr. Gute Bearbeitung und Zuführung natürlicher und chemisch bereiteter Dungmittel gleichen hier und da den Mangel an Nährstoffen aus. Der Talboden kann selbstverständlich eine größere Fruchtbarkeit entwickeln, weil er ein angeschwemmter Humusboden ist. Das Klima der Landschaft ist innerhalb derselben sehr verschieden; in den geschützten Tälern des östlichen Teiles, in den

Talbecken der Diemel und Rhena, begünstigt eine gemäßigte Temperatur den Ackerbau; die Berge und Hänge bis annähernd an die Durchschnittshöhe der Landschaft (595 m) haben das echte Waldklima der deutschen Mittelgebirge, der Westen der Landschaft, das Upland, ist bedeutend rauher. Die hohe Lage dieser Landschaft, die gegen kalte Nord- und Ostwinde keinen Schutz bietet, die dünne Luft und dazu die starken Niederschläge bedingen eine niedrige Temperatur, rauhe Witterung und Unwirtlichkeit in den Monaten Oktober bis April und Mai. Der Sommer ist auf den waldigen Höhen des Uplandes mild und äußerst angenehm, aber leider nur von kurzer Dauer.

Von Getreidearten werden Roggen, Hafer und in geschützten Lagen auch Weizen gebaut, die Kartoffel, „das Brot der Armen", liefert oft recht befriedigende Erträge, dagegen sind Gemüsebau und Obstkultur gering, und Esparsette und Luzerne kommen fast gar nicht auf. Der Wald liefert reichlich die verschiedenen Beeren, namentlich Heidel- und Preißelbeeren, letztere besonders auf dem Pön und auf den Heideflächen der Waldberge bei Willingen, Stormbruch, Heringhausen und Adorf. Als selten vorkommende Pflanzen merken wir an die Stechpalme am Scheeten bei Rattlar, das wohlriechende Mondkraut in den hohen Gebirgswäldern bei Willingen und daselbst auf Bergwiesen die Arzneipflanze Bergwohlverlei. Die Talwiesen sind fruchtbar, die Bergwiesen besonders kräuterreich, und so zeichnet sich die Landschaft durch einen ergiebigen Graswuchs aus.

Wohin wir in der hochgelegenen Gebirgslandschaft unsern Fuß setzen, nirgends treffen wir ein Moor oder einen größeren Sumpf an, der uns den Weg verlegt.

Landschaftlich steht das Diemel-Waldgebirge dem Waldgebirge der Edergegend an Lieblichkeit und Anmut etwas nach; es ist ihm ein Zug von Ernst und Herbigkeit aufgeprägt. Wir können uns diese Erscheinung erklären aus der niedrigeren Temperatur, aus der Unwirtlichkeit der massenhaften Niederschläge, aus der größeren Zahl der der Pflanzendecke entbehrenden Bergkuppen und aus den zahlreichen, die Landschaft wild zerreißenden Schluchten und Talengen mit ihren schroffen Felsenwänden. Im östlichen Teile der Landschaft ist der Wald sehr zerteilt. Aber gerade der ernstere Zug und der wilde Gebirgscharakter der Landschaft ziehen manchen Naturfreund an, und der findet hier seine Befriedigung. Tatsächlich entbehrt unsere Gegend nicht des reichen Wechsels zwischen Ackerfeld, Wiese und Wald; sie ist geschmückt mit herrlichen Gebirgspartien. Der Wald mit seinem

Sturmesbrausen, seinem Schweigen, seiner Düsternis, die Berge mit ihren hohen Häuptern, ihren Felsengraten, ihren knorrigen Baumstämmen, die Dörfer mit dem Zauber eines kräftigen Naturlebens: das alles tritt uns in der Diemel-Berglandschaft eigenartig entgegen.

Die Besiedelung der Landschaft ist trotz ihrer hohen Lage eine verhältnismäßig befriedigende. Auf einem Gebiet von etwa 120 □ km zählen wir 15 Ortschaften mit 6384 Einwohnern, woraus sich eine Bevölkerungsdichte von 53 auf 1 □km ergibt; dieselbe Dichtigkeit der Bevölkerung besitzt das Fürstentum Waldeck als Ganzes; die des Deutschen Reiches beträgt 112. Die Dörfer liegen meistens zwischen den Bergen, hingestreckt durch die Talgründe, zum Teil auch angelehnt an die unteren Berghänge. Aus dem Grün von Busch und Baum blinken einzelne Gehöfte und Wohnhäuser an Bergeshalden, und in den einsamen Gründen an rauschenden Bächen stehen die Mühlen als traute Arbeits- und Wohnstätten der Menschen.

In den Dörfern finden wir vereinzelt noch das sächsische Bauernhaus. Daneben ist die neuzeitliche Bauweise eingedrungen. So treffen wir, namentlich in den verkehrsreicheren Orten der Niederungen, in der Bauart der Häuser ein buntes Durcheinander von alten und neuen Formen an. Die Dorfkirchen, auf erhöhtem Platze im Dorfe stehend, zeigen fast durchweg den gleichen Stil; sie sind zumeist einfache, aber malerische Gebäude mit hohen Satteldächern.

Ackerbau und Viehzucht sind der Haupterwerbszweig der Bewohner, doch überwiegt im Diemel-Waldgebiet die letztere, wogegen im Eder-Waldgebirge der Getreidebau bedeutender ist. Der Bestand der Haustiere unter den Wiederkäuern ist im ganzen oberen Diemelgebiet größer als in den Eder-Walddörfern, was auf umfassenderen Wiesenbesitz im höheren Berglande schließen läßt. Bedeutendere Schätze birgt das letztere im östlichen Teile in seinen Erzen, im westlichen in seinen Waldungen. Nur soweit die Boden- und klimatischen Verhältnisse gestatten, beschäftigen die Bewohner sich mit Feldwirtschaft, doch sie allein kann den Lebensunterhalt der Bevölkerung nicht schaffen. Das Erwerbsleben mußte daher frühe auf die verschiedensten Gaben des Landes und auf lohnende Nebenbeschäftigung gerichtet sein. Getreide, Vieh, Holz, Bausteine, Schiefer, Kalk, Zement und Erze beschäftigen in ihrer Gewinnung und in ihrem Vertriebe zahlreiche Einwohner, daneben entwickelt sich ein ziemlich reges und einträgliches Geschäftsleben, und auch das Handwerk zeigt einen

rührigen Fortschritt. Viele kleine Leute betreiben den Klein- und Wanderhandel. So hat sich das Erwerbsleben der Bewohner recht vielseitig gestaltet. Zwei wichtige Verbindungswege, über Usseln und Willingen nach Brilon-Wald der eine, über Adorf nach Bredelar der andere, halten den Verkehr mit Westfalen aufrecht, und die Anregungen, die von den betriebsamen Industriestätten dieses Nachbarlandes ausgehen, fördern den Unternehmungsgeist der Bewohner unserer Landschaft.

Und nun gehe im Geiste noch einmal mit, lieber Leser, zu einer fröhlichen Wanderung durch die Täler und über die Höhen.

Die Rhena-Diemellandschaft.

Die Diemel und ihr rechter Zufluß, die Rhena, durchströmen jede eine kesselförmige Berglandschaft mit einem wellenförmigen Hügellande und dem eigentlichen Flußtal im Innern und mit einem Kranze hoher, meist bewaldeter Bergzüge als äußerem Kesselrand. Die Rhena umziehen folgende Höhen: im Osten, von dem Homberge ausgehend, die Berge um Flechtdorf, unter denen die Westerhaardt 501 m und der Leukenberg 513 m Höhe erreichen; der Rottenberg und der kahle Gürenberg bei Wirmighausen, das Hochland östlich von Adorf mit seinen fruchtbaren Ackerfeldern in den sanften Senken und dem nach dem Rhenatal zu vorgelagerten Martenberge und dem Thiemberge, 429 und 430 m; im Westen, an den Widdehagen anschließend, die Höhen von Schweinsbühl, das Ascheid, 552 m, wenig bewaldet, Immesberg, 548 m, Blankenberg und Sonneborn, 565 m, der Koppen und der waldreiche Eisenberg, 595 m, (Abb. 136) über den die Landesgrenze zieht. Zwischen diesen Höhen breitet sich das mannigfach von Hügeln durchzogene Talrund der Rhena aus, das sich in seiner tiefsten Senke wieder einengt und hier im freundlichen Waldtale seinen Ausgang zur Diemel nimmt. Der Rhena eilen zu die Aar von



Abb. 136. Blick auf den Eisenberg von Heringhausen.

Flechtdorf und die **Wirme** von Wirmighausen. Die grünen Wiesentälchen dieser Bäche führen zu verborgenen, schönen Waldwinkeln hinauf. Da,



Abb. 137. Adorf.

wo die Rhena in ein breiteres Wiesental einbiegt, liegt **Adorf**, drüben vor den Ostabhängen des westlichen Kesselrandes erblicken wir **Sudeck** und **Rhenegge**. Die kahle Bergwand im Rhenatal unmittelbar vor dem

Adorfer Hochlande erscheint durch verlassene Steinbrüche wie zerrissen. Der bis nahe an Adorf vorgeschobene Kappenstein bietet einen hübschen Ausblick in das Talrund und seine Dörfer mit ihren Wiesen- und Feldfluren, die sich teils zwischen Waldflächen hindurchziehen. Adorf (Abb. 137), der Geschäftsmittelpunkt der Rhenatallandschaft, ist mit seinen 1150 Einwohnern das volkreichste Dorf des Fürstentums Waldeck. Schon 1231 bestand der Ort im Talgrunde, er war einst sogar von Ringmauern mit Wehrtürmen umschlossen und hatte 3 Tore, und selbst die Kirchhofsmauer war mit Schießscharten versehen. Von diesen Schutzwehren sind noch deutliche Spuren vorhanden. Ehemals befand sich in Adorf eine Burg, die „Veste", und ein herrschaftliches Gut. Diese Bauwerke sind frühe verfallen, heute fehlt jede Spur von ihnen, das Gut wurde verkauft. Der Ort verdankt seine rege Betriebsamkeit in Gewerbe, Verkehr und Handel in erster Linie dem Eisensteinbergwerke am Martenberge. Ein großer Teil der Bewohner ist bergmännisch oder im Geschäftsleben tätig, die Mehrzahl jedoch betreibt Landwirtschaft. Wir finden hier eine Anzahl betriebsamer Geschäftshäuser, eine Apotheke, die Station eines Arztes, Beamte der Bergwerke, an gewerblichen Anlagen zwei Holzschneidereien, ferner ein Korn- und Lagerhaus an dem kleinen Bahnhöfchen. Die Kleinbahn, die in erster Linie dem Bergbau dient, nimmt ihren Weg von Adorf das Rhena- und Diemeltal hinab, das Hoppeketal rückwärts bis Bredelar, wo sie an die Bergisch-Märkische Bahn anschließt. Zu Adorf gehören noch drei Mühlen und einige Wohnstätten weiter abwärts im Rhenagrunde, die baulichen Anlagen der Bergwerke am Martenberge und einzelne Wohnhäuser auf dem nach Borntosten zu gelegenen Hochgelände, auf dem frühere Beamte der Bergwerke sich angesiedelt haben und nun Landwirtschaft betreiben. An der Ostseite der höchsten Erhebung des Hochlandes liegt das Einzelgehöft Zollhaus, 1 km nördlich, inmitten der Hochfläche, der zweite größere Gutshof Hermannshof. Vom Zollhaus führt ein gerader Weg abwärts in die enge Talschlucht von Wirmighausen. Bei Adorf am Wege nach Giershagen Spuren der Esbecker Kirche.

Zwischen Waldbergen, vor einer mit Pappeln bestandenen Wiesenaue, breitet sich malerisch Flechtdorf (Abb. 138) aus. Über dem Dorf lag einst ein Benediktinerkloster, das in der Reformation für milde Zwecke fruchtbar gemacht wurde; es wurde 1579 zu einem Landeshospital für alte, gebrechliche Leute eingerichtet, das 1891 seinen jetzigen Bau erhielt. Die Hospitaliten genießen hier einen sorglosen, friedlichen Lebens-

abend. Die Verwaltung und Pflege führen ein Rentmeister und Schwestern aus dem waldeckischen Diakonissenhause in Arolsen. Der Name „Kloster" hat sich als Bezeichnung der Anstalt im Volksmunde bis heute erhalten. Ein schönes Beispiel romanischen Stils bietet die kürzlich wieder hergestellte langgestreckte, mit 2 Türmen gezierte Klosterkirche. Von Flechtdorf steigt die Landstraße in großen Schleifen den Berg hinauf, von dessen bewaldeter Höhe man einen herrlichen Ausblick auf das Dorf und seine Umgebung genießt. Die abwechselungsreiche Waldberglandschaft bietet zum Klosterdorfe einen wirkungsvollen Hintergrund mit malerischen Partien. Flechtdorf hatte wie Adorf vorzeiten seinen Schieferbruch.

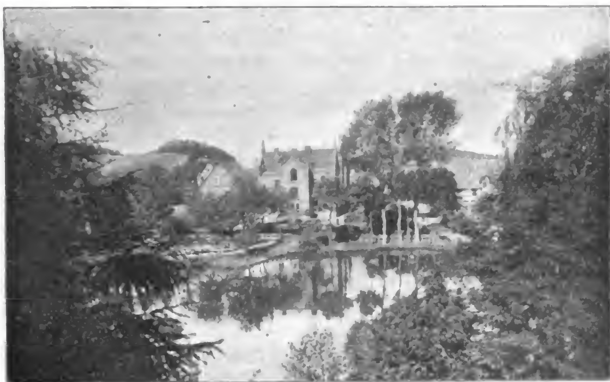


Abb. 138. Flechtdorf.

Die Landstraße Corbach—Adorf führt über Flechtdorf und **Wirmighausen**. Dieses Dorf mit ganz neuer Kirche liegt wie eingeklemmt in der Talschlucht zwischen dem Gürenberge und den Vorstufen des Lenkenberges. Die Feldflur verteilt sich auf die umgebenden Berghänge. In jedem Talwinkel leuchtet das freundliche Grün der Wiesen. Vom kahlen Dürrenberge aus lassen sich das weite Talbecken der Rhena, der tiefere Talgrund von Adorf und das enge Wirmetälchen zu Füßen des Berges frei überschauen. In dem Schieferbruche bei Wirmighausen fanden sich

zahlreiche Versteinerungen von Schilf und andern Pflanzen in geschuppten Stücken. In der Nähe des Dorfes lagert auch Kalkstein.

Rhenegge, auf dem Hügelgelände westlich von Adorf liegend, hat eine fruchtbare Feldflur und ist eins der wohlhabendsten Dörfer in Waldeck. Schöne Bauernhöfe geben dem Orte ein stattliches Aussehen. In der näheren Umgebung desselben finden wir zwei Ziegeleien und zwei Kalköfen. Eine weitere Bedeutung scheint dem Dorfe im Bergbau zu erblühen. Schon in früheren Zeiten kannte man den roten Eisenstein an der Semmet bei Rhenegge.

Auch Sudeck hat eine Ziegelei und Kalkbrennerei. Durch dieses Dorf führt die Gemeindestraße von Adorf nach Giebringhausen. Die Feldfluren von Sudeck und von dem im oberen Rhenatal hinter dem Stautenberge versteckt liegenden Benkhausen haben lange und schneereiche Winter auszuhalten. Nur selten sehen diese Orte, besonders das welteinsame Bergdorf Benkhausen, fremde Gäste, wenn die Nebel hier tagelang brauen, oder die heulenden Winde die weichen Flocken auf den Fenstersimsen anhäufen.

Ein Gang von Rhenegge auf die hohe Südwand des Eisenberges an der Landesgrenze erschließt uns einen freien, herrlichen Niederblick in den Diemeltalkessel, der sich von dem tiefen, felsigen Grunde unterhalb Heringhausen bis an die nächstgelegenen hohen Stufen des Uplandes und die Berge der preußischen Enklave Eimelrod erstreckt. Lassen wir die Blicke über die Kuppen des hohen äußeren Randes der Landschaft gleiten. Der östliche Höhenzug des Diemeltalbeckens ist uns als Scheidewand zwischen diesem und dem Rhenaer Talkessel bereits bekannt. Links der Diemel beginnt der Zug der westlichen Bergwand mit der Hohen Egge bei Ottlar, 605 m; ihr gegenüber erhebt sich die wuchtige Masse des Dommel, 738 m, mit seinen angeschlossenen Höhen, dem Koppen, 715 m, (zweiter Berg dieses Namens in derselben Gegend) und dem Schlößchen, 638 m. Dieser Bergzug endigt mit einem Höhenrücken, der Eschenseite, 538 m, die als scharfkammiger Felsenzipfel in den Winkel abfällt, in dem das Itterbachtal mit dem Diemeltal sich vereinigt.

Innerhalb der Talkessellandschaft ragen noch einzelne Bergzipfel auf, teilweise in deutlicher Verbindung mit dem umschließenden Rande, wie die Haardt vor Ottlar, 513 m, der Wenstenberg, 523 m, westwärts von Giebringhausen, und der ganz vereinzelt stehende, mit düstern Fichten- und Kiefernwald bedeckte Hagen vor Stormbruch.

Die Kuppen und Hänge der Berge, namentlich der äußeren Berg-

züge, sind mit dem schönen Kleid der Waldungen geschmückt. Von diesem prächtigen Waldrahmen umgeben, bildet der Diemelgrund ein reizendes Talrund.

Von den hohen Bergwänden begleitet, rauscht die Diemel im engen Tal vom preußischen Dörfchen Deisfeld herab nach Giebringhausen. Unterhalb dieses Ortes öffnet sich das beschriebene große Talrund, hier wird das Flußbett breiter, und in zahlreichen Krümmungen folgt der Fluß muntern Laufs den Buchten der felsigen Abhänge jenes Bergzuges, den wir als Scheidewand zwischen den Talniederungen der Diemel und der Rhena bezeichneten. Kräuterreiche Wiesen begleiten die Diemel von Giebringhausen ab bis zur felsigen, schluchtenartigen Ausgangspforte an der Landesgrenze bei Heringhausen.

Die Lage von Giebringhausen zu beiden Seiten des Flüßchens, umgeben von Wiesen, Feld und Wald, bietet ein anziehendes Bild. Zu erwähnen sind die Kalksteinbrüche von Giebringhausen.

Heringhausen (Abb. 139), auf einem Felsenrücken, rechts über der Diemel, hat ebenfalls eine sehr zerteilte Feldflur mit dünner, schieferiger Ackerkrume. Wie ausgreifende Finger, die das Wenige eifrig zu erlangen suchen, was Mutter Erde bietet, so steigen einzelne Ackerstückchen zu den höchsten steilen Hängen, selbst am felsigen Eisenberge hinauf.

Stormbruch in freundlicher Wiesenau und vor der massigen waldbeschatteten Wand des Dommel liegend, besitzt noch einige alte Holzfachwerkbauten mit hohen Giebeln. Ottlar hat ein einsames Versteck im tiefen Grunde zwischen den Berghängen. Der Eisenstein bei Ottlar war 1523 schon bekannt.

Die Hauptverstärkung erhält die Diemel in dieser Tallandschaft durch den von links ihr zufließenden Itterbach. Sein tiefes, langes Tal durch weite Waldungen und wiesenreiche Waldschluchten ist eins der einsamsten und wildschönsten Gebirgstäler unseres Landes. Im entlegenen Talraume zwischen dem hohen „Aufgange" links und der Eschenseite rechts bietet die Ansiedlung der Gutshöfe „Kotthausen" eine traute Heimstätte. Weiter aufwärts im engeren upländischen Itterbachtale finden wir am Ausgange einer linksseitigen Waldschlucht das Einzelgehöft „In der Goldbeck", umfriedet von einem weltfernen Waldleben im Parke der Natur. Moosbefranste Felsen, die über dem Wiesengrunde drüben wie dunkle Altane aufragen, tiefer, dunkler Tannenwald, durch dessen Wipfel die Sonne nur wenige Blicke werfen kann, weite Talgänge, in denen keine anderen Töne

vernehmbar sind als die der Waldvögel und das endlose Rieseln und Rauschen der Gewässer: welcher Naturfreund könnte diesen Bildern keine Reize abgewinnen? An der Eschenseite, oberhalb der Stormbruch = Heringhäuser Straße, hat die kleinen Einzelgehöfte „Am Eichholz“ eine schöne Lage.


Abb. 139. Heringhausen.

Die Diemel-Talsperre.

Dem 595 m hohen Eisenberge rechts der Diemel, an der Landesgrenze, tritt ein vom Buddenberge ausgehender Bergzug von 557 m Höhe ü. d. M. von der linken Flußseite so nahe, daß nur Raum für das Flußbett und eine Talstraße übrig bleibt. Der Wasserspiegel liegt gegen 212 m tief unter den Häuptern der gegenüberstehenden Felsenberge. Hier fand man die geeignete Stelle zur Anlage einer Talsperre, die denselben Zwecken dienen soll, für die man die größere Eder-Talsperre baut. Die Sperrmauer wird etwa 1 km unterhalb des Dorfes Heringhausen errichtet. Der Stausee wird in die gabelförmig sich teilenden Täler der Diemel und des Itterbaches hinaufreichen und von der Heringhäuser und teilweise von der Giebringhäuser Gemarkung die wertvollen Diemelwiesen bedecken. Die Höfe Kotthausen und selbst noch einige Häuser des so friedlich gelegenen Heringhausen werden verschwinden müssen. Die Talstraße nach dem preußischen

Orte Helminghausen ist höher hinauf an den Abhang des Eisenberges zu verlegen, und den linksseitigen Teil der Feldflur von Heringhausen gedenkt man durch eine weiter talaufwärts zu errichtende lange Talbrücke mit dem hohen Felsenufer und dem Dorfe zu verbinden. Wie im Edertale, so werden auch hier die Verkehrs- und wirtschaftlichen Verhältnisse einen Umschwung erfahren, und das landschaftliche Bild wird der vielzipfelige Wasserspiegel zwischen diesen Waldbergen stark verändern.

Der Bergbau in der Rhena-Diemellandschaft.

Ganz gewiß ruhen im Schoße unserer waldeckischen Berge noch ausgedehnte Erzlager verschiedener Art, die der Befreiung aus verborgenen Tiefen harren. Aber nur hier im Gebiete des Diemel-Waldgebirges finden wir den bergmännischen Betrieb noch im Schwunge, und neue Gruben entstehen, in denen man die Schätze des Erdinnern zu Tage fördert. Vor allem gewährt die Eisenerzgrube am Martenberge bei Adorf Arbeitsgelegenheit und Verdienst. Sie ist im Besitze einer Bergwerksgesellschaft zu Aplerbeck, woselbst auch die hier gewonnenen Erze geschmolzen werden. Es ist der Roteisenstein, der im Martenberge und seiner Umgebung in 12—30 m mächtigen Lagern zwischen Schiefer und Kalk eingebettet liegt. Leider hat man in einer Reihe von Jahren nur die reichhaltigsten Eisensteine ausgehoben und über die mittelwertigen hingearbeitet, infolgedessen ein bedeutendes Lager, das durch den an der Rhenatalstraße auslaufenden Bismarckstollen erschlossen war, bereits als erschöpft jetzt ganz verlassen liegt. Das Hauptbergwerk besteht zurzeit aus einem tiefen Schacht (senkrecht absteigendem Eingang) mit zwei über einander liegenden Stollen (wagerecht in dem Berginnern fortlaufenden Gängen), deren unterer in einer Tiefe von 150 m im Berggrunde seinen Lauf an 900 m weit nimmt und an Seitengängen, Pfeilern und Grotten vorbeiführt. An äußeren Anlagen besichtigen wir das Maschinenhaus mit seinen mächtigen Dampfkesseln und Kraftmaschinen, die die Förder- und Pumpmaschinen bewegen, eine Schmiede, ein Klopfhaus, in dem die Steine zerkleinert werden, und eine Obersteigerwohnung. Die Kleinbahn fördert die Erze nach der Hauptbahnstation Bredelar. Gegenwärtig ist die Grube mit einem Obersteiger und etwa 50 Bergleuten belegt.

Das Eisensteinbergwerk von Adorf hat schon 1661 seine Bedeutung gehabt. Es waren damals 18 Mann im Bergbau am Winsenberge tätig. 1698 erreichte die Ausbeute einen Wert von 2528 Talern. 1840 zählte man schon 55 Bergknappen. Adorfer Eisensteine wurden früher auch in der Bericher Hütte geschmolzen.

Eine vor kurzem stattgefundene neue Mutung auf den Höhen zwischen Adorf und Rhenegge hat auf die Entdeckung eines neuen mächtigen Lagers hingeleitet, das bei Rhenegge seinen Anfang nimmt. Das Recht der Ausbeutung hat eine Barmer Gesellschaft erworben, die auch schon mit Abräumungsarbeiten beginnt. Eine Drahtseilbahn wird die neue Grube mit der kleinen Bahnstation Martenberg-Adorf verbinden.

Die waldeckischen Eisenerze, namentlich die Erze dieser Landschaft, haben einen Eisengehalt bis zu 72% und einen so hohen Prozentsatz an Kalk, daß beim Schmelzen derselben im Hochofen kein Kalkzusatz mehr erforderlich ist. Das waldeckische Eisen soll auch dem schwedischen und steiermärkischen Eisen an Güte nicht nachstehen.

Der Gips- und Alabasterbruch auf dem Adorfer Hochlande, vor 6 Jahren noch im Betriebe, ist eingestellt, weil die der Ausbeute dienenden Lager ausgingen. Nach den auf Fachkenntnis beruhenden Urteilen seitens einiger Beamten des Bergbaues sollen die Vorbedingungen zum Auffinden neuer Lager günstig sein. Die bis in die gegenwärtige Zeit ausgenutzte Galmeigrube am Ostrande jenes Hochlandes ist nunmehr auch außer Betrieb gesetzt worden, weil die Transportkosten des Abfalls (unbrauchbarer erdiger Teile), die den Gewinn so sehr schmälerten, nicht zu vermeiden waren. Galmei findet bei der Zinkblechbereitung seine Verwendung.

Zu hervorragender Bedeutung wird sich voraussichtlich die Manganerzgrube an der Hohen Egge bei Ottlar emporschwingen. Zehn Jahre hindurch hat sich ihr Betrieb so eben erhalten. Die Erze dieser Grube haben den höchsten Gehalt, der bis jetzt in Braunsteinen (wie diese Erze auch genannt werden) gefunden worden ist, nämlich 95—98 %. Die nächstbesten Steine werden im russischen Kaukasus ausgegraben, sie besitzen 88 % Mangan; die Braunsteine der kleinen Grube zu N.-Marsberg kommen erst auf 60 % Gehalt. Unser Mangan wird mit dem von auswärts bezogenen beim Guß der Kanonen und bei der Bearbeitung der großen Panzerplatten der Kriegsschiffe verwendet. In vollgehaltigen Erzen blinkt das Mangan in feinen, kristallhellen Nadeln mit bräunlicher Färbung. Ein Waggon feinster Erze soll einen Wert von 6000 M. erreichen. Manganerze von geringerem Werte dienen zu chemischen Zwecken. — Wird die Kleinbahn Adorf-Bredelar Staatseigentum, wozu die Aussichten günstig sind, dann kann der gesamte Bergbau in der Rhena-Diemellandschaft zu hoher Blüte kommen. Der „Sauerländische Bergwerksverein" hat die Grube zu Ottlar zur Zeit mit 30 Mann belegt. Sämtliche Steine müssen aber noch mittelst einfacher, kostspieliger Fuhrwerke befördert werden. Mit der wünschenswerten Bahnverbindung würden auch eigene Hüttenwerke entstehen.

Das Upland.

Auf die höchsten Kuppen unserer waldeckischen Höhenlande versetzt uns der Schluß der heimatlichen Landschaftsbilder. Die Bewohner des ganzen Gebietes der Diemelberge verstehen unter der Bezeichnung „Upland" nur den kleinen südwestlichen Zipfel des Hochlandes, den die vier Dorfgebiete Rattlar, Schwalefeld, Willingen und Usseln einnehmen; das natürliche Upland (= Oberland) ist aber umfangreicher. Geologisch und geographisch (d. h. nach der Entwicklungsgeschichte der dortigen Landschaft und nach ihrer heutigen Erscheinung) müssen wir zum Uplande das ganze Hochland einschließen, das aus den Talbecken der Diemel, Rhena und der oberen Orke-Aar süd-westwärts sich erhebt. Einerlei Bodengestalt, einheitliche Lage und gleiches Klima lassen dieses in bedeutender Höhe liegende Gebiet als eine zusammengehörige Hochlandschaft erkennen. Aus dem Diemeltale aufsteigend, wählen wir den kahlen Lüerberg als Aussichtspunkt für unsere Betrachtungen. Er liegt fast in der Mitte des Uplandes, und auf seinem langgestreckten, 713 m hohen Rücken lassen sich die ver-

schiedenen Ausblicke nach Wunsch finden. Da liegt sie vor und um uns, die herrliche, mächtige Gebirgswelt mit ihren Höhen und Tiefen, und wir können ihr ganz nahe ins faltenreiche Angesicht schauen, aus dem Ernst und Freundlichkeit, wilde Kraft und Schönheit entgegenstrahlt. Wir richten unsere Blicke nach Süden und Süd-Westen. Vor uns erheben sich zu einem gewaltigen Gebirgsstocke und quer von Ost nach West gezogenen Grenzwalle: der Osterberg, der Kahle Pön, 774 m, mit dem Diemelursprung, „Diemelborn" genannt, die Emmet, 743 m, der Hohe Pön, 793 m, mit dem nach N. vorgelegten Musenberge, 739 m; von diesem durch die waldschattige Hochtalschlucht des Itterbaches getrennt, die breite Masse des Ettelsberges, 838 m, hinter ihm nach S. der stolz emporstrebende Hegekopf, 843 m; zwischen ihm und dem H. Pön, bis zur Landesgrenze vorgeschoben, das Scheid mit den in hoher Waldwildnis verborgenen Itterbachquellen; jenseits der Hochtalfurche der Hoppeke, dem Hegekopfe westlich gegenüber, hält dessen alter, an Höhe ebenbürtiger Nachbar, der Langenberg, die Grenzwacht; beide Berge tragen die höchsten Kuppen Waldecks.

Von diesen wuchtigen Höhen senkt sich das Gebirge in mannigfachen Linien zuerst nach Norden, dann nach N.-O. ab, dem Laufe der Täler folgend, die das Horstgebirge durchfurchten und ihm seine Gliederung gaben. Wir merken von den Bergzügen dieser Richtlinien folgende: rechts der Diemel die steil sich erhebende Sehre, 726 m, mit dem vorliegenden Osterkopfe; — links der Diemel der Hermannsberg, 705 m, und die schon genannte Hohe Egge, 605 m, — rechts des Aarbaches, der rechts dem Itterbache zufließt, der kegelförmige Schneeberg, 726 m, das Lüer und der Schetenkopf, 650 m; diesem ist ostwärts als nördlicher Grenzpfeiler des Uplandes der Dommel, 738 m, vorgesetzt; zwischen beiden das ins Itterbachtal einmündende enge, tiefe Waldbachtal des Dommelbaches oder die Wied; rechts des Itterbaches der steile Iberg-Kegel, 721 m, und die Burg bei Schwalefeld; links des Itterbaches der Hohe Heimberg, 800 m, und der Treis, 781 m, auf dessen einsamer Waldhöhe, hart an der Grenze, das „Jagdhaus" steht.

Auf steil emporstrebenden Hängen reckt der Bergriese Dommel hoch über dem ostwärts liegenden Talkessel der Diemel sein Haupt empor. Viele Wege führen durch seine herrliche Buchenwaldung um seine Abhänge herum. Unter seinem Gipfel breitet sich auf einer Höhenstufe eines Ostabhanges ein Ackerfeld von über 120 Morgen aus, vom Walde umschlossen.

Zwei Landwirte haben hier ihren Besitz und ihre Wohnungen. Das höher stehende Dommelhaus mit Gastwirtschaft, eine fränkische Hofanlage, (Abb. 140) ist mit seiner 615 m Meereshöhe die höchstgelegene Wohnung in Waldeck. (Wenn wir im Edertale bei Bergheim den Wildunger Kirchturm siebenmal übereinander aufstellen könnten, so würde die 7. Turmspitze in gleiche Höhe mit der Haustür des Dommelhauses kommen!) Der Gipfel des Berges ist mit einem alten, schwer besteigbaren Holzgerüst versehen. Auf demselben eröffnet sich uns eine Aussicht, so schön und großartig, daß Sinne und Gedanken vollauf beschäftigt werden. Nach S. und S.-W. schweift der Blick über ein Berg- und Talgewirr und hinauf nach den himmelragenden Häuptern des upländischen Gebirgswalles. Ein weites, wogendes Kuppen- und Wipfelmeer, im Frühling und Sommer grün, im Herbst gelb und braun, im Winter bleifarben und weiß! Im W. und N.-W. verlieren sich die Blicke in fernen Landen, wo Wittekind, der trutzige Sachsenherzog, die alte Freiheit mutvoll verteidigte. Nach O. schauen wir in die waldeckischen Gaue und weiter hinaus bis zu den blauen Höhen des Habichtswaldes bei Cassel. Das umgebende Gelände überragt der Dommel um 272 m. Die herrlichsten Eindrücke nehmen wir von seiner Höhe mit zur Herbstzeit, wenn wir die Landleute an ihrer Arbeit und die Natur in ihrem buntfarbigen Erntefestkleide von hier oben wahrnehmen können. So leuchtend und golden strahlend sieht man die Oktobertage selten, wie hier im Oberlande. Überall arbeitende Landleute, rauchende Kartoffelfeuer, pfeifende Knaben als Hüter der kleinen Kuhherden auf den grünen Matten der Bergwiesen.


Abb. 140. Wirtshaus auf dem Dommel.

Ein erhebendes Gefühl beschleicht uns, wenn wir über den hohen

Rücken des Kahlen Pön schreiten. Die freien Flächen sind mit Heidel- und Preißelbeerengesträuch bedeckt. Es ist Spätherbst, das Heidekraut ist verwelkt, aber seine Blütchen sitzen noch am holzigen Stengelchen und weben in ihrer Menge einen blaurötlichen Teppich, der den Abhang und die Hochflächen deckt. Hier sind die weiten Berghänge, wo die Preißelbeere reift, deren rote Früchte von den upländischen Frauen und Kindern mit vieler Mühle gepflückt oder abgestreift werden. Südwärts türmen sich die Bergkuppen der alten Freigrafschaft Düdinghausen auf, die ehemals zu Waldeck gehörte. Gewaltige Nebel wogen in fernen Tälern.



Abb. 141. Forsthaus Stryck.

Aus allen Schluchten rieselts hernieder in zahlreichen Bächlein, die im Herbst und Frühlinge als rauschende Wildbäche durch felsige Täler hinabstürzen. — Durch Waldesgrauen und düstere Hänge gehts hinauf in die weiten Waldräume des Hegekopfes, wo in verborgenen Waldtiefen Uhu und Auerhahn ihren Aufenthalt haben. Über grünen Matten am Waldeingange, nahe der Hochtalschlucht des Itterbaches, liegt im stillen Waldfrieden die alte Meierei Stryck, jetzt eine Oberförsterei und zwei Mühlen (Abb. 141). Ganz eigenartig stimmungsvoll ruht dies Landschaftsbild vor unsern Blicken, wenn die gewaltigen Winterriesen alles ihrer Herrschaft unterworfen haben. Früh erhalten die upländischen Berge ihre

Schneehauben. Sind die gewaltigen Schneemassen im Jänner niedergegangen, dann ist über Berge und Felder mit der dichten, hohen Schneedecke der lange Zauberschlaf des Winters gefallen. Hie und da dampfen die Quellwasser, die, zwischen Eis und Schnee leise gurgelnd, die Gründe aufsuchen. Einen wunderbaren Licht- und Farbenwechsel führt an klaren Wintertagen (die übrigens hier oben selten sind) der Abend herauf. Auf den weiten, weißen Flächen spiegeln die Farben in des Himmels verschwimmenden Schmelzen. Groß und schön, abgeklärt und ruhig liegt das Leben der upländischen Natur um uns her nach wetterstürmenden Tagen. Ja, das Hochland bietet Bilder, die mächtig auf die Seele einwirken.

Weltabgeschieden und eingebettet zwischen den hohen Berghängen, liegen die upländischen Dörfer und Einzelgehöfte. Selbst an felsigen Höhenrücken steigen die Wohnungen hinauf. Zwar ist die nächste Umgebung etwas kahl, denn die Hausgärtchen sind nicht groß, und der Obstbaumwuchs kann wegen der hohen Lage nur in bescheidenem Maße sich entwickeln; nur hie und da an geschützten Stellen vermögen einige Blumen in Gärten sich zu entfalten. Aber der Wald ist nahe, im Sommer schmücken auch die grünen Saatfelder und Wiesen Berge, Hügel und Täler, und selbst die Äcker mit dem lichten Hellgelb bis zum Weiß des reifen Getreides decken die weiten Flächen um die Dörfer her wie mit bunten Tüchern. Wo die nahen Berghänge des grünen Waldes entbehren, kleidet der weiche, schwellende Teppich von Heidekraut und Beerengesträuch den Erdboden. Die Dörfer besitzen fast durchweg gut erhaltene Wohn- und Wirtschaftsgebäude, auch einzelne stattliche Bauernhöfe trifft man in dieser hohen Landschaft noch an, und selbst aus den Häuschen der sogenannten kleinen Leute schaut traute Wohnlichkeit. Die stattliche Zahl schiefergedeckter Häuser mit ihren weißgetünchten Holzfachwerken (namentlich in Willingen und Usseln) geben den Ortschaften ein bläulich-weißes Schimmern. Man hält in den Gebirgsdörfern hier oben viel auf eine heimische Wohnstätte, und mit Recht. Ein Gang durch solch ein upländisches Dorf im Winter zeigt uns den Wert derselben. Wenn aus den angrenzenden Wäldern das Windgebraus herüberdringt, die Kälte sich auf die Fluren legt und Schnee- und Eismassen den Verkehr hemmen, dann ist im einsamen Dorf das Leben auf das Haus beschränkt. Der Vogel im Käfig, einige Topfblumen im Zimmer und vielleicht ein ausgestopfter Vogel ersetzen die Natur; das Haus ist dann die Welt. — Wald und Feld bestimmen die Beschäfti-

gung und den Unterhalt der Bewohner. Das Fällen, Zerschneiden, Schälen und Anfahren der Hölzer, namentlich des Kiefernholzes, das als Grubenholz weithin Absatz findet, bringt namhaften Verdienst. Der Wanderhandel der Upländer erstreckt sich auf Leinen-, Woll- und Kurzwaren. Alte Sagen leben noch, und das Osterfeuer flammt noch auf den Höhen.

Rattlar am Nordabhange des Hermannsberges hat eine hohe, winterliche Lage. Schwalefeld (Abb. 142) im engen Tälchen des Aarbaches zeigt uns so recht den Charakter eines einsamen, alten Gebirgsdörfchens in stiller Abgeschiedenheit. Aber traulich schauen selbst die kleinen Häuser von den Bergwänden herab, reges Leben zeigen ihre Bewohner. Oberhalb des Dorfes auf umwaldeter Höhe zwischen Aar und Itterbach sind die Spuren einer alten Wallburg zu sehen. Willingen (Abb. 143) im oberen Itterbachtale, am Fuße des steilen, spitzen Iberges macht mit seinen hübschen Häusern einen freundlichen Eindruck. Aus der Reihe seiner Bewohner befinden sich jährlich viele Personen auf auswärtigem Verdienst als kleine Geschäftsleute oder als Arbeiter in westfälischen Fabriken. Die zu Willingen gehörigen Hoppernhöfe liegen am Abhange des Hoppern, links der Hoppeke. Usseln, von dem hier noch kleinen Diemelbache durchflossen, der Hauptort des Uplandes, ist das höchst gelegene Dorf Waldecks, besitzt eine Apotheke und einige kleine Geschäfte, eine alte, später erneuerte Kirche und ist Station eines Arztes. An der durch die beiden letztgenannten Dörfer führenden Landstraße liegen zwischen Nerdar und Usseln im oberen Nerdartal das Einzelgehöft Ohlenbeck, zwischen Usseln und Willingen das Haus Wakenfeld. — Schon seit mehreren Jahren ist das Upland von Sommerausflüglern der westfälischen Fabrikstädte aufgesucht worden. Der Upländer führt ein mühe- und arbeitsreiches Leben, doch froher Mut,



Abb. 142. Schwalefeld. Im Hintergrunde die „Burg“.

Gastfreundschaft und eine rege Teilnahme am Leben und Schaffen in deutschen Gauen zeichnen ihn aus.

Statistisches und Höhenlagen.

1. Lage und Ausdehnung.

Das Fürstentum Waldeck liegt innerhalb des 51° nördlicher Breite und des 26° östlicher Länge. Die Höhe über der Nordsee beträgt 171 m



Abb. 143. Willingen.

(Tiefpunkt des Ederspiegels unterhalb Mandern) bis 843 m (Hochpunkt des Hegekopfes im Uplande).

Der Bodenerhebung nach gehört unsere Heimat zu den höchsten Landschaften des nordwestlichen Deutschlands. Seine höchsten, im S.-W. und N.-W. aufragenden Bergrücken stehen auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, das Land selbst liegt völlig im Gebiet des letztgenannten Stromes.

Die Längen-Ausdehnung von Wrexen bis an den Kellerwald südlich von Bergfreiheit beträgt gegen 66 km = 13 Wegstunden, die Breite vom Langenberge westlich von Willingen bis zur Landesgrenze östlich von Freien-

hagen 46 km = 9 Wegstunden. Das Land hat eine sehr ausgebuchtete Gestalt, so daß kein Ort über 10 km von der nächstgelegenen Grenze entfernt liegt.

Der Flächeninhalt beträgt 19,17 □Meilen = 1055,43 □km; auf die drei Kreise verteilt:

Kreis d. Twiste . . . . 302,44 □km
„ „ Eisenbergs . . 418,99 „
„ „ Eder . . . . . 334,00 „

2. Die Kreise und ihre Wohnorte.

(Bemerkung: Einfache Zahlen geben die durchschnittliche Ortshöhe, Doppelzahlen die Ausdehnung der Ortshöhe an.)

Ortschaften	Zahl der Einw.	Ortshöhe üb. d. M. in Metern
1. Kreis d. Twiste.		
Städte:		
Arolsen, Landes- und Kreishauptstadt . .	2 811	285
Landau	819	322
Mengeringhausen . . .	1 399	288
Rhoden	1 349	285—308
Dörfer:		
Ammenhausen	143	245
Braunsen	243	210
Bühle	141	302
Cülte	631	186
Dehausen	160	260
Dehringhausen . . .	221	307
Elleringhausen . . .	230	244
Gembeck	305	378
Helmighausen	422	291
Helsen	866	257—266
Herbsen	251	220
Hesperinghausen . . .	435	333
Hörla	121	234
Kohlgrund	345	273
Lütersheim	309	243
Massenhausen	389	381
Neudorf	393	260
Orpetal	114	210
Schmillinghausen . . .	416	226
Twiste	869	237
Vasbeck	466	370
Volkhardinghausen . .	128	320
N.-Waroldern	308	256
O.-Waroldern	250	304
Wethen	455	200
Wetterburg	487	229
Wrexen	867	198
4 Stadt- und 27 Dorfgemeinden.		
2. Kreis d. Eisenbergs.		
Städte:		
Corbach, Kreishauptort	2 859	364
Fürstenberg	327	415
Sachsenberg	751	342—375
Dörfer:		
Adorf	1 142	345—362
Alleringhausen . . .	118	388
Benkhausen	172	396
Berndorf	721	281
Bömighausen	160	415
Dalwigksthal	166	297
N.-Ense	243	326
O.-Ense	162	326

Ortschaften	Zahl der Einw.	Ortshöhe üb. d. M. in Metern
Eppe	357	360—370
Flechtdorf	402	412—425
Giebringhausen	274	400
Goddelsheim	987	380
Goldhausen	167	488
Helmscheid	199	405
Heringhausen	260	358—380
Hillershausen	205	392
Immighausen	281	388
Lelbach	218	420
Lengefeld	249	390
Meineringhausen	468	314
Mühlhausen	544	290
Münden	472	321
Nerdar	138	445
Neukirchen	390	338
Nordenbeck	247	359
Ottlar	204	466
Rattlar	312	568
Rhadern	228	419
Rhena	323	445
Rhenegge	533	412
N.-Schleidern	186	380
Schwalefeld	364	500—524
Schweinsbühl	196	506
Stormbruch	307	416
Strothe	216	334
Sudeck	213	425
Usseln	754	575—602
Welleringhausen	153	492
Willingen	742	537—555
Wirmighausen	509	394
3 Stadt- und 40 Dorfgemeinden.		
3. Kreis d. Eder.		
Städte:		
Bad Wildungen, Kreishauptort	3 714	252—310
Freienhagen	755	418
Sachsenhausen	1 006	363
Waldeck	444	405
Alt-Wildungen	616	265—298
Züschen	641	247—263
Dörfer:		
Affoldern	235	195
Albertshausen	140	345
Alraft	140	288
Anraff	242	183
Armsfeld	284	370
Bergfreiheit	273	347—368
Bergheim	564	186—198
Berich	134	216
Böhne	286	288
Braunau	410	331
Bringhausen	370	212
Buhlen	99	219
Frebershausen	233	361—370
Gellershausen	418	274
Giflitz	306	196
Hemfurth	265	202—228
Hüddingen	140	398—406
Hundsdorf	279	455—468
Kleinern	415	239
Königshagen	306	300
Mandern	423	182
Mehlen	288	197
Netze	522	300
Odershausen	349	366
Reinhardshausen	230	314
Reitzenhagen	99	254
Wega	308	182
Wellen	420	181—192
N.-Werbe	231	241—252
O.-Werbe	122	278—293
6 Stadt- und 30 Dorfgemeinden.		

Die Einwohnerzahl betrug nach der Zählung von 1905:

im Kreise d. Twiste	16 343	Personen
„ „ „ Eisenbergs	17 919	„
„ „ „ Eder	15 707	„
	49 969	„

3. Höhenlage einzelner Gehöfte, Mühlen, Quellen und sonstiger bedeutsamer Punkte (Abb. 144).

1. Kreis d. Twiste.

Haltest. d. B. Fischhaus	221 m
Försterei Frederinghſn	403 „
Gutshof Billinghſn	209 „
„ Bilstein	223 „
Domäne Büllinghſn	258 „
Ziegelei Gashohl	322 „
Gutsh. Georgenhof	318 „
„ Kappel	296 „
Mühle Kappel	228 „
„ Kroneiche	402 „
Gutsh. Laubach	255 „
„ Leferinghſn	202 „
„ Leiborn	291 „
„ Mahlberg	310 „
„ O. Gembeck	384 „
Orpequelle	297 „
Gutsh. Rocklinghſn	287 „
Schloß Rhoden	315 „

2. Kreis d. Eisenbergs.

Alte Wiese	390 m
Diemelquelle	680 „
Dommelhaus	612 „
Berg Hagen b. Stormbr. △	500 „
Dom. Dingeringhſn	375 „
Gehöft Eschenbeck	380 „
Forsth. Faust	360 m
Kirchen-Ruine Esbeck b. Adorf	450 „
Gehöft in der Goldbeck	425 „
Gutsh. Hermannshof	452 „
Die Hoppernhöfe b. Willingen	580 „
Gutsh. Rhed	327 „
Schloß Reckenberg	280 „
„ Lichtenfels	375 „
Oberförsterei Stryck	594 „
Stift Schaken	381 „
Twistequellen	304 „
Gutsh. Zollhaus	467 „

3. Kreis d. Eder.

Gut Dülfershof	495 m
Gutshof Gershausen	332 „
„ Höhnscheid	350 „
Sachsenhäuser Warte	404 „
Domäne Selbach	300 „
Oberf. Netzer Tiergarten	338 „
Schloß Waldeck	422 „
Hof d. Schlosses Friedrichstein	305 „
Neue Mühle b. B. Wildungen	207 „
Braunauer Warte	380 „
Viktorquelle	302 „
Helenenquelle	268 „

4. Die Höhen einiger Berge.

Hegekopf	843 m	Aschkuppe	639 m
Ettelsberg	838 „	Traddel	624 „
Hoher Pön	770 „	Auenberg	613 „
Kahler Pön	707 „	Quernst	568 „
Dommel	738 „	Homberg	521 „
Widdehagen	635 „	Stirn	476 „
Eisenberg b. Corb.	562 „	Michelskopf	428 „
Kroneiche	402 „	Johanneskopf	330 „
Quast	382 „		

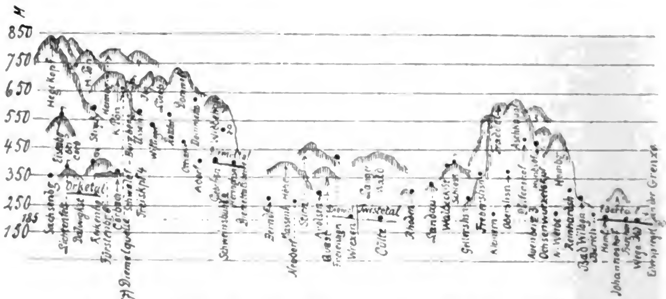


Abb. 144. Höhen-Darstellung waldeckischer Orte, Berge und Flußläufe.

Zweiter Teil.

Das Volk und seine Sprache.

Von Dr. Ernst Löwe.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Sprache, schön und wunderbar,
Ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mirs doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Max v. Schenkendorf.

Das Waldecker Land liegt zwischen Westfalen und Niederhessen, im Flußgebiete der Diemel und Eder. Im hochgelegenen Westen ragen die östlichsten Kuppen des rheinischen Schiefergebirges auf, sie senken sich im mittleren Teile des Landes unter sanft ansteigende Zechstein- und Sandsteinhöhen hinab, von denen man an der Ostgrenze des Fürstentums weit hinein in die hessische Senke mit ihren charakteristischen Basaltkegeln schaut.

Wie durch Waldeck der Grenzgürtel zweier großen geographischen Gebiete verläuft, so stoßen auch in unserem Lande zwei deutsche Volksstämme, zwei große Sprachgebiete zusammen. Der größere Nordwesten steht dem kleineren Südosten gegenüber. Dort Niederdeutsche, Sachsen, hier Mitteldeutsche, Chatten; dort der niederdeutsche waldeckisch-westfälische Dialekt, hier die fränkische, chattische Mundart.

Die niederdeutschen Bewohner Waldecks sind Nachkommen der Cherusker, deren Name seit dem 3. Jahrhundert nach Christus dem der Sachsen Platz macht. Der alte Sachsenname lebt noch bei uns in Sachsenberg und Sachsenhausen fort. Diese Städte bezeichnen ungefähr die Südgrenze des niederdeutschen Sprachgebiets in Waldeck.

Südlich von dieser sich an keine natürlichen Grenzen haltenden Linie sitzen Nachkommen der Chatten, die sich bis heute rühmen können, seit einer Zeit von mehr als zweitausend Jahren niemals ihre alten Stammsitze

verlassen zu haben. Wie die Cherusker in dem großen Bunde der Sachsen, so gingen die Chatten später in den Franken auf.

Zur Zeit, als den Franken das Christentum gepredigt wurde, war der Büraberg an der Südostgrenze unseres Landes, der noch heute Reste einer siebenfachen Umwallung zeigt, ein Hauptstützpunkt und heiliger Ort der Chatten. Seine Burg beherrschte das Elbe- und Edertal, die Straßen zum Sachsenlande. Und dort im Norden, wiederum an der Grenze des Fürstentums, schaute die ragende Eresburg manchmal auf das Kriegsgetümmel wilder Sachsen hinab, die ihre Freiheit gegen den mächtigen Frankenkönig verteidigten.

Nachdem Karl der Große die Sachsen endgültig besiegt hatte, verleibte er einen breiten Strich Sachsenland von der Diemel bis zur Eder, zu dem das niederdeutsche Gebiet unseres Landes gehörte, als Grenzmark dem großen Hessengau ein. So waren schon damals beide Teile des Fürstentums unter einer Herrschaft, den chattischen Grafen oder Herzögen, vereinigt, bis schließlich der große Gau nach dem Erlöschen der alteingesessenen fränkischen Herzöge um 940 wiederum zerfiel und allmählich in viele kleine weltliche und geistliche Gebiete zersplitterte.

In den unruhigen Zeiten des ersten Jahrtausends nach Christus hat sicher die Stammesgrenze zwischen Sachsen und Franken manche Verschiebungen erfahren. Mit Recht wohl hat man angenommen, daß die Sachsen und Franken abwechselnd mehr oder minder erfolgreiche Vorstöße in ihrer Nachbarn Gebiet machten. Besonders häufig haben wahrscheinlich solche Grenzverschiebungen in Waldeck und Hessen stattgefunden, wo eine durchgehende natürliche Grenze fehlt, wie sie im Westen der waldige, breite Kamm des Rothaargebirges bot und noch heute bietet.

Die heutige Sprach- und Stammesgrenze bildet eine schwach s-förmige, in ostnordöstlicher Richtung verlaufende Linie, die also dieselbe Richtung einhält wie die große Grenzlinie von Aachen bis Posen, die das niederdeutsche Sprachgebiet vom mittel- und hochdeutsch redenden Deuschland trennt. Die südlichsten sächsischen Orte unseres Gebietes sind: Münden, Dalwigkstal, Buchenberg, Kirchlotheim, Asel, Basdorf, Oberwerbe, Sachsenhausen und Freienhagen. Im Kreise Wolfhagen läuft die Sprachgrenze auf der Wasserscheide zwischen Diemel und Eder weiter nach Osten. Alle Orte, die südlich dieser Linie liegen, sprechen hochdeutsch, oder besser mitteldeutsch. So sagt man in Niederwerbe für „ich habe, Kirche, Wasser, Mädchen, Zeit“: ech hon, Kerche, Wosser, Määchen, Zitt; doch schon in

dem nur 20 Minuten entfernten Oberwerbe heißen die Wörter: ikk hawe, Kirke, Waater, Määken, Tit. Einzelne Formen können auch aus einem Sprachgebiet in das andere gelangen. So z. B. hört man in dem sächsischen Oberwerbe statt Aske (Asche) und Waske (Wäsche) die entsprechenden fränkischen Formen Äsche und Wäsche. Dörfer mit ausgesprochenem Sprachgemisch gibt es jedoch nicht; die Sprachgrenze ist hier, wie überhaupt zwischen Elbe und Rhein, eine scharfe Trennungslinie.

Die niederdeutsche Mundart Waldecks gehört mit der Sprache des nördlichen Hessen eng zu der großen westfälischen Sprachgruppe, die dem Nordsächsischen im Osten und dem Niederfränkischen im Westen gegenüber steht. Das Waldeckisch-Westfälische ist in letzter Zeit von Sprachgelehrten eifrig durchforscht worden, da seine Laute im Verhältnis zu den anderen niederdeutschen Dialekten recht alt sind und deshalb der Sprachgeschichte manch wichtigen Aufschluß geben können. Die waldeckisch-westfälische Sprachgruppe unterscheidet sich vom Nordsächsischen, von Einzelheiten abgesehen, vor allem durch den großen Reichtum ihrer Vokale und Diphthonge. Dieser Mannigfaltigkeit der Laute verdankt die Mundart Waldecks ihren Wohlklang, der beim Vergleiche mit dem chattischen Dialekt im Süden des Landes sofort scharf hervortritt. Nicht nur haben wir, wie in der Schriftsprache, drei Diphthonge, ai (ei) au und oi (äu, eu), sondern acht steigende und drei fallende Doppellaute: ai, ę̣i, au, ou, oü, ẹ̄i, oū, oǖ; ie, uo, üö.[1])

Die waldeckische Mundart hat aber auch ihre Eigentümlichkeiten dem westfälischen Dialekt gegenüber, und es sind ihrer so viele, daß man das Waldeckische nicht zu einer Untermundart des Westfälischen machen kann, sondern es als selbständige Mundart auffassen muß. Das sch in Wörtern wie Schaf, Schaum bildet im Hochdeutschen wie im Nordsächsischen einen einheitlichen Laut, im Westfälischen und Waldeckischen ist er jedoch alter Doppellaut geblieben. Während das sch in Westfalen noch wie ß + ch (ch wie in „ach") ausgesprochen wird, lautet es im Waldeckischen sch (breiter Zischlaut) + ch (ach-Laut). Das s in Wörtern wie Sonne und sein ist in Westfalen stimmlos, im Waldeckischen stimmhaft: Sune, sͤin. In Westfalen wird das g in Wörtern wie Gast, Glas als ach-Laut gesprochen, während das Waldeckische mit dem Hochdeutschen geht. Westfälisch heißt „ich bin: ik sin, waldeckisch: ick sͤi. — Im Westfälischen

1) Zu Grunde gelegt ist der Adorfer Dialekt.

hat das persönliche Fürwort in der 1. und 2. Person Singularis den Accusativ verloren, im Waldeckischen ist er als mik und dik neben den Dativen m^{e}ī und d^{e}ī erhalten. Auch die Vorsilbe ge- des Participiums Präteriti ist im Westfälischen geschwunden, im Waldeckischen als ĕ erhalten: westfälisch talt „gezählt“, waldeckisch ^{e}talt.

Die niederdeutsche waldeckische Mundart zerfällt in drei Untermundarten, die Südmundart (Corbach), die Nordwestmundart (Adorf) und die Nordostmundart (Rhoden). Diese drei Untermundarten können wir natürlich nur nach einigen ihnen eigentümlichen Merkmalen unterscheiden. Für viele Lauterscheinungen sind diese scharfen Grenzen nicht da. Ganz genaue Scheidelinien lassen sich meistens nur für das Verbreitungsgebiet eines Vokals oder Konsonanten in einem Worte darstellen. Die Gebiete der Varietäten des u in dem Worte Fuß (gotisch fōtus) geben uns die ungefähren Grenzlinien der drei Untermundarten an. Das Wort Fuß heißt Foot in einem Gebiete, das im Süden von der Sprachgrenze, im Norden von den Orten Goddelsheim, Immighausen, Obernburg, Alraft und Sachsenhausen begrenzt wird. Außerdem findet sich dieses lange ō in einem schmalen Streifen im Norden, der die Orte Vasbeck, Gembeck, Mühlhausen, Twiste, Braunsen, Lütersheim und Volkhardinghausen umfaßt; endlich auch in der Stadt Rhoden. Faut wird gesprochen in einem zweiten größeren Gebiete, das sich nördlich bis nach Nerdar, Rhena, Berndorf, Elleringhausen und Freienhagen hin erstreckt und auch das Kirchspiel Usseln, d. h. das Upland, umfaßt. Fout (offenes o wie in doch) wird in der Adorfer Gegend, den Kirchspielen Eimelrod, Heringhausen, Adorf, Flechtdorf und dem Filialdorf Helmscheid gesprochen. Endlich lautet das Wort Fout (geschlossenes o wie in Gebot) im Nordosten, nördlich von dem Gebiete Vasbeck-Volkhardinghausen. — Der größere Teil des Landes fällt der Südmundart, die Adorfer Gegend der Nordwestmundart, die Gegend von Rhoden mit dem oben umschriebenen Streifen der Nordostmundart zu.

Außer dem u in „Fuß“ lassen sich die Abarten des alten ai (z. B. zwei oder Eiche) auf die drei Untermundarten verteilen. Im Süden heißt z. B. „zwei“ twai, im Nordwesten twäi, im Nordosten mit Ausnahme des erwähnten Streifens und der Stadt Rhoden twei, in der eben genannten Gegend und Stadt twē. — In der Adorfer Gegend heißt „suchen“: soüken, im Süden soiken, im Nordosten: söökcn. Der Umlaut von au, wie z. B. in „Bäume“, heißt im ganzen Norden ai (Baime), im Süden aü (Baüme), ähnlich wie im Hochdeutschen.

Kleinere Bezirke, die ihre besonderen Spracheigentümlichkeiten haben, sind das Upland und die Gegend von Herbsen mit Hörla und Schmillinghausen. So heißt z. B. das Adverb „bald" in ganz Waldeck „bale", nur im Uplande wird „balde" gesprochen. Das Upland und besonders der Ort Willingen hat die engsten Beziehungen zur westfälischen Mundart. So haben wir dort allein, gerade wie in Westfalen, im Anlaut von Wörtern wie „Schaf" s + ch anstatt sch + ch. Ebenso werden dort, ebenfalls wie im westlichen Nachbarlande, Wörter wie „Stein", „stoßen", „spielen" u. ä. stets mit ß und nicht mit dem breiteu Zischlaut sch ausgesprochen. Willingen geht mit Westfalen in Wörtern wie „Haus" und „du", die dort Hi^{u}s und di^{u} lauten, während sie sonst in Waldeck H^{o}us und d^{o}u heißen. Charakteristisch für diesen Grenzort ist auch m^{u}ik und r^{u}ik für m^{e}i und r^{e}ik „mir" und „reich". In „Brot" und „Gans" hat es sogar einen dreifachen Laut: „Breaut und Geaus". Für die Herbser Mundart ist ein helles langes a hervorzuheben, das in Wörtern wie „breit, Kleid, allein"; „Bäume und träumen" erscheint.

Charakteristisch für die niederdeutsche Mundart Waldecks sind noch folgende Erscheinungen. Viele Verben, die im Hochdeutschen stark sind, werden bei uns schwach konjugiert z. B. lesen: lā̆sen, Prät. li^{e}ste; bleiben: bl^{e}iben, blīfte; schreiben; schr^{e}iben, schrīfte. Das r fällt in einigen Wörtern aus: ēste (erste); Fi^{e}ste (Ferse); di^{e}sken (dreschen); Fu^{o}st kann „Forst" und „Frost" heißen. Oft wechselt das r auch seinen Platz mit dem Nachbarvokal: draf (darf); dröwen (dürfen); fröchten (fürchten).

Innerhalb des Gebietes ist eine Grenzlinie von Wichtigkeit, die ungefähr von Alleringhausen im Westen bis Landau im Osten läuft. Nördlich von dieser Linie heißt die Pluralendung des Präsens — et, südlich davon — en: w^{e}i halet, mir halen, wir halten. Wie das eben herangezogene Beispiel zeigt, heißt das Fürwort „wir" nördlich dieser Grenzscheide w^{e}i, südlich davon mir. Im Norden heißt „heute" dündäch, im Süden: hüdde oder hödde. Ebenso spricht man dort für „wie" bū, hier wī.

Diese sprachliche Grenzscheide, die im Allgemeinen mit der Wasserscheide zwischen Diemel und Eder zusammenfällt, ist vielleicht nicht ohne Bedeutung für die Urgeschichte unseres Gebiets.

Der mitteldeutsche Dialekt, der in Waldeck südlich der Sprachgrenze gesprochen wird, gehört dem großen chattischen Sprachgebiet an. Dieses erstreckt sich von den nördlichsten Grenzstädten Zierenberg, Münden, Witzenhausen nach Süden bis Klingenberg am Main, Darmstadt und

Boppard am Rhein und umfaßt im wesentlichen die Flußgebiete der Fulda, der Lahn, der unteren und mittleren Werra sowie den Unterlauf des Mains.

Der Unterschied des chattisch-fränkischen Dialekts zum Niederdeutschen liegt, wie überhaupt der des Hochdeutschen zum Plattdeutschen, auf dem Gebiete des Konsonantismus. Während das Niederdeutsche im Allgemeinen die alten westgermanischen Konsonanten unverändert bewahrt hat, haben die mittel- und hochdeutschen Mundarten in althochdeutscher Zeit (500—600 n. Chr.) manche von ihnen verschoben. Stellen wir einige Beispiele aus dem nd. waldeckischen Dialekt und der heutigen Schriftsprache, die ja im wesentlichen mitteldeutsch ist, nebeneinander. t > z: gotisch hairto > wald. hierte, Herz; k > ch: gotisch wakan, wald. wäken, wachen; p > f: gotisch slêpan, wald. schlapen, schlafen, u. a. m.

Diese Weiterentwicklung der alten Konsonanten ist im Hochdeutschen am weitesten fortgeschritten, im Mitteldeutschen jedoch, und besonders im Niederhessischen hat sie nur langsam Fortschritte gemacht, ja ist heute noch nicht ganz zum Abschluß gekommen. Das ganze chattische Sprachgebiet unterscheidet sich eben von Thüringen und Ostfranken vor allem dadurch, daß es das p in Perd, Kop beibehalten hat, während es dort zu f (Ferd, Kopf), hier zu pf (Pferd, Kopf) verschoben erscheint. Noch konservativer als das Chattisch-Fränkische ist das Rheinfränkische, seine westliche Nachbarmundart, geblieben. Hier heißt es noch, wie im Niederdeutschen: Hof, Waif, Wif, dort weiterverschoben: Hob, Waib, Wib. Daß die Lautverschiebung in Niederhessen erst spät zur Durchführung gekommen ist, erkennt man an einigen Ortsnamen. Nach den Urkunden des Klosters Kaufungen schrieb man für Zwehren (bei Cassel) bis 1527 stets Twern, ebenso schrieben die Wildunger Stadtschreiber bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Twesten statt Zwesten. Namen wie Hettenhausen, Hettensee (bei Wildungen), Hattenhausen neben Hatzfeld sowie Wörter wie Didde (Diese), Schtrotte (Luftöhre) und Schnute (Schnauze) beweisen dasselbe.

Von den sechs chattischen Untermundarten kommen zwei, und zwar die nördlichsten, für uns in Betracht: das Niederhessische und das Oberhessische. Das Niederhessische, die Sprache des chattischen Kernlandes, umfaßt die Flußgebiete der unteren Eder (der Werra nur zum Teil) und Fulda; das Oberhessische wird an der oberen Eder und Lahn gesprochen. Die Scheidelinie zwischen beiden wird im Norden durch die westliche Grenze des waldeckischen Ederkreises gebildet und läuft über das alte Grenzgebirge

zwischen Ober- und Niederhessen, den Spieß, bis in die Gegend von Alsfeld. Demnach gehört der mitteldeutsch redende Ederkreis ganz dem Niederhessischen an, während die beiden Orte Sachsenberg und Neukirchen dem Gebiete der oberhessischen Untermundart zuzurechnen sind.

Das Niederhessische ist einer der ältesten mitteldeutschen Dialekte, es ist im Allgemeinen auf der mittelhochdeutschen Stufe (1100—1500) stehen geblieben. Mîn Hus (mein Haus) ist durchaus mittelhochdeutsch. Durch sächsische Nachbarschaft vielleicht beeinflußt, hat es echt chattische Eigenarten, wie z. B. den Ausfall des n im Infinitiv der Verben (laufe)[1]) und die ausgedehnte Nasalierung der Vokale vermieden. Es steht zwischen Platt- und Hochdeutsch.

Luther sagte einst recht bezeichnend in einer seiner Tischreden: „Falls er irgend einer Mundart den Vorzug geben solle, so wäre es das Niederhessische an der Fulda und Edder."

Charakteristisch für das Hessische sind folgende Erscheinungen. Altes b für f (scheib, Hob = schief, Hof). Im Inlaut wird es zu w: Hafer = Hawer. Lautgerecht ist altes ch für niederdeutsches k: lech (leck), Marcht (Markt); auch Musich (Musik). Anlautende d wie b haben sich bewahrt: Disch (Tisch), Duch (Tuch); burzeln (purzeln). Doch Pund und Perd.

Dem Niederhessischen eigentümlich ist auch ein auffallendes d-haltiges r zwischen Vokalen, das auf germanisches th (englischer Laut!) zurückgeht. Man hebt die Zunge dabei bis zur d-Stellung, ohne sie jedoch ganz so weit nach vorn gelangen zu lassen. In der Stadt Wildungen hat sich dieses rh, wie wir es bezeichnen wollen, zu einem wirklichen r entwickelt, während es in den Dörfern noch rein gesprochen wird. Beispiele: laarhen (laden), lairhen (leiden), wirhe (wieder), Brurher (Bruder, engl. brother). Sogar in Wörter mit t ist dieses rh eingedrungen. Lairhe (Leute); hirhe (heute). Bemerkenswert ist ferner das Einschieben von k in Wörtern wie Zikt (Zit, Zeit), uks (aus), Muks (Maus), Iks (Eis). Dieses k ist besonders charakteristisch für Wildungen mit seiner nördlichen Umgebung. Es kommt in einem Landstrich von Wildungen bis Aula vor. Auch im Rheinfränkischen erscheint es, so hört man in Köln sogar Zick für Zeit.

Die Vokale haben sich, wie gesagt, nicht weit vom mittelhochdeutschen Lautstand entfernt. Die Diphthonge sind nicht zahlreich, oi (eu, äu) gibt

1) Nördlich der Linie Borken-Hersfeld bleibt das auslautende n erhalten.

es bei uns überhaupt nicht; ebenso steht meistens i für ü und e für ö. Das ö ist allerdings für die Walddörfer im südwestlichen Ederkreis der charakteristische Laut, den sie mit dem südlich und östlich an unser Gebiet grenzenden Oberhessischen, besonders der Schwälmer Mundart, gemein haben, z. B. öö = auch. — Das i und das e sind die hervorstechendsten Laute des Ederdialekts. Man bemerke das Wuchern des e in dem folgenden Satze: „Wellem, wedde merhe Beeren blecken?" der doch schon im Schriftdeutschen abwechslungsreicher heißt: „Wilhelm, willst du mit, Beeren pflücken?" Der Mangel an Vokalabarten, das Fehlen von stimmhaften Konsonanten, die Breite und Härte der chattischen Laute bilden einen scharfen Kontrast zum Wohlklang des Westfälisch-Waldeckischen.

Das Oberhessische unterscheidet sich vom Niederhessischen durch seine größere Mannigfaltigkeit der Vokale und Diphthonge sowie das Weiterschreiten des Lautstandes zur neuhochdeutschen Stufe. Es heißt also nicht mehr min Hus, sondern main Haus.

Die urkundlichen Aufzeichnungen in deutscher Sprache beginnen in Waldeck mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Die niederdeutsch geschriebenen Quellen geben jedoch keinen Aufschluß über die Entwicklung der Mundart, da ihre Sprache stets ein Gemisch von Mitteldeutsch und nordsächsischem Niederdeutsch ist. Sie wurden in einer sich an die Kanzleisprache der nordsächsischen und westfälischen Höfe und Städte anlehnenden Sprache geschrieben, die nicht einmal so alt ist, als der noch heute in Waldeck gesprochene Dialekt. Die Sprachformen der Urkunden wurden auch nur geschrieben und gelesen, nicht aber gesprochen. Auch die Schriftsprache, deren sich die Bürger in den Städten befleißigten, war konventionell, der Mundart jedoch angenähert. Im Hochmittelalter hatte es bereits eine allgemein gültige Schriftsprache gegeben. Auf dem Boden des hohenstaufischen Schwabenlandes erwachsen, war sie durch die Poesie in ganz Deutschland verbreitet worden. Als die mittelhochdeutsche Dichtung im 14. Jahrhundert dahinwelkte, zerfiel auch die Schriftsprache wieder; sie wurde ein Gemisch aus verschiedenen Dialekten, unter denen sich nun die Mundart der Gegend besonders wieder breit machte, in der die einzelnen Quellen geschrieben wurden. Aus dieser Zeit der Verwilderung der deutschen Schriftsprache stammen die beiden Proben der waldeckischen Bürgersprache des späten Mittelalters. Beide geben zugleich ein anschauliches Bild aus dem Gerichtsleben der damaligen Zeit. Das Corbacher Schriftstück, das ca. 100 Jahre älter als das Wildunger ist, zeigt noch

nicht die gesteigerte Verwilderung der Rechtschreibung, die in dem letzteren, hart am Ende des Mittelalters verfaßten hervortritt. Dieses wurde auch nicht mit Überlegung ausgearbeitet, sondern vom Schreiber während des Verhörs unmittelbar nach den Aussagen der Gegner niedergeschrieben. Der mangelhafte Satzbau zeigt das auf den ersten Blick. Beide Stücke sind bisher noch nicht veröffentlicht gewesen.

Bestimmung über die Einsetzung des gräflichen Stadtrichters zu Corbach, aus dem sogen. Stadtprotokoll 1434:

Item alse de Hern von demme lande eynen nigen Richter Bynnen Corbeke setten willen, den sollen ere ouirsten Amptlude vur den Rait upp dat Raithuß, alse se Jn eren stolen sitten, brengen vnnd presenteren, alse dat et wille sih der Hern vorg., unde also dan so sall de Richter Jn truwen Reden to der von Corbeke hant vnnd dar na to den heilgen sweren vur der taffelen, dat he dat Gerichte bynnen den steden Corbeke vnde in demm Raithuse, dar dat gewontlik ist gewest, to Rechten richtetyden [1]) des dages Recht richten wille demm armen alse demme Ryken, so en witte vnnd synne leren, ane argelist, vnnd sal alse dann schenken, dem Borgermeister eyn gulden to eynem par hosen, vnnd er en darff man siner nicht entphan vur eynen Richter. — Item de selbe Richter sal auk richten vor den doren to Corbeke, [2]) wilche gerichte emme geboren to Richtende, wann des noit ist.

Ein Niederwildunger Gerichtsprotokoll. 1523.

Anno domini 1523 vff Sctã walborien der heilligen jungfrauwe obet. (Abend.)

Item ist czu wissen daß junghen Snye (Schnee) mit sinem anhange vff datum vt supra Bewilliget hoit eyn gerichte czu wildungen vff dem raidhuße vor denne Ersamen Scholtheiß, [3]) Borgemister vnd raidt vnd sich beclaget etlicher scheltworte halben, williche worte gereidt sale haben jacob crafft vnd sin Eliche hussfrauwe, willich dan ist ann gestalt vnd volmechtig ann den Ersamen Scholtheiß Borgemister und raidt jn der gude eyn grundlichen scheit (Entscheid) czusgen (zwischen) beiden parthigen czu machen. Dar vff sprichet Scholthiß Borgemister vnd raidt eyn grundlichen vnforbrochlichen scheit, Allszo als jacob crafft steyt vor gerichte vnd spricht vor sich vnd vor sine hussfraü, hee habe snye vnd sine[n] an-

1) Gerichtszeiten. 2) D. h. im Freigericht. 3) Scholze für Schulze ist eine speziell fränkisch-hessische Form.

nehangk nit geschulden vnd wolde sie node schelden vnd wisssze nit anders von ene dan alsz von frommen luden; dar vff erkennt Scholthisz Borgemister vnd raidt einszsige der parthigen genügsam czu eren Eren: Desz sal forter gelden (bezahlen) jacob crafft die fünff schillinge czu dem gerichte vnd den knechten eren loin, vnd soln dar mit grundlich gescheiden sin; vnd wer einsz sache, das jmant vnder den parthigen sullichen scheit briche, der Sal vorfaillen sin den hern vnd der stat mit funff punden (vnd dem raidte eyn fertel winsz).[1])

Sprachproben.[2])

I. Niederdeutsch.

Die niederdeutschen Proben sind in drei Gruppen geteilt. Die erste enthält Proben der Nordost-Mundart, die zweite gehört der Nordwest-Mundart an und die dritte der Süd-Mundart.

En ganz lichtferrig tweisilwig Rötsel.

Dat eiste kann me olzen nit
für luter Bäumen sehn,
duch mag ik in der Summerhitt'
gärn drinn spazeren gehn.

1) Die eingeklammerten Worte waren vom Schreiber nachträglich wieder gestrichen worden.

2) Die Quellen, aus denen diese Proben entnommen wurden, sind:

De Papollere. En Blad ter Veränderunge, für Frünge der plattdütsken Sproke. Ut dem Volksliäwen von Ph. Wille. Mengeringhausen, Weigel 1859—60.

Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck. Märchen, Sagen, Volksreime, Rätsel, Sprichwörter, Aberglauben, Sitten und Gebräuche, nebst einem Idiotikon. Von L. Curtze. Arolsen, Speyer 1860.

Papolleren un Kramenzen. Ollerhand Riggemären un alle Geschichten in Plattdütschk ut dem Waldeggeschken un der Ümmegiegend gesammelt van Philipp Reuber. Arolsen, Speyer 1891.

De graute Klocke. Plattdütschke Chronik vam Johre 1893 mit Gedichten un Geschichten in Platt- und Ederdütschk rc. von Philipp Reuber. Mengeringhausen, Weigel 1893.

Aus einer kleinen Stadt (=Wildungen). Ernste und heitere Geschichten von Esther Brook (Chr. Fleischhauer). I. Teil. Bad Wildungen, Conr. Hundt. o. J.

Schwarz-Rot-Gold. Waldeckisches Heimatsbuch von Chr. Fleischhauer, Lehrer in Bergheim. II. Teil: Heimatkunde. Bad Wildungen, E. Funk. 1907.

Waldeckisches Wörterbuch nebst Dialektproben gesammelt von Karl Bauer. Herausgegeben von Hermann Collitz, Professor (Wörterbücher. Herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. Bd. IV). Norden und Leipzig 1902. XXV + 320 S. Das wichtigste Werk über den niederdeutschen Dialekt in Waldeck, mit Abhandlungen und Sprachproben.

En jeidet Hus vam twidden hit
veer Stück un olz' auf meih,
wenn du se olle sehen witt,
sühst jümmer twei or drei.

Dat Ganze is en dütschket Land,
twors klein, duch't kleinste nit,
un auf as Schluot is't wul bekannt,
dat süht me nach sau wied.

Nennst du dat Ganze fix un schlank,
sast du et auk glief sehn,
un in dem eist' dat twidde lang
mit mi spazeren gehn! —

Aus „Papolleren un Kramenzen".

„Zunt blögget min Weiten."

Wänn de olle Pastour S., de in Mengerkusen selig gestuorwen is un tiedlebens für en gudden Schoulmeister bekannt wor, in der Schoule up dat Kapitel „Schadenfreude" te sprieken kam, vertallte hei jümmer düse Geschichte: In W. brannte mol nem Bürger sin wacker Hous aff; ols nu de Flamme sou hauch giggen den Himmel schloug, krieschken de Wiewere für Angest, wat se konnten. En Timmermann äwer stund derbie und lachede. Hei siägte: „Zunt blögget min Weiten." Kaum wor dat Wort ut sinem Mule, do feil hei up dem Glattiese un terbrak en Bein. Do blöggede dem Doktor sin Weiten. Ols dat nigge Hous upgerichtet wor, konnte use Timmermann tem eisten Mole wieder en wennig up sinem terbrukenen Beine ümherhumpeln.

Aus „De graute Klocke."

Miülhüsiff.

Belährunge. Jouest, kumm 'mol do 'runder, ik will die en Viugelsnest wiesen.

Wat is der dann inne?

Eggerkens, drei!

Jiä?

Du moßter äwwer nit in ömen (hauchen), süss' vergieddet' (verläßt) de Alle; drawwester auk nit biem Jätten von schwatzen, süss' kummeter de Kraminzelen (kleine Ameisen) in.

Aus „De Papollere" 1860.

Entstehung des Fleckens Adorf. (Adorf.)

Et sied jümmer so bestimmte Stellen do't spoüket, während me up anderen Feldmarken niemols wot von Gespenstern or dergliecken soüht. Ene sülke verdächtige Stelle es auk „Up den Pöhlen" un im „Witten Buorne". Nacht vür Nacht kann me do helle un dunkle Gestalten rümme husken[1]) sehn.

Ener allen Sage noh sall up den Pöhlen vür langer, langer Tied ene Stadt estohn hawen, de hät en gar kuorten Namen von einem Boukstaben ehat. Se hät „Stadt A" eheiten.

Bekanntlik is up den Pöhlen en grauten Diek. De is eber wol froüher nach grötter, so graut ose dat ganze Pöhlen ewest. De Hüser von der Stadt hat im Water up Pöhlen estohn. Drumm het et auk zunter nach „Up den Pöhlen". An de Hüser konnte me blos up langen, schmalen Brüggen heran kummen, de des Nachts wiäg enommen woren, so dat de Bewohner jür Fienden un willen Deeren ziemlik secker woren.

In ennen drügen Johre is aber emmol de ganze See utedrüget, so dat de Hüser skuzlos woren un den Mensken nit emmol Water toum drinken hadden. Do hat se etwas deeper im „Witten Buorne", do en Water-Spring is, enen kleinen Diek anelegt. Düse Stelle is hüdigen Dages nach sichtbar, of glief dusend or mei Johre drüber vergohn sit. In düsem drügen Johre is de ganze Stadt A dür Fiende vernichtet. De wennigen Mensken, de dat Leben erreddet hadden, hat sik dann ungen an der Wiesegrund ene Ansiedelunge bugget. Ueme nit wiedder an Watermangel te lieden, wor se so anelegt, dat de Bicke midden dür fleeten moßte, un auk nit afedämmet weren konnte. Der Ansidelunge gaf me den Namen „Dorp A", borut späder Adorp eworen is. Se lag genau an der Stelle, do zunter de Burg steit. Dat este wor de Ansidelunge mit enem hauchen starken Pohltuhne in 'efaßet. In späderen Johren is ene Müre drümme bugget. Davon is zunter auk nit vill mei do. Denn wann Künnige un Fürsten över en Land wachet, brukeт me sülke Skuzwehren nit.[2])

Nach H. Preising. Corbacher Zeitung.

De Paltrock.

Et leet sik en Bure en Paltrock maken
Van siwwentehn Ellen,
Van siwwentehn Ellen
Leet he en sik maken.

---

1) sk = sch + ch. 2) Sämtliche niederd. Volksreime und Rätsel sind in der Adorfer Untermundart abgefaßt.

Un ase de Paltrock färrig was,
Do gung he, do stund he
Bi Elsken im Gras.

„Ach leewe, leewe Elsken min,
Du saßt et mi sägen,
Wu Paltrock stett mi!" —

„„Sall ick et di sägen,
Wu Paltrock stett di? —
Et is jo van ungene
Bit oben ein Schlüpp!""

„Un is't dänn van ungen
Bit oben en Schlüpp, —
Ase will ik en bringen,
Dem Schnieder Jipp." —

„Ach leewe, leewe Schnieder min,
Du häst ne verdorwen
Den Paltrock min!" —

„„Haw' ik di verdorwen
Den Paltrock din? —
Ik haw' en geschnidden
Biem Mondenschien."" —

„Häst Du ne verdorwen
Im Mondenschien,
Ase saßt ne betahlen
Im Sunnenschien!" —

„„Sall ik ne betahlen
Im Sunnenschien,
Ase sall jo de Düwel
En Schnieder sien!"" —

„De graute Klocke".

De Voß, de Aape un de Wulf. (Uffeln.)

Et was emmool en Voß, de kaam noo enner allen Aape. Osse hei nuu merked hadde, dat sei Junge hädde, sägde hai: „Au, Aappewaase,

wiiset mii dach emmol jugge kliinen Kingerken.“ Osse hai de nuu sehn hadde, sägde hai — et woor en rechten Muulschwätzer —· „Ach, wat siid dat leewe Kingerken!“ und heet de Alle jümmer Waase, un de Kleenen Veddere. Dat gefeel der Allen, un sai gaaf emme olles Gudde, wat sai imme Huuse hadde te fretten. Osse hai sick nuu wot Ächtet te Gemäude soort hadde, ging hai wechen un kaam bii ennen Wulf, dem vertallte hai Alles. Osse nuu de Voß wechen'e gohn woor, ging hai auk hinne un sägde, osse hai de kleenen Aapen 'e sehn hadde: datt seeb je Dingere osse junge Düüwels! Osse datt de Alle hoorte schlaug se emme mit dem Bessmenstille dat Fell full.

L. Curtze, Volksüberlieferungen.

Willgen. (Mundart von Willingen.)

Willgen ise änne Dorp vanne achtehundert Seelen unne ligget imme Upplange tüschken greauten Bergen. De Sprooke inne dümme Dorpe is, ose de Usselschken säget, dat grüöweste inne deme Amte Isenberge. Kenne Beaum wässet imme Dorpe, Tiuseln had se geneaug, dat Breaud möttet ville kieupen. Ett sied änne dörtigh Daage, ose ik inne dümme Dorpe änne greaut Mann soh, de was beuse; hei saat uppeme Stiaule, fliaukede unne säde: Dat söll Jih nitte daun, edder änne Diunnerkiele sall Juch stiautene! Seau? reep änne Wiwes-Deer, dat was sin Süster, mih hört datte Hius, unde hei sall eauk hie sin osse inne ämme Kliaustere. Dat sall änne Woort sin, wanne Juch eauk Jugge Fleausen had. Hei is änne grüesam guud Mann.

Gooh Jih nitte riuter! Wei'te nitte briuket, de kanne wachten; inne diusend Dagen is et better. Dann verbernt de Kingere uppeme Austerkoppe bie Usselen Strauh unde maket uppe dümme Berge änn unwoise Füür an, ter Ehre unses lewen Herr Christ. Haalt Meul! säde änne greaut Kärel, änne gruow Beure, de heu did rouiden. Eau noi! reep dat Deer, dat soide saat, kummet hoyr, woui wüllt uns Breaud schnoiden, what woui hie kroigene kunt. Edder will Jih änne Reuse, ik haww er soiwe vam minn Ellerpapen kriggen, unn kann se nitte breukene. Eau noi! ik will lewer ose änne Blome änne Häaun, Quirenkäuken (Eisenkuchen), Sültemäuse (Sauerbrei), Bäär in ämme Düppen.

Waldeckisches Wörterbuch.

II. Mitteldeutsch.

Behne. (Böhne.)

Kenn Platz es in der ganzen Wält,
Der so wie Behne me gefellt.
De Behnschen hon en guddes Fäld,
Do gets er au, die hon vell Gäld.
Do schinnt de Sunne besf' wie hie,
Die Quätschen wassen sonder Mih.
Do wesset Weisse, ach Herr je,
Wie in Hannover nimmermeh,
Se konn'en gar net alle bruchen,
Un essen doch so väle Kuchen.
Wer Behnsche Äppel hot geschmacht,
Der hot sin Lebdag dran gedacht,
Un Bähren hon se, ach so sieße,
Als kemen se us'n Paradiese.
In Behne gets au gar kenn Dreck;
Den hollen se alle von Netze wegk.
Jo, Behne es der erschte Ort,
Au Bärgkheim seid dazu kenn Wort.
Un wenn der beste Amtmann kem,
Kenn Behnscher duschete met em (en).
Wer net in Behne es geweist,
Der hot de Wält immesest bereist.
Nix ewer Behne, ganz geweß,
Es läwe Behne ungeren Keß!

Pastor H. W. Hagemann, geb. in Netze, gest. 1896 zu Bardowiek.
Schwarz-Rot-Gold II.

Vom Festemachen.
(N.-Wildungen.)

De Geschechte, de ech och verzellen well, hodd sech off d'r Aalenstoodt (Altenstadt-Alt-Wildungen) zugedraan. Nennen me den Festemacher Jakob un den angeren Hanjost. Noomen dun necks zur Sache. Also der Hanjost war sid undenklicher Zikt ewwer d'n Jakob sin'n Acker gefohren. Un' dos wull sech där nu net meh gefallen lossen. He verbott's den

Hanjost. Der kehrte sech awwer net droon un' fuhr ewwer d'n Acker veer wie noh un' noh wie veer. Na gudd. — Eimol au fehrt he den verborrenen Wegk un' wos meinet' de, off eimol steht d'r Wahn med d'n Päreu feste. D'r Hanjost fluchte un' schlugk off de Päre — 'z hulf necks. Gleise woren grore net do, d'r Weeg hebsch feste — — — Hm, sahd d'r Hanjost ver sech hen, hm, festegemacht; woorte nur, aaler Fringd. He gungk bie de Hecke, hollde sech so'n handsesten Reirel dorucks, gungk vorne bie de Gischel un' schlugk die merr'en Reirel verr'en Kopp, darr' es krachte. Eimol — zweimol — dreimol. Un' jeres Mol hull he ne Wgle[1]) stelle un' gogk no d'r Stoodt. Bie'n dretten Schlooge kom(b) einer de Stroße rob, brellte schon von weiren, he sull (sill) offeheeren med d'n Schlahn; un' dobie hull he sech den Kopp, der schond ganz bloe Belzen hadde. D'r Jakob wor'sch, den der Acker gehorte un der d'n Hanjost festegemacht hadde. Der frochte nur, ob he weirer fohren kinnte. Un' d'r Jakob rief, he sill nur fohren, so lange wie he will. D'r Wahn wor werre loose.

Nach Chr. Fleischhauer, Aus einer kleinen Stadt.

Eene So͡age[2]) vun der Jägerschborg.
(Hundsdorf.)

En Kiwweherte hiedete säine Kiwwe emol uff der Jägerschborg. Do soh he am Ranne des Schloßgo͡ardens ein hell leichtendens Fier. Aus Neischierigkeit ging he bie das Fier un soh nu, daß es en Gäldfier wo͡ar, bie demm en großer Hund log. Do demm Kiwweherten de Päise öüsgegenn wo͡ar, nohm he 'ne Kohle öüs demm Fiere un lehte se in denn Kopp. Do se schwinge wedder öüsgegenn wo͡ar, bochte he sech un wull noch eene kriggen, ewwer der Hund wulls net hon. — So mußte he säine Päise in de Käipe stoppen. Welch' Herfer krechte he am angeren Morgen, als in demm Koppe keene Kohle, sonnern en selwerner Päisenbeschlo͡ag lo͡ag.

F. Baake in „Schwarz-Rot-Gold" II.

Der Rett off der wellen Sau.
(Walddörfer.)

Hannord[3]) verzellt:

Do worr ech denn öh mol bestalt, de wellen Sogge äuis ären Nästern ze klappern. Ech mochte mech off de Bene on geng nöh Hemferth. Von

1) Das gl = stimmhafter Reibelaut und l. Ebenso Sugle, Säule, Mugl, Maul. Ähnlich Truym, Traum, Zuym, der Zaum und Zaun.

2) o͡a gleich ą. 3) Johann Arnold.

Drolsen komen de Jäger on brochten ganz gewaltige Hünne merre. Von do äuis mochten mä en'n Waald. Off enmol hüss'es: „Passet off, jetzt kemmet en großer Watze“. Onger ins Trewern (Treibern) wor öh en Kärle äuis Hemferth, der hüis Hannes — es vergeßt mä in min' ganzen Läwen net — der harre Üch so schewe Bene, daß mä met en Schäuiwekorn dringer derch fohren künnte. Hä woll sech sähn lonn on wehte met Hängen on Fissen. Ech dochte, der Watze sall dä dinne groren Glidder net zü Schannen mochen, mochte mech äuis den Ästen on kroff henger en Bosch, on dann dochte ech noch wos. „Was dochtest dä dann noch, Hannord?“ — Ech dochte: wenn ech en Watze wär, den Schewen woll ech schon kriggen. On was menste, Wegges,[1]) der Watze dachte öh wie ech. Mit enem Satze worr he bi'm Schewen, kroff'en zweschen den Benen derch un' nohm'en merre. Der Kärle feng en Gekresche an, ols stechte hä in'nem Mässer. Enner von den Jägeren rief hinger'm dren: „Honnes, wo wellste hen?“ Do rief hä: „Doos weeß nür de Sau!“

De Papollere 1859 (gekürzt).

Kinder- und Volksreime.[2])

1. In niederdeutscher Mundart.

Abzählreime.

1. Äppelken, Päppelken,
   Pih, Pah, Paff,
   Knible, Knable, Puff.

2. Eine kleine wite Baune
   Woll' gärne noh Engeland;
   Engeland wor toueschluoten,
   Un' de Schlüttel wor tebrouoken.
   Ein, twei, dree,
   Dou bist fri.

3. Eine, twei, dree,
   Hike dou hee,
   Hike dou Piäperkärn,

1) Tobias.

2) Sämtlich aus Bauer-Collitz mit Ausnahme der Reime aus Wildungen, die ich selbst aufgezeichnet habe.

Siwen Kingere iätet gärn,
Bäcker, back mi 'nen Kouken,
Ick will en Stück versöüken,
Tike, take, tak,
Keiser Jouseip, dou bist af.

4. Piter, Pater, Pikenstrick,
Siwen Katten schlougen sek
In'ner dunkeln Kammer
Mid'em blanken Hammer;
Eine kriget 'nen harten Schlag,
Dat se hinger der Döre lag.

Spielreime.

Ringelspiel.

5. Ringel Ringel Rouse,
Butter in der Douse,
Schmalt in dem Kasten,
Muorgen will we fasten,
Uöwermuorgen en Lämmeken schlachten,
Dat sall maken: Bäh!

Blindekuh.

6. Blingekou, bo witt'e hin?
„No Sassenhousen."
Wat witt'e dan do maken?
„Soüte Milk iäten."
Hiäst'e dann auk enen Liäpel?
„Nai."
Dann lat di Schaipers Moppes enen maken.

Steinchen verstecken.

7. Roh Roh Reiser,
Küneg oder Keiser;
Rade mal wei't silwerne Steineken hiät.

Kuchenbacken.

8. Backe backe Kouken,
De Bäcker hiäd eroupen;

Wei will gudde Kouken hawen,
Dei mot hawen siwen Sachen:
Butter un' Salt,
Ejere un' Schmalt,
Milk un' Mähl,
Safran maket de Kouken giäl.

Die fünf Finger.

9. Düse is int' Water efallen,
Düse hiäd' ene roude tuogen,
Düse hiäd' et Foürken annemacht,
Düse hiäd' ene droüge macht,
Un' de kleine Purtzenickel
Hiäd' et für de Motter esiägt.

Schlummerlieder.

10. Heichen, Papeichen, wat rappelt im Strau?
De Gaise gat barwet un' hat kene Schou,
De Schouster hiät Liäder, kenen Leisten dertou,
Wat maket de armen Gaise dann nou?

11. Heichen, Papeichen, schlat Koükelken daut,
Stoppet' in't Pötteken, dann wärd'et nit graut;
Et sall uns de Goltfiäderkens laten,
Da sall unse Kingeken upe schlapen.

12. Souse, Kingeken, souse,
Din Pape is nit te House,
Is na Sassenhousen,
Will en Kuorf vull Weje huolen,
Mi enen, di enen,
Ollen frummen Kingerken enen.

Tierreime.

Habicht.

13. Hawek, Hawek, Koükendeef,
Din Vater is en Stiäldeef,
Dine Motter is ene Himmelszigge,
Dou bist tein mal schlimmer.

14. Hawek, Hawek, Stiäldeef,
Wann de dreemal rümme flouügest
Sast en Kouüken hawwen.

Marienkäfer.

15. Hiärguodes Houüneken,
Fleeg up din Baimeken!
Dine Mouüme rouüpet,
Dine Kingerken grienet,
Din Houüsken bröjet!
Fleeg up din Baimeken,
Leewe Hiärguodes Houüneken.

Kuckuck.

16. Kuckucks Knächt,
Säg mi rächt —
Belouüg mek nit,
Bedrouüg mek nit —:
Bou lange mod ek nach
Ose Jumfer in de Kiärke gan?
„Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck,
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!"
Nach säs Johre.

Rabe.

17. Rawe, Rawe, rik,
Muorgen will we in't Stryck,
Uöwermuorgen in't Hessenland,
Da wärt de Rawen olle verbrannt.

Storch.

18. Stuork, Stuork, Langeschnawel,
Wann witt'e na heime fören?
„Wann de Rogge riepet,
Wann de Wage piepet,
Wann de Gieste Schmillen schütt'.
Wacker Määken wahre dek!
(Schulten Kristjan) frijet dek."

Namenreime.

Hermann.

19. Hiärmen, schla' Diärmen,
Schla' Piepen, schla' Trummen!
De Keiser will kummen
Mit Stangen un' Prangen,
Will Hiärmen uphangen.[1])

Beim Abziehen der Weidenpfeifen im Frühjahr.

20. Humme humme, sipe, sape,
Ik woll'emal ne Floütepiepe maken.
De woll' mi nit geraden.
Da schmidd' ek se üöwert Water,
Da kam de lange Hesse
Mit siner stumpen Blesse,
Un schnitt der Gaus den Hals af;
Da reep de Gaus; Gigak, gigak.
Sip out, sap out,
Floütepiepeken, ga' gärne out.[2])

Beim Heidelbeersammeln.

21. Trull, trull, trülleken;
Min Backesmann,
Min Sackesmann,
Et kann nit vüller wären;
Et steit up glieker Ären.
Ji Loüde, ji Kingere,
Sperrt de Dören up!
De Kronaugengäste kummet gezunt,
De hat de Düppen sou dune vull,
Tuchou! Tuchou!

---

1) Jakob Grimm schreibt über diesen Reim (Mythologie 211): Nicht unmöglich, daß sich in diesen durch lange Tradition der Jahrhunderte gegangenen und wahrscheinlich entstellten Worten Überreste eines Liedes erhalten haben, das zu der Zeit erscholl, als Karl die Irmensäule zerstörte.

2) Dieses Lied klingt an alte germanische Zaubersprüche an; zugleich enthält es eine blasse Erinnerung an die einstigen Kämpfe zwischen Sachsen und Franken.

Fastnachtsvers.

22. Fastelowent fast,
Ik si en gudden Gast;
Lat mek nit te lange stan!
Ik mot na villen Hoüsern gan.

Spottvers. (Aus Strothe.)

23. Ji Hörenkiser Deewe,
Ji stiälet uns de Breewe,
Ji stiälet uns de bunten Köje
Un' bringet uns de Schingerköje.

Spinnerin.

24. Spinne, Määken, spinn'!
De Roüter kümmet rin,
Hei hiäd en witen Kiddel ane,
Will dek gerne midde hawwen.
Spinnste nit, gewinnste nit,
Dann kriegeste auk den Roüter nit.

2. Im Ederdialekt.

Abzählreime.

25. Eins, zwei, drei,
Heckebüre (Heckenbauer) Hei,
Heckebüre Päfferkern,
Sewwen Kinner äßen gern.
Motter, back uns Küchen,
Me wun en Steck versüchen.
Henger d'r Kirche legget där Sand,
Dos weïß där Kenig von Engeland.
(Hüddingen.)

26. Eine kleine weße Bohne
Wollte medd' nooch Engeland;
Engeland äs zugeschlossen,
Un' der Schlüssel äs afgebrochen;
Töne tipp, töne tapp,
Kaiser Josef, du bäst af. (Neukirchen.)

27. Enne, menne, miatu,
Gallerette, hinazu,
Mußerette, gallerette,
Enne, menne, muß,
Du bäst ruß. (Neukirchen.)

28. Zicke, Zicke, Häschen,
Motter, gäb m'r 'n Käschen!
Lei mer's off de Banke,
Sest kemmet d'r ahle Franke
Un' schlett mech in de Anke. (Hüddingen.)

Spielreime.

Goldschmiedspiel.

29. Die Walter'sche Bricke, die äs zerbrochen.
„Wär hott se zerbrochen?"
Där Guldschmett mit seiner jüngesten Tochter,
Mit Edelsteen, mit Bedelsteen,
Där Bäste sall gefangen sinn.
(Braunau.)

Ringelspiel.

30. Als äch einst verreiste,
Reist' äch ins Tyrolerlaand;
Äch woor die allerkleenste
Im ganzen, ganzen Laand.
Als die Rosen blühten,
Plucht' äch mer' en Sträuschen;
Äch gaf äs dem Mädichen,
Welches mär en Küßchen gaaf.
Alle Herrn un' Damen
Standen vör der Döre,
Wollten mäch beschämen,
Mäch armes Mormeldier;
Mormeldier kann daanzen
Uff der Nienkäärcher Schaanzen.
(Neukirchen.)

Tierreime.

Fuchs.

31. Roder Fochs, d'r Hellenbrand,
Es zün Dorfe 'rinngerannt,
Hot die ganzen Höiser verbrannt.

(Hüddingen.)

Kuckuck.

32. Kuckuck, du Dieb,
Schreib me en Bref.
Üm ein Hore,
Wieviel Johre,
Daß ich noch zu läben habe.

(Gellershausen.)

Katze.

33. In Weege
Do geht de Katze treege;
In Mangeren
Do geht de Katze wangeren;
In Ungedanken
Do werd de Katze offgehanken.[1])

(Wildungen.)

Storch.

34. Storch, Storch, Stein,
Wanne witte heim?
Morne, morne früh,
Wann der Weizen blüht,
Wann der Buur an'n Acker zieht.

(Sachsenberg.)

Beim Abziehen der Weidenpfeifen.

35. Humme, Humme, Weide,
Saft, Saft, Seide!
Mutter, gäb mä en Nählchen!
„Was wett de met en Nählchen?"
Ich well en Säckchen machen.

---

1) In diesem Reime steckt vielleicht der Rest eines alten Spottliedes der Sachsen auf die Chatten (> Katzen).

„Was wett de met den Säckchen?"
Ich well en Steinchen läsen.
„Was wett de met den Steinchen?"
Ich well Bäule werfen.
„Was wett de met den Bäulen?"
Ich well se broden,
Daß de Hummen gudd geroden.

(Gellershausen.)

Neujahrslied.

36. Reeschen off d'n Diche,
Ich ben so gärne riche.
Geb' me wos, geb' me wos,
Geb' me net zu wenig,
Ich ben en kleiner Kenig.
Laßt mich net zu lange sten,
Denn ich muß noch weirer gen —
Mich friert an Hänge un' Fisse.
Hie wonnt en richer Mann,
Der me wos gewen kann.
Owen in der Firshte
Hängen de langen Wirshte;
Ungen in dem Keller
Ligt der Muskateller.
Geb me wos, geb me wos,
Off'z Johr werre wos.

(Wildungen.)

Rätsel und Scherzfragen.

1. In niederdeutscher Mundart.

1. Äckerken Päckerken
Leep üöwer't Äckerken,
Un' hadde sou viel Beine
Osen Kuorf full Steine.
Egge.

2. Hüpelken Püpelken up'er Bank,
Hüpelken Püpelken unger'er Bank —

'T is ken Küneg in Engeland,
Dei't Hüpelken Püpelken heilen kann.

Ei.

3. Hinger unsem House
Do henget de Gringel de Grouse;
Je mei de leewe Sunne schient,
Je mei de Gringel de Grouse grient.

Eiszapfen.

4. Os' ek jungk wor, briächt ek ene bloe Kroune,
Os' ek alt wor, wor ek ebuket und eschlon
Un wor doch nach van grauten Hären in de
Kiärke briächt.

Flachs.

5. Et hoüket wuot up'er Hecke,
Un hiäd' en raut Mäntelken ümme,
Un en schwaart Pätzelken uppe.

Hagebutte.

6. Sou witt ose Schnee,
Sou groün ose Klei,
Sou raut ose Blout,
Wann me't ittet, schmecked et gutt.

Kirsche.

7. Raut Scharlaaken
Sit mine Backen;
Disteln un' Düörner
Sit mine Hüörner;
Wei't kann roden,
Diäm will ek' ne Gaus broden;
Wei't kann denken,
Diäm will ek 'ne Kanne Win schenken.

Krebs

8. Hinger unsem House
Ackert unse Broune
Ohne Sick un' ohne Schar,
Et wärt ken Menske ine Duoipe gewahr.
Maulwurf.

9. Et steit wuot im Holte
Un roüpet jümmer tou,
Un' neemes jidd'em Antwort.
Der Pfarrer auf der Kanzel.

10. Me kuoked' et nit,
Me kogged' et nit,
Un' et schmecket doch vielen gutt.
Eine Pfeife Tabak.

11. Nit in Holland, äwer in Brawant,
Nit in Spanien, äwer in Oranien;
Kassel is'ene schäne Staat,
Dei dat Dingeken doch nit hiät;
In Brout un' Broüme doüt me't fingen,
De Männer un' Wiwer had'et hingen.
Das r.

12. Keiser Kaarel de hadde'n Hund,
Dei leet witt, groo, schwaart un' bunt,
Ik sääge di den Namen in den Mund,
Rot bou heet Keiser Kaarel sin Hund.
Antw.: Rotbou.

13. Wei et maaket, will et nit,
Wei et drääget, beheld'et nit,
Wei et kaipet, brouked' et nit,
Un' wei et hiät, de weid' et nit.
Der Sarg.

14. Et geit wuot düür't Waater
Un' roüpet „drink, drink",
Un' drinket doch nit.
Schaf mit einer Glocke am Halse.

15. Et geit wuot in de Kiärke up em Koppe.
Schuhnagel.

16. Et henget wuot an der Wand, dat jümmer
geit, un' bliwet doch up einem Platze.
Uhr.

17. Wat laipet jümmer un wäärt doch
nit moüde?
Das Wasser.

18. „Dou lange, dou schwanke,
bo wit dou hinne?"
„Wat frogest dou krouse,
schorene donoh?"
„Ik si nach nit sou manege Mole schoren,
Ose di de Äās is touefroren."
Wiese und Wasser.

19. Et steit im Acker
Un' helt sek groün un' wacker,
Et hiät viele Hoüde,
Un' bit olle Loüde.
Zwiebel.

2. Im Ederdialekt.[1])

20. Karl der Große hatte en Hund,
Dän Namen nenn ech in mein Mund:
„Also" wie häßt he? H.

21. Es geht was in dänn Waald
On' gicket immer noh hähm.
Axt. H.

22. Es äss'en Ocker, schwarz gesäet,
Un' wenn en Mann vorrömwer geht,
Dann weiß he net, wos drinne steht.
Brief. W.

1) H. = Hüddingen W. = Wega; B. = Bringhausen.

23. Ackermanns Gäckerchen
Führ ewwer mein Äckerchen;
Es hot so vel Behne
Wie Hirten on' Schweine.

Egge. H.

24. Ech gäng mol durch en' Grund,
Do begainte mer en grihner Hund,
Hatte bloe Zähne.

Flachsblüte. H.

25. Diwitschel, diwatschel!
Es geht wos ewwer de Brecke
On' hot des Kenigs Bett off'n Ricken.

Gans. H.

26. Vorne rot,
Metten dodt,
Hengen där frißt's Brod.

Ochsen, Pflug und Bauer. H.

27. Es rüft was inn'er hohlen Büche,
Un' derf 'en känn Mensche antworten.

Pfarrer auf der Kanzel. B.

28. Es kam en Mann von Schaken,
Der hadde en wikkes Laken,
Der kunnte de ganze Welt bedecken,
Wie de Edder nit.

Schnee. B.

29. Es kom en Vööl fädderlos,
Flogk off de Bääme blääderlos;
Do kom de Motter wonderlos
On' froß dänn Vööl fäddernlos.

Schnee und Sonne. H.

30. Dänn Stall voll weïße Hinner
On' en roder Hohn dobie.
Zähne und Zunge. H.

31. Es legget wos off'n Balken,
Eſſ' ganz rot gewalken,
Es hot neïn Heïde
On' beïßt alle Leïhre.
Zwiebel. H.

Dritter Teil.

Das waldeckische Dorf.

Von Lehrer Höhle-Herbsen.

Im Waldecker Lande ist der Bauernstand der erste Stand. Auf den Höhen und in den Tälern grüßen den Wanderer zahlreiche Dörfer. Bald ziehen sie sich in langer Reihe an der Straße hin, bald bilden sie eine unregelmäßige Gruppe oder zeigen diese beiden Formen verbunden. Hier liegen sie weithin am Flusse, mit ihren roten Ziegeldächern aus dem grünen Schmuck der Gärten und Obstbäume herauslugend (die Ederdörfer), dort verstecken sie sich in den Bergen (Upland, Ederwalddörfer).

Ich lade den Leser ein, mit mir den waldeckischen Bauer in seinem Dorfe aufzusuchen und sein Heim und sein Leben in Ruhe und Arbeit, in Freude und Ernst kennen zu lernen. Zuerst schauen wir uns des Bauern Haus und Hof, das waldeckische Bauernhaus, genauer an. Von Augenzeugen ist uns wenig über das älteste Haus unserer Vorfahren überliefert. Es war ein Holzbau. Um die hölzernen Grundschwellen vor der Zerstörung durch die Feuchtigkeit des Bodens zu schützen, legte man entweder Feldsteine unter oder stellte das Haus auf Pfähle, die in den Boden gerammt waren. Mit Moos wurden die Fugen verstopft, das Fachwerk durch Holzbohlen oder durch ein Geflecht aus Baumzweigen, das durch einen Lehmbewurf gedichtet war, gefüllt. Der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm. In der Mitte wurde die Feuerstätte, der Herd, errichtet. Der Rauch fand seinen Ausgang durch die Tür oder durch die Fugen der Wände und des Daches; Schornsteine gab es noch nicht; diese stammen meist erst aus recht junger Zeit: in alte Häuser sind sie oft nachträglich eingemauert. Innerhalb desselben Stammes, ja desselben Dorfes müssen wir uns eine bald mehr, bald weniger große Mannigfaltigkeit der Anlage vorstellen. Wie alt die jetzige Gestaltung unserer

Hausformen ist, wissen wir gar nicht. Weder aus der Zeit der Völkerwanderung noch aus den Tagen des großen Kaisers Karl und seiner Nachfolger bis zur Reformation ist das Haus eines deutschen Bauern zu uns herüber gerettet worden. Es steht wohl heute kaum ein Bauernhaus, das vor dem Jahre 1500 erbaut wäre.

Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hielt der deutsche Bauer an den Stammesunterschieden fest, und diese Unterschiede begannen sich im Bau des Bauernhauses auszuprägen. In unserem waldeckischen Vaterlande wohnen Franken und Sachsen, jene im Süden, diese im Norden des Landes. Nicht nur durch Sprache und Sitte, sondern auch im Häuserbau unterscheiden sie sich. Was die Zahl der Räume betrifft, so handelt es sich bei den Bauern um Gelasse für Menschen, Vieh und Feldfrüchte. Diese können einerseits in mehreren zerstreut liegenden Bauten untergebracht werden, wie im fränkischen Hause, oder sie befinden sich in einem Raum, d. h. unter einem Dache, wie bei der Urform des Sachsenhauses.

Noch heute stehen in unserem Ländchen Sachsenhäuser neben den fränkischen Häusern. Die letzteren finden wir aber jetzt schon vorherrschend in dem früheren rein sächsischen Gebiete. Das Sachsenhaus hat große Vorzüge, nämlich leichte Übersichtlichkeit und große Ersparnisse an Zeit, Arbeitskraft und Futterabfällen; doch sind auch Nachteile da: die schwere Zugänglichkeit zu den Viehställen, mangelhafte Düngerpflege, Staub, übler Geruch in der Wohnung. Ebensowenig wie es dem Landmanne heute frommen würde, in seiner ganzen Wirtschaftsweise bei der Väter Sitte zu verharren, ebensowenig kann man von ihm erwarten, in der Anlage seines Dorfes, dem Bau seiner Wohnungen und bei Ausstattung derselben mit Gerät und Schmuck alles beim Alten zu belassen. Neue Zeiten bringen neue Bedürfnisse.

Im Kreise der Twiste standen früher nur altsächsische Bauernhäuser, vorwiegend auch im Kreise des Eisenbergs. Im Ederkreise finden wir fast ausschließlich fränkische Häuser; die Baugrenze deckt sich fast mit der niederdeutschen Sprachgrenze.

Das fränkische Haus wird auch das mittel- oder oberdeutsche genannt und vereinigt meist die Menschen und ihre Haustiere unter einem Dache, entsprechend der fürsorglichen Stellung des Deutschen seinem „lieben Vieh" gegenüber, umgibt aber mit den Ställen, der Scheune und dem Schuppen einen Hof, der meist viereckig ist (Abb. 145).

Eine Treppe oder Doppeltreppe führt uns vom Hofe in den mit Stein-

platten belegten Hausflur oder „Hausähren". (Abb. 146. 147). Von dort geht eine Tür in den Keller, hier sind Gerüste für Kartoffeln, Wurzeln,



Abb. 145. Bauernhof Paul in Wellen.

Gemüse und Fässer, „Standen" genannt, mit Sauerkraut und Bohnen. Hinter dem Flur liegt die Küche mit dem Herde, dem großen, kupfernen Kessel,



Abb. 146. Lindenmühle bei Bad Wildungen.

der zum Kochen der Wäsche dient, in welchem vor allen Dingen an der Eder im Herbste die Birnen und Zwetschen zu Mus gekocht werden, und der kleine, eiserne Topf, welcher zum Kochen oder Quellen der Körner für

das Vieh gebraucht wird. In den Walddörfern kocht man dem Rindvieh das Futter und trägt es als „Südde" (von „sieden", „kochen") vor. — Neben der Küche befindet sich die Speisekammer. Durch eine Tür der Küche blicken wir in den Kuhstall. Über diesem und über dem Keller liegen die Wohnstuben, zu denen vom Hausflur zwei Holztreppen führen. Die fränkische Wohnstube hat meist vier Fenster und liegt nach der Dorfstraße hin; in ihr stehen lange Bänke, große Tische, Bretterstühle, der Kachelofen, der Uhrkasten mit der alten Schwarzwälder und das „Kontor", dessen oberer Teil ein Glasschrank ist und die Tassen, das Brot, die Gläser und die Gesangbücher birgt; der mittlere, verschließbare Teil gehört hauptsächlich dem Vater; hier bewahrt er sein Geld, seine Quittungen, Rechnungen,



Abb. 147. Hemfurt. Hof des Christ. Geiß.

Kassenbücher usw. auf; in dem untern Teile liegen in drei Schiebladen oder Kommoden die Schürzen und Strümpfe. Auf dem „Kontor" steht der „Kaffeeschlitten", auf welchem der Kaffeekessel auf den Tisch gesetzt wird, um leichter bewegt zu werden.

Die gegenüberliegende Wohnstube ist ähnlich, nur neumodischer eingerichtet. Wenn wir eine Treppe hinan steigen, gelangen wir im obern Stockwerke in die „gute Stube" mit der Schlafkammer für den Besuch, — alles heute „modern" eingerichtet —, die Schränkestube, in welcher uns die Hausfrau mit Freude und Stolz in großen, eichenen Schränken und Kasten das Leinen und die Kleidungsstücke zeigt, die Rauch-, Vorrats- und Mägdekammer. Von dem obern Gange führt uns eine Treppe auf den Fruchtboden, auf welchem der Erntesegen aufgeschüttet wird; hier ist wohl auch ein Taubenschlag angebracht.

Durch die Küche gehen wir in den Kuhstall und weiter in den Pferdestall; in letzterem haben die Knechte die Schlafstätte, über ihm der Heu- und Grumtboden, wo die Häckselmaschine steht, welche durch ein Göpelwerk auf dem Hofe getrieben wird. An den Pferdestall setzt sich rechtwinkelig die Scheune, an diese gewöhnlich eine zweite, und draußen im Felde steht noch die geräumige Feldscheune. In einem Schuppen werden die landwirtschaftlichen Maschinen aufbewahrt. Im Schweinestalle sind Hühnerhaus und Futterküche mit eingebaut. In einem zweiten Schuppen steht ein hübscher Kutschwagen. Auf dem Hofe bemerkt man einen Brunnen oder eine Pumpe (Abb. 148). Viele unserer Dörfer besitzen heute Wasserleitungen. An einer Seite des Hofes macht sich „des Landmanns geruchvolle Sammelbüchse", die Dungstätte oder Miste, breit. Vor ihr stehen Wagen, Pflüge und andere zur Landwirtschaft dienenden Geräte. Von der Dorfstraße führt in manche fränkische Höfe eine Toranlage aus Holz oder ein Eisengitter; die Türöffnung ist dann zweiflügelig; neben ihr befindet sich meist eine schmale Pforte von geringerer Höhe für Fußgänger.



Abb. 148. Twiste.

Hinter der Scheune erstreckt sich der große Gras- und Obstgarten. Dort steht ein „Trockenofen"; auf Horden werden hier Zwetschen, Birnen (Hutzeln) und Äpfel (Schnitzen) gedörrt. Fast jeder Bauer im Edertale besitzt einen solchen Trockenofen — aber keinen Backofen. In den Ederdörfern finden wir nämlich Gemeindebackhäuser, zwei und mehr, je nach Größe des Ortes. Damit bei Benutzung des Ofens die rechte Ordnung herrscht und Streitigkeiten vermieden werden, schreiben die Familien, welche an einem bestimmten Tage backen wollen, ihre Namen an eine Tafel, die im Hause des „Backofenaufsehers" hängt. Namentlich vor Sonn- und Festtagen entwickelt sich in und vor dem Backofen ein reges Leben.

Das niederdeutsche oder sächsische Haus war früher in den Kreisen des Eisenbergs und der Twiste vorherrschend. Von einem altsächsischen Hause kann natürlich nur für die Zeit die Rede sein, in welcher das Bauwesen noch nicht durch gesetzliche Bestimmungen eingeengt war. Häuser aus jener Zeit sind noch in großer Zahl vorhanden, wenn

auch Reparaturen notwendig geworden sind, welche, um neue Bedürfnisse zu befriedigen, das alte Gepräge hier und da verwischt haben. Alles, was noch an urwüchsigen Gebäuden dieser Art besteht, ist wert, mit pietätvoller Treue bewahrt zu werden. Bedroht wird das Sachsenhaus, wie schon oben gesagt, von vielen Seiten. Wenn auch die Feuersgefahr des alten Strohdaches vielfach übertrieben worden ist, so ist der Ausdruck „Strohfeuer" doch sprichwörtlich.

„Mein Haus ist mein Schloß", sagt der Engländer. Dieser Gedanke liegt auch dem Hause des Sachsen zugrunde, und man hat sich in dem Versuche überboten, die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Sachsenhauses zu vergleichen mit dem abgeschlossenen, selbständigen Charakter seines Bewohners, der als Herr auf seinem entlegenen Hofe waltet, dessen Gattin von ihrem Platze am Herde aus das ganze Hauswesen unter einheitlicher Aufsicht hält.

Der Kern des Sachsenhauses ist die hohe, freie Diele in Längsrichtung. Zum Sachsentypus gehört fast ganz der Kreis des Eisenbergs. In Neukirchen stehen noch Sachsenhäuser; die in Sachsenberg fielen zum größten Teil vor Jahren einem großen Brande zum Opfer. Man trifft sie weiter noch in Münden, während sie in Rhadern umgebaut und in Fürstenberg seit etwa 40 Jahren ausgestorben sind. In Goddelsheim, Eppe, Hillershausen, Nieder-Schleidern und im Aartale lassen sich unsere Langdielen noch nachweisen, während sie gerade in den Orten um den Eisenberg (Welleringhausen, Alleringhausen, Lelbach, Lengefeld, Goldhausen, Nordenbeck) verschwunden sind. Im nordöstlichen Teile des Kreises herrscht das Sachsenhaus noch durchaus; so in Helmscheid (umgeändert), in Mühlhausen und Berndorf, während wir es in Strothe und Meineringhausen nicht mehr antreffen.

In dem Kreise der Eder ist in Alraft das Sachsenhaus seit langer Zeit, in Sachsenhausen seit 1837 durch Abbruch verschwunden. Während südöstlich des Reiherbachs alle Anzeichen in der Umgegend von Schloß Waldeck schwinden, weist der nördlichste Ort des Kreises, Freienhagen, noch auffallend viele Langdielen auf.

In dem nordöstlichen Kreise der Twiste sind sie gleichfalls verschwunden in Höhnscheid und umgebaut in Ober-Waroldern und Volkhardinghausen; in allen übrigen Ortschaften sind sie unversehrt erhalten.

Betrachten wir nun diese Häuser, wie wir sie noch jetzt in unsern Dörfern vorfinden. Sie sind natürlich Fachwerkbauten. Nach der Dorfstraße

zeigt die schmale Giebelseite. In diese ist das große Einfahrtstor gebaut, oft auch eine für Fußgänger bestimmte kleine Tür in einen Türflügel geschnitten; manchmal bemerken wir noch ein kleines Schlupfloch für Hühner, Katzen und Hunde. (Abb. 149—153). Der andere große Torflügel ist in der Mitte quer durchschnitten; schlägt der Bauer den obersten Teil zurück, so hat er Licht auf seiner dunkeln Diele, ohne daß er den Verschluß des Tores zu lösen braucht. Die beiden seitlichen Torpfosten sind häufig mit schönen Figuren verziert. Beide Tore schlagen unten an die Türschwelle („Süll“), welche beim Einfahren jedes Mal entfernt wird. Ein Schloß sucht man vergeblich. Von außen kann überhaupt das Tor nicht geschlossen werden. An einem Türflügel haftet ein großer, schmiedeeiserner Ring, mittels dessen durch eine Drehung die an der Innenseite sich befindliche Klinke aufgehoben wird. Hin und wieder sieht man auch anstatt des Ringes einen Lederriemen; durch Ziehen wird dann die Klinke gehoben. Ist niemand zu Hause, so erkennt man dies daran, daß vor der Tür ein Besen steht, oder daß ein solcher durch den Ring gesteckt ist. Hier herrscht noch Ehrlichkeit und Zutrauen. Treten wir auf die Diele, so erblicken wir hoch oben die Würste, Schinken und Speckseiten. Früher umspielte der aufsteigende Rauch oben an der Decke den Reichtum des Bauern an Schinken und Wurst; daher findet man auch äußerst selten eine Rauchkammer in unserer sächsischen Gegend. Vereinzelt bemerkt man auf der Diele eine Stange oder auch mehrere; darauf sitzen die Hühner während der Nacht; diesen „Hennerwiem“ findet man auch wohl im Kuhstalle.



Abb. 149. Haus in Rhoden.



Abb. 150. Helmighausen.

Während man an der Eder eine „Hühnerhort" oder ein Hühnerhaus kennt, hängen hier die Nester im Stalle und auf der Diele herum. Auf der einen Seite liegen die Viehställe, auf der andern die Wohnräume. Die Ausstattung der Wohnstuben und Schlafkammern ist fast wie im fränkischen Hause oder gar noch feiner. Früher wurde das Dach mit Stroh gedeckt. In unserem waldeckischen Lande finden wir noch 11 Strohdächer. Nach zuverlässiger Auskunft aus Ende 1907 sind in Eppe 5 und in Hillershausen 2 Strohdächer; in Bömighausen, Münden, Nerdar und Usseln noch je eines anzutreffen. Ebenso findet man kaum noch Strohwische unter die Ziegel gelegt, um dem Schnee, Regen und Wind zu wehren; die Ziegel werden heute mit Kalk verschmiert. Das Dach ist viel höher und spitzer als in der Edergegend. Die meisten Häuser haben jetzt zwei Stockwerke; aus dem obersten führt aber keine Treppe zum Boden; auch werden dort keine Körner aufbewahrt, sondern Stroh gebanst; man geht nicht „auf den Boden" sondern „up'n Balken". Die Erntefrüchte schüttet man in gedielte Zimmer im zweiten Stocke, oder man häuft sie in angebauten Speichern auf. Auf der Diele wird gedroschen, der Flachs „gebrekt" (Abb. 154) usw.; hier stehen auch die Hochzeitstafeln, und man tanzt da.



Abb. 151. Hesperinghausen.



Abb. 152 Helmighausen.

Der Vereinigung aller dieser Eigenschaften verdankt unser sächsisches Bauernhaus seine malerische Wirkung und seine Wertschätzung.

Hinter der Diele finden wir auch heute noch, durch eine Mauer getrennt, die Küche, davor rechts die Wohnstube mit Schlafkammer und links die Vorratskammer. Vor allem gehört von alters her der Backofen zu jeder Wirtschaft. Er pflegt nur selten einen eigenen Bau zu bilden, ist vielmehr in das Haus eingefügt, am liebsten von der Küche aus. Hier und da ist er auch wohl nach außen vor der Hauswand

ausgebaut und durch ein Vorgelege mit der Küche oder dem Flur verbunden.

Um das Haus breiten sich große Gemüse-, Obst- und Grasgärten, sowie Kämpe für Jungvieh. Für „Garten" sagt man „Hof". Um das alte Haus erheben sich jetzt rationell angelegte Viehhäuser, Scheunen und Schuppen.


Abb. 153. Wetterburg.

Überall zeigt sich Fortschritt. Wie ganz anders sah es vor hundert Jahren aus! Mit dem 19. Jahrhundert ist dem Bauernstande eine neue Sonne aufgegangen, indem die Hörigkeit aufgehoben und für die Entwickelung freie Bahn geschaffen wurde. Die Erfolge haben große Arbeitsfreudigkeit hervorgerufen, und der Wert des Bodens steigt von Jahr zu Jahr.

Will ein Dorfbewohner einen Neubau aufführen, so helfen ihm alle, welche Zugtiere haben, Steine, Holz, Kalk und Sand herbeiführen; selbst dem Tagelöhner fahren die Bauern alles Nötige zum Bauen herbei und erhalten für diese brüderliche Handleistung, die Betfuhren, nichts als ein gutes Mahl bei dem Richtefeste und einen freien Tanz.


Abb. 154. Freienhagen.

Es wird ein sicheres Fundament gelegt. Ein Balken wird nach dem andern an seinen Platz gelegt, bis schließlich die mit Fähnchen und Bändern geschmückte Tanne — an ihr hängen auch Hemden für den Zimmer- und Maurermeister und Tücher für die Gesellen — im neuen Giebel befestigt ist. Die Kranzjungfern sagen ihren Reim; nach ihnen spricht der Zimmermeister in Versen; der Inhalt ist ungefähr: Mit

Gottes Hilfe haben wir das neue Haus errichtet. Er gab Gnade, daß keiner zu Schaden kam. Das Zimmerhandwerk hat goldenen Boden und eine lange Geschichte. Der erste Baumeister war Adam; Noah zimmerte die Arche; Moses baute in der Wüste die Stiftshütte, Salomo den Tempel zu Jerusalem. Obwohl uns die Evangelien nichts von Jesu Jugend erzählen, so wird doch die Annahme richtig sein, daß er seinem Vater, dem Zimmermann Joseph, half. Der Herr Jesus hat oft im Bilde von unserem Berufe gesprochen. Er hat uns erzählt von dem Manne, der auf den Sand baute, und von dem andern, der sein Haus auf dem Felsen gründete; das hat er geistig gemeint von der Leichtfertigkeit in Glaubenssachen und von der rechten Frömmigkeit. — Mögen alle, die in diesem Hause ein- und ausgehen wollen, auch ihr Haus auf dem Felsen gründen und nicht vergessen: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen."



Abb. 155. Wetterburg.

Die Anwesenden singen entblößten Hauptes: „Nun danket alle Gott." Ein Gottesdienst im Freien! Am Morgen des Richtefestes hatte der Ortsgeistliche auf Wunsch des Bauherrn eine Andacht in der Kirche abgehalten. In letzter Zeit fängt man leider auf dem Lande an, das Richtefest, „die Hebekirmeß", seines schönen christlichen Charakters zu entkleiden. Wenn der letzte Schlag getan ist, wird schon das Bierfaß herangerollt, manchmal noch früher; die Musikanten spielen nach dem Essen zum lustigen Reigen auf, und wir sind wieder um eine gut Stück Poesie, um eine schöne Sitte unserer Vorfahren ärmer. Dagegen muß sich jeder wehren und über die alte Sitte wachen.

Laßt es nicht zu, ihr lieben Dorfbewohner, daß unser Landleben weiter seiner Schlichtheit, seines echten Frohsinnes und seines religiösen Gehaltes entkleidet wird. Wer mit Gott den Anfang macht, den führt Gott auch weiter.

Schön ist die Sitte unserer Vorfahren, Inschriften an ihre Häuser zu setzen. Der Gebildete von heute lacht vielleicht über die „jämmerlichen Verse", die ihm das Haus verunzieren; der Zahn der Zeit nagt an den alten Buchstaben, welche das Messer des Schnitzers in verschiedenen Jahrhunderten mühevoll gearbeitet oder der Weißbinder auf die weißen Wände gemalt hat. So gehen diese Sprüche mit den Neubauten und der neuen Zeit verloren. Wenn auch die alte Großmutter am Feierabend unterm Lindenbaum den kleinen Enkel noch den unleserlichen Spruch lehrt, der das Haus gehütet und den Bewohnern Segen gebracht hat, der Enkel wird ihn vergessen; das Haus wird er abreißen, es ist alt und baufällig geworden, und an das neue, welches sie aufrichten, setzen nur wenige, der schönen Sitte der Ahnen gedenkend, den alten Vers. Und doch sind diese Verse schöne Feldblumen, welche den Wanderer, der des Weges vorüberzieht, erfreuen, deren Wurzel das festeste, unerschütterlichste Gottvertrauen ist.

Wie anheimelnd und innig erscheinen uns die noch vorhandenen Reste. Sie zeichnen uns die Gesinnung der Bewohner und erzählen uns ein Stück Baugeschichte, indem sie das Jahr der Errichtung des Hauses und den Namen des bauenden Ehepaares nennen; zuweilen ist auch der Baumeister genannt. Des Brandes geschieht Erwähnung:

„Herr Gott, gehe nicht weiter ins Gericht mit uns, ersetze uns, was uns die Flammen geraubt und in Asche verwandelt haben; erwecke mitleidige Herzen, welche uns liebreich beistehen; segne unsern Beruf, unsere Arbeit und das Werk unserer Hände. Amen.

(Sudeck.)

„Es warf in diesem Jahr
Der Brand zur Erd' mich nieder;
Doch Gott sei nur gedankt,
Durch Dich steh' ich wieder".

(1817. Schmillinghausen.)

Meistens sind die Hausinschriften Bibelsprüche und Gesangbuchverse. Sie reden von Christus:

„Wer ein- und ausgeht durch die Tür,
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Tür zum Himmel ist!"

(Rhenegge.)

Von Gnade:

O Gott, laß deine Gnadenhand
Von uns nicht seien abgewandt.

(Schmillinghausen 1789.)

Von Gottes Ehre und Segen:

Soli deo gloria = Gott allein die Ehre.

(An vielen Orten.)

Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang und bewahre uns auf allen unsern Wegen und führe uns durch Folgsamkeit, Frömmigkeit und Tugend zu einem besseren Leben. (Giflitz.)

Von Neid, Haß, Mißgunst:

Wenn dieses Haus so lange steht,
Bis daß Haß und Neid vergeht,
So wird es so lange stehn,
Bis die ganze Welt wird vergehn.

(Goddelsheim. 1768.)

Von Lebensregeln:

Gott und genug. (Sülte. 1675.)

Man wünscht gute Zeiten,
Und Gott ist immer gut;
Wir sehn auf allen Seiten,
Daß Gott uns schützen tut.

(Ottlar. Usseln.)

Wer den Herrn fürchtet, der hat eine sichere Wohnung. (Herbsen.)

Mancher geht vorüber hier
Wie der Priester und Levit;
Das sei ferne stets von mir!
Gib mir, Gott, nur ein Gemüt,
Das den Nächsten lieb gewinnt
Und die Wunden ihm verbind't. Amen. (Ottlar.)

Die Leute sagen immer: die Zeiten werden schlimmer; ich sage: nein, die Zeiten bleiben immer, die Leute werden schlimmer. (Braunau.)

Wenn die Falschheit brennte wie Feuer, dann wäre das Holz nicht halb so teuer. (Volkhardinghausen.)

Ein gutes Weib und fleißige Kinder und bares Geld, das liebt ein jeder in der Welt. (Elleringhausen.)

Von Vergänglichkeit: Dahin gehört die älteste mit einer Jahreszahl versehene Inschrift.

Alles, was lebet, sterblich ist. (1518. Bringhausen.)

Die erste Wohnung baut man auf die Erde; die zweite baut man in die Erde; die dritte droben bei unserm Heiland Jesu Christ. (Wirmighausen.)

Vom Vertrauen:

Der Herr schenkt Frommen Freuden, gibt Trost in allen Leiden, du mußt nur vor ihn treten und freudig zu ihm beten. (Bergheim.)

Gott sei der Beschützer und segne den Besitzer. (Helmighausen.)

So wir fahren aus und ein, so wollen wir Gott befohlen sein. (Willingen.)

Gewöhnlich ist auf unsern Dörfern die lateinische Schrift in den Inschriften angewendet; zuweilen mußte auch die lateinische Sprache brockenweise herhalten.

Es läßt sich viel für die Erhaltung und für die Fortsetzung der alten, schönen Vätersitte auf dem Lande tun. Nur müssen alle dabei helfen, die Sinn dafür haben. Und wahrlich, die Sache ist es wert, gehegt und gepflegt zu werden.

Nicht nur den Giebel oder den Eingang des Hauses pflegte man mit einem Spruche oder einem Kernworte zu schmücken, sondern auch am Hausgerät oder sonst im Hause liebte man, Inschriften und Bilder anzubringen. Nie jedoch war der Spruch aufdringlich, sondern stand immer in einer natürlichen Beziehung zu dem Gegenstande. Die Form war einfach, der Inhalt fast immer treffend, selten minderwertig oder gar zweideutig. In vielen Punkten bilden die alten „Bauernsprüche" ein lehrreiches Beispiel für die heutige Zeit, in welcher so viel „geschnitzt, gebrannt und gemalt" wird.



Abb. 156. Schwalefeld.

Auf dem Lande kannte man nur den „Waldeckischen Kalender". Abreißkalender gab es nicht; einen Kalender schrieb sich der Landbewohner über die Stubentür; vorn stand die Jahreszahl, dann folgten die Anfangsbuchstaben der Wochentage, ferner der Monat und das Datum; z. B.:

1868.	S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
September.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.

Jede Woche wurde das Datum erneuert. —

Kurze Sprüche, Bilder, auch der Name des Besitzers waren am Ofen zu sehen. Von der Anrichte riefen uns Krüge und irdene Schüsseln heitere Sprüche zu, wie: „Trink und iß; Gott nicht vergiß!" oder „Schönheit kann die Augen füllen, aber nicht den Hunger stillen!" Der ehemalige Reichtum dieser bemalten Schüsseln wie das frühere Zinngerät sind so gut wie verschwunden und durch moderne Porzellan-, Irdengeschirr- oder Emailewaren ersetzt. Sie bestanden aus gebranntem und glasiertem Ton und stammten meist aus Marburg in Hessen, von wo Händler sie zu uns brachten. In manchen Orten wurde früher aus den Schüsseln beim Essen gemeinschaftlich unmittelbar zugelangt. Auf den Tassen sind Sprüche, Namen oder Blumen angebracht. Die ersten Porzellanpfeifenköpfe

trugen eigenartigen Schmuck und Sprüche. Meist war es das Bild einer stehenden Garbe neben dem Pfluge und der Sichel mit dem Worte: „Vivat hoch die Landwirtschaft.“ Mit recht bunten Farben waren auch die alten Leinen- und Strumpfkasten bemalt. In die Zeit des Flachsbaues versetzen uns die Sprüchlein auf den „Wockenbriefen“, die den Spinnrocken zusammenhielten. Besonders schöne zeigt man heute noch, welche die gefangenen Franzosen auf Waldeck 1870/71 in Flechtarbeit herstellten. Einen solchen Wockenbrief meiner Mutter ziert außer ihrem Namen noch der Spruch: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei — ist Bauerntracht!“ Ist das Leinen fertig gewebt, so wird es entweder in schweren eichenen Truhen (Koffer) oder in großen Leinenschränken aufbewahrt. Die einzelnen Fächer werden mit Leinenstreifen umsäumt, welche in Kreuzstich etwa folgenden Spruch aufweisen: „Was Mütterlein mir hat beschert, halt ich in diesem Schranke wert; drum soll's auch hübsch geordnet sein, wie's immer hielt mein Mütterlein.“ —

Endlich ist auch der Büchersprüche zu gedenken. Auf der Innenseite findet sich meist folgender Vermerk: „Dies Buch hab' ich gekauft; Marie bin ich getauft; Ranft bin ich geboren; wer es find't, ich hab's verloren; wer es stiehlt, ist ein Dieb, wer es mir aber wieder bringt, den hab ich lieb.“

Die Konfirmationssprüche werden eingerahmt und hängen wie die Soldatenbilder bis zur Verheiratung in der elterlichen Stube. Von dem übrigen verschiedenartigen Wandschmuck (Kaiserbilder, Haussegen, Scheine für prämiiertes Vieh usw.) seien nur noch die beiden charakteristischen Bilder: „Die zehn Altersstufen des menschlichen Lebens“ und „Die Stände im menschlichen Leben“ erwähnt. Sie enthielten beide in treppenartiger Anordnung die bekannten Verse:

10	Jahr	—	ein Kind,
20	„	—	jung gesinnt,
30	„	—	rascher Mann,
40	„	—	wohlgetan,
50	„	—	stille stahn,
60	„	—	geht's Alter an,
70	„	—	ein Greis,
80	„	—	schneeweiß,
90	„	—	gebückt zum Tod,
100	„	—	Gnad' bei Gott.

Der Kaiser sagt : ich fordere den Tribut.
Der Edelmann „ : ich hab' ein freies Gut.

Der Pfarrer	sagt	:	mir gehören die Stolgebühren.
Der Jude	„	:	ich muß von dem Profite leben.
Der Soldat	„	:	ich bezahle nichts.
Der Bettler	„	:	ich habe nichts.
Der Bauer	„	:	ich lasse den lieben Hergott walten, ich muß doch euch alle sechs erhalten.

Noch viel deutlicher als Dorf und Flur, als Haus und Tracht enthüllen die **Sitten und Bräuche** das Wesen unseres Volkes. Die am meisten in die Augen springenden Bräuche knüpfen sich an die drei wichtigsten Ereignisse des Lebens, Geburt und Taufe, Hochzeit und Tod.

Um die **Geburt** spielt ein kleines Märchen. Nicht aus der Mutter Schoß, sondern aus der Tiefe des Wassers soll das Kind kommen; z. B. aus dem Trippenborn, dem Rainbachsbörnchen. So lange das Kind noch nicht getauft ist, brennt man mancherorts in der Stube ein Licht, damit es die „Hollen" nicht holen. Von großer Wichtigkeit ist die Wahl der Gevattern; denn der Täufling nimmt geistige Eigenschaften von ihnen an. Während in einigen Gegenden der Vater selbst geht und die Paten bittet, schreibt man anderswo Gevatternbriefe. Vor hundert Jahren schrieb man z. B.:

An den Munsiur Ludwig Wedekam
zu Ammenhausen.

Hochgeschätzter pp. Insonters Viel ge Ehrter,
Herr und ge Vatter

Es hat der Allgewaltige Gott meiner lieben Ehefrau ihre bisher getragene Leibes Bürde am Verwichen Mittwoch den 11ten dieses mit einem jungen Sohnlein in Gnaden Entbunden wovor wir seiner Gnaden herzlich danken pp.

Da wir nun gesonnen sind, dieses in Sünden gebohrne Kind in stehenden (d. i. am nächsten) Sonntag den 15ten dieses zur heil. Taufe bringen, so gelanget unsere inständige Bitte Er wolle als Er wählter Tauf zeige helfen, einen Christlichen Nahmen mitteilen, wir werden nach möglich Keit solches zu erstatten suchen. Er wird uns auch die Ehre erzeigen, mit seinen Eltern Vor und nach geendigter Tauf Handlung bey uns ein Kühren und mit den andern ge Vattern Ver lieb Nehmen mit dem, Waß bescheren wird. Die mit ge Vatter sind 1) Pfielip Henrich Flamme. 2) Klara Elisabeth Wulst, 3) Christigane Elisabeth Orsen: aus Ammenhausen.

Ammenhausen
d. 13ten Fbr. 1801.

Johannes Schelberg.

Der Täufling wird schön aufgeputzt zur Taufe getragen, welche in der Regel am Sonntage während des Gottesdienstes erfolgt. Kommt man zurück in das Haus, so sagt die Hebamme: „Einen Heiden habe ich mitgenommen, einen Christen bringe ich euch wieder; nun wünsche ich euch viel Glück."

Lobt man den Eltern gegenüber ein Kind, so sagen diese wohl schnell „unberufen"; man darf kein Kind „berufen".

Die Erziehung der Kinder auf dem Lande ist durch die Vermögensverhältnisse der Eltern bedingt. Für die noch nicht schulpflichtigen Kleinen sorgen in einigen Dörfern (Helsen, Cülte, Kohlgrund usw.) die „Kleinkinderschulen", welche von unsern Diakonissen trefflich geleitet werden. Mit dem vollendeten sechsten Jahre kommen die Kinder in die Schule. Am ersten Tage führen sie in vielen Orten — schön wäre es, wenn es in allen unsern Dörfern geschehe — die Eltern dem Lehrer zu. Glückstrahlend bringen sie nach Schulschluß ihre Zuckerdüte oder ihr „Herzchen" heim. Alle wichtigen Festtage verschönen die Paten dem Kinde durch ihre Gaben. Nachdrücklich sieht unser Bauer darauf, daß seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Mancher Junge kennt, ehe er noch die Buchstaben des Alphabets gelernt hat, bereits alle Tiere seines Dorfes. Am Sonntage wird tüchtig gespielt. Die Spiele, die Schelmenstreiche auf dem Strohhaufen, dem Bauplatze oder in der Entenpfütze, auf dem Berge und in dem Bache machen das stille Dorf erst lebendig. (Abb. 157). Feierlich gestaltet sich später die Konfirmation und das erste heilige Abendmahl in der geschmückten Kirche, durch welche die Schulentlassung erst ihre Weihe erhält.



Abb. 157. Twiste

Unter ernster Arbeit und frohen Festen geht die Jugend hin. Der 20jährige Bursch muß zur Musterung, Ziehung oder Losung. Mit dem Sträußchen am Hute kehrt er singend zurück; im Dorfe werden nun Eier und Würste gesammelt und abends im Kreise sich liebender Freunde fröhlich verzehrt.

Neben den aus flüchtiger oder ernster Neigung hervorgegangenen ehelichen Verbindungen nehmen auf dem Lande die Vernunftehen oder besser gesagt die Geldheiraten, den breitesten Raum ein. „Kaufe deines Nachbars Rind, freie deines Nachbars Kind, so wirst du nicht betrogen!" Häufig muß der Werbe- oder „Friggesmann" die Verlobung einleiten. Ehe diese endgltig geschlossen wird, wird Besichtigung gehalten. Der Bauer fährt mit Frau und Tochter hinüber und besichtigt genau das

Haus vom Keller bis zur First und prüft jedes Stück Vieh und Feld, Weide und Wald. Wird alles gefunden, wie man es sich wünschte, so gibt man das Jawort; es wird „Handschlag“ gefeiert; die Burschen haben sich mit ihren Peitschen versammelt und „knallen“ im Takte, damit die Verlobung schnell kund wird; an vielen Orten wird auch mit Pistolen geschossen. Währenddessen haben sich noch Burschen und Mädchen eingefunden und singen einige Lieder; das Brautpaar stiftet ein Geldgeschenk, welches im nahen Wirtshause „naß“ gemacht wird. Früher feierte man dann nach einiger Zeit „Weinkauf“. Hierzu wurden nur die allernächsten Verwandten eingeladen, und der Pfarrer setzte den Ehevertrag oder die Ehepakten auf. Den Höhepunkt des Lebens zweier Menschen stellt die Hochzeit, das wichtigste Familienfest, dar; in der Regel ist sie nicht nur ein Familien-, sondern auch ein Gemeindefest. Es ist Sitte, daß das Brautpaar der Verkündigung (Proklamation, Aufrufung von der Kanzel, von der es „heruntergeworfen“ wird) nicht beiwohnt; die Verwandten der Aufgebotenen gehen ebenfalls nicht zur Kirche. Am Hochzeitstage werden die geladenen Gäste reichlich mit Speise und Trank bewirtet, wenn es auch „Himmel und Geld“ kostet. Die jungen Eheleute erhalten an ihrem Ehrentage reichliche Geschenke, während sie vorher ihren Eltern, Geschwistern und dem Gesinde „Brautstücke“ (Hosen, Kleider, Tücher ꝛc.) geschenkt haben. Die tugendhafte Braut ist heute mit dem Myrtenkranz und dem Schleier geschmückt, ihr Bräutigam trägt ein Myrtensträußchen; früher hatte die Braut offenes Haar und über dieses viele bunte Bänder (Fleidern); nach dieser Zeit trug man ein langes, breites Band. In manchen Gegenden gehen auch die unverheirateten Paare mit Kranz und Strauß geschmückt. Die Glocken läuten, der Zug bewegt sich zur Kirche; die Orgel tönt, und die Gemeinde singt: „Jesu, geh' voran“. Hinter den Brautleuten gehen die Unverheirateten, aus der Kirche folgen ihnen aber die Verheirateten. Während des Zuges wird hier und da von den Burschen geschossen; es ist das eine große Ehre und wird durch ein „Trinkgeld“ belohnt. Hin und wieder wird der Zug „gepfändet“, und der Bräutigam wirft eine Handvoll Kupfer- oder Nickelmünzen zwischen die Kinderschar. Wenn Braut oder Bräutigam nicht aus einer Gemeinde stammen, so wird der „fremde“ Teil auf dem Wege zur Kirche „gebunden“ mit einem Myrtensträußchen oder einer roten Rose mit rotem Band und mit den Worten begrüßt:

„Guten Tag, Herr Bräutigam und Jungfer Braut!

Heut ist Euer Ehrentag erschienen, daß Ihnen die Jungfer Braut ist treu geblieben; drum wünsche ich Ihnen von Herzensgrund, daß Gott gebe Glück in dieser Stund. Drum will ich Euch schenken ein kleines Stück, dann wird Euch Gott geben großes Glück, daß Ihr treu und friedsam lebet, daß Gott Euch Glück im Ehestand gebe."

Ehe die Neuvermählten nach der Trauung wieder ihr Haus betreten, steht in manchem Orte „die Köchin", oder eine alte Dienerin oder Nachbarin mit dem Fläschchen und Gläschen bereit und sagt:

„Heut Nacht lag ich und schlief,
Da kam ein Engel und rief,
Ich solle aufstehen
Und in den Kalender sehen.
Da habe ich denn vernommen,
Daß ein junger Herr Bräutigam ist in unsern Ort gekommen.
Da habe ich mich nicht lange bedacht und dem jungen Herrn Bräutigam ein Sträußchen gemacht.
Sie (zur Braut gewendet) werden es mir nicht für übel nehmen,
Daß ich dem jungen Herrn Bräutigam das Sträußchen zu geben.
Heut ist ja sein Ehrentag erschienen,
Daß dem jungen Herrn Bräutigam seine junge Braut ist treu geblieben.
Ich schmücke auch Sie mit einem Sträußelein
Und wünsche Ihnen viel Glück dabei.
Ich wünsche Ihnen aus Herzensgrund
Viel Glück und Segen in dieser Stund.
Ich wünsche dem jungen Herrn Bräutigam und seiner Jungfer Braut,
Daß sie mögen in ihrem Ehestand mit Fried und Ruh
Viele lange Jahre bringen zu."

Alsdann trinkt sie dem Paare zu; die junge Frau trinkt zuletzt und wirft das Glas auf die Erde; geht es in Scherben, so bedeutet das Glück in der Ehe.

Eine lobenswerte Sitte ist, daß bei dem Abendessen — wie auch bei der Taufe — Gaben für unser Waisenhaus gesammelt werden. Es kommt auch vor, daß die Köchin „die Schürze verbrennt", und ein noch qualmender Schürzenrest wird um den Schäumelöffel geschlungen und herumgereicht, um auch für sie etwas zu sammeln.

Abends werden Kranz, Schleier und Strauß ausgetanzt, und dem jungen Paare wird die „Güterbetzel" und die „Nachthaube" aufgezogen. Am folgenden Tage wird weiter gefeiert. Im Ederkreise kommt der

Brautwagen am Freitage vor der Hochzeit, und die junge Frau ist und bleibt nun in dem Hause ihres Mannes. Im nordwestlichen Teile unserer Heimat werden die Hochzeiten im Hause der Braut gefeiert: nach dem Feste zieht der junge Mann wieder mit den Gästen ab, und die junge Frau bleibt noch einige Wochen oder gar Monate im Hause ihrer Eltern.



Abb. 158. Twiste.

Eltern und Kinder leben, arbeiten und essen meist gemeinsam. Nur in seltenen Fällen nehmen die Schwiegereltern den gerichtlich festgesetzten Auszug oder wohnen gar allein im „Elreitenhäuschen".

In und nach des Lebens Freude und Arbeit kommen Krankheit, Schwäche und Tod. Es gib. viele Vorzeichen, welche den Tod ankündigen, und auf diese achtet man teilweise noch mit abergläubischer Scheu. Schreit das Käuzchen am Hause, so weist dieses auf einen bevorstehenden Todesfall. Das Klopfen der Totenuhr (d. i. ein Klopfkäfer, Anobium pertinax) im Holze der Wand oder des Fußbodens deutet auf Tod im Hause. Läutet es, und die Uhr schlägt gleichzeitig, so stirbt bald jemand in der Gemeinde. Aus den Strümpfen und der Wäsche, welche man dem Toten anzieht, schneidet man den Namen aus; er möchte sonst eine Person seiner Familie mit gleichen Buchstaben nachziehen. Das Dorf erhält Kunde von dem Tode des Gemeindemitgliedes dadurch, daß „drei Schauer" geläutet werden. Während man früher mit „Kronen" die Särge der Mädchen und Burschen schmückte, windet man heute Kränze. Die Leichenfeierlichkeiten finden gewöhnlich unter Teilnahme einer großen Anzahl Gemeindemitglieder statt. Der Sarg wird von Freunden und Bekannten an den Händen oder mittels der Bahre auf der Schulter getragen; war der Verstorbene verheiratet, so tragen ihn auch Verheiratete zu Grabe; Unverheiratete und Kinder werden von Junggesellen getragen. Die „Singeleichen", bei denen der Lehrer mit den Schulkindern dem Sarge vorangehen und Trauer-



Abb. 159. Mehlen.

lieder singen mußte, sind fast überall abgestellt worden. Nach dem Begräbnis findet oder fand der Leichenschmaus statt, eine Sitte oder Unsitte, die mit Recht immer mehr abnimmt. Den Dienstboten werden bei eintretenden Sterbefällen im Hause Trauerkleidungsstücke gekauft. Die Gräber werden mit Einfassungen umgeben, mit Denksteinen versehen und von den Angehörigen gepflegt. Wenn das liebe Ostern kommt, dann soll nicht nur unser Hausgarten sich im Schmucke peinlicher Ordnung zeigen, sondern auch die Ruhestätte der teuren Entschlafenen Kunde geben von einer sorgsamen Pflege. In dieser Zeit wandert man oft an den Sonntagen auf den Friedhof.

Zwischen die frohen und trüben Tage drängt sich noch nach dem Glauben einiger Dorfbewohner eine Reihe von Unglückstagen, an denen Kauf und Verkauf, Reise, Aussaat Verlobung und Hochzeit am besten unterbleiben. In vielen Häusern finden wir noch Himmels- oder Schutzbriefe; sie stammen meist aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71, sollen die Soldaten vor den Kugeln der Feinde bewahren und Häuser vor Feuersgefahr schützen.

Obgleich wir heute fast in jedem waldeckischen Dörflein eine öffentliche Fernsprechstelle haben, in der wir jeden Mittag die Wettervoraussage für den nächsten Tag angeschlagen finden, so glaubt man doch noch mehr oder weniger an Wetterregeln, welche der stets mit der Natur und ihren Wechselerscheinungen im Zusammenhange lebende Landmann allmählich sammelte und in Formeln brachte; auch auf den Kalender ist kein Verlaß; „den kalenner maken de minschen, dat wedder de leiwe herrgott.“ Eine Hauptsache für den Landmann ist der Regen, und da gibt es denn eine Anzahl Wetterregeln, die sein Kommen oder Ausbleiben anzeigen, z. B.: Wenn es am „Siebenschläfer“ — 27. Juni — regnet, so regnet es 7 Tage oder 7 Wochen lang hintereinander. — Fliegen die Schwalben niedrig, fressen die Hunde Gras, wird die Schulwiese gemäht, so gibt es bald Regen. — Entstehen während des Regens große Blasen auf den Pfützen, so regnet es noch drei Tage hintereinander, oder es folgt ein Landregen.

Erwähnt werden muß auch noch die Volksmedizin. Wunderdoktoren, weise Frauen und derlei Volk haben noch heute Zulauf und gutes Auskommen. Während das Aderlassen überall verschwunden ist, kommt das Besprechen noch vor. Viele brauchen auch noch „Sympathie“; z. B. man macht so viele Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat, und

vergräbt diesen unter der Dachtraufe; wenn der Faden vermodert, vergehen die Warzen. — Gegen Rheumatismus wendet man drei Roßkastanien an, welche alljährlich frisch gesammelt und in der linken Hosentasche getragen werden. Nasenbluten vergeht, wenn man stillschweigend zwei Strohhalme kreuzweise hinlegt; sowie das Blut auf den Kreuzungspunkt tropft, hört das Bluten auf. Auch auf dem Gebiete des Viehheilens sind noch Pfuscher und Quacksalber tätig, wiewohl jetzt immer mehr der Tierarzt gerufen wird.

Während in den Kreisen der Twiste und des Eisenbergs noch viel gesponnen und selbst gewebt wird, finden wir an der Eder Leineweber, die Breche, die Hechel, die Schwinge, das Spinnrad, den Haspel, das Spulrad



Abb. 160. Freienhagen.

und den Webestuhl fast nur noch in den Rumpelkammern. (Abb. 160—162). Das meiste Garn wird überhaupt heute, wenn man auch selbst webt, wohl fertig gekauft. Der Flachsbau ist sehr zurückgegangen und droht nach und nach ganz zu verschwinden. Nur selten sieht man noch ein Flachsfeld. Die mit der Verarbeitung, bis aus der Leinsaat der Flachs und das Linnen wird, verbundene große Arbeit und der Umstand, daß daraus kein Geld zu schlagen ist, daß man aber in den städtischen Kaufhäusern und schon im Dorfladen für billiges Geld Hemden, Bettzeug und anderen Stoff kaufen kann, haben Veranlassung gegeben, das Flachsland für andere Zwecke zu benutzen. Man darf aber nicht vergessen, daß gerade der

Flachsbau auch wiederum das Mittel sein kann, die ländlichen Dienstboten im Winter zu halten und ihnen eine gewinnbringende Beschäftigung zu bieten. Sagt doch schon Salomo von dem tugendsamen Weibe: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. — Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel.“ (Spr. 31, 13. 19.) Als der Flachsbau noch im Schwunge war, war das Leben noch nicht so hastig und ungeduldig; das Dorf hatte noch mehr Eigenart, und der alte Brauch galt noch. Die Bauern trugen das selbstgesponnene und selbstgewebte Linnen, und es war, als ob sie mit dem in ihrer Heimat gewachsenen, durch eigene Fertigkeit bereiteten Gewande auch enger an die Heimat gebunden wären. Die heutigen Dorfbewohner kennen wohl den Spruch: „Selbstgesponnen, selbstgemacht, das ist echte Bauerntracht“, bestätigen ihn aber kaum. Und doch, Leinewand wird Leinewand bleiben, und der waldeckische Bauersmann wird trotzdem nach langen Jahren noch mit Stolz auf sein Wagentuch und seine leinenen weißen Säcke zeigen und sagen: So zäh und fest, so kernhaft auf die Dauer kann nur die Leinwand von der Mutter sein!



Abb. 161. Landau.

Von einer besonderen Tracht bei uns kann man kaum reden.

Im Jahre 1664 wurde verboten, samtene, seidene und kostbare Wandstoffe, Gold, Silber und Perlen zu tragen, damit der Unterschied zwischen Adeligen und Nichtadeligen auch äußerlich hervortrete. Auf dem Lande sollte nur eine Schnur oder ein seidenes Band um den Hut oder das Haar erlaubt sein, damit ein Unterschied zwischen dem Landmann und Bürger bleibe. Die Mode



Abb. 162. Freienhagen.

ändert und verwischt Altes, Hergebrachtes. Vor 70 Jahren sah man im Amte Eisenberg noch ältere Männer mit dreieckigem, großem Filzhut auf dem langen Haar, welches durch einen Holzkamm auf dem Hinterkopfe zusammengehalten wurde. In der Edergegend waren damals die einem Strumpfe ähnlich gestrickte, lange, wollene „Strumbetzel" mit Quaste und die „Polkaanken" modern. Der Sonntagsrock war kurz, vorn nicht schließend, mit großen, übersponnenen Knöpfen und breitem Aufschlag an den Ärmeln. Die Weste ging lang hinunter und bedeckte den Oberleib; ein kurzes Beinkleid, oft von Leder, ohne Träger, lange Strümpfe, Schuhe mit Schnallen vervollständigten den Anzug. Bei den ältern Frauen sieht man an hohen Festtagen enganschließende, weiße gefaltete Häubchen mit schwarzen Oberkäppchen, schwarze, breit gefaltete Tuchröcke. Das Haar wurde damals von den Frauen von der Stirn glatt und glänzend in zwei Zöpfen — oder in einem breiten Zopfe — (es gab „Luisen" und andere Zöpfe) fest auf dem Mittelkopfe zusammengeknüpft. Auf dem Kopfe sitzt ein rundes Geflecht, nach einem sog. „Neste" gebildet und von einem Kamm gehalten. (Abb. 163—166).



Abb. 163. Fürstenberg.

Mancher Bauer trägt noch heute gern und mit Stolz seinen Kittel. Es gibt aber nur noch wenige Dörfer, in denen die Bauernjungen im Kittel zur Schule kommen. (Abb. 167—169). Nachmittags gehen die Männer gern in einer blauleinenen oder einer gestrickten wollenen Jacke. Vielerorts weben sich die Frauen heute ihre Kleider und Röcke, Beiderwandzeug, selbst. Ältere Frauen gehen gern in der losen oder Bummeljacke. Viele Mädchen weben

auch ihr Bettzeug und ihre Handtücher (Dirlendei) selbst. Gewiß, der Bauer kann nicht mit zäher Starrköpfigkeit bei dem Alten verharren und gegen alle praktischen Neuerungen Augen und Ohren verschließen. Auch er soll in bezug auf Nahrung, Kleidung und Wohnung das Angenehmere und Bequemere sich aneignen.

Neben den Ackerleuten beherbergt das Dorf Handwerker. Bäcker, Leineweber, Schmiede, Stellmacher oder Wagner, Schreiner, Schuhmacher, Schlosser, Sattler, Maurer, Weißbinder, Schneider, Metzger, Uhrmacher, Zimmerleute finden hier ihren Erwerb. Viele köstliche Schwänke laufen noch um vom Schneider und Schuster, besonders aus der Zeit, als sie noch im Hause der Bauern schafften. Aber der Handwerker vergalt Gleiches mit Gleichem, wie man an dem Spruch sieht:

En Ackermann en Schlackermann,
Et geht nit für, wer 'n Handwerk kann.



Abb. 164. Wilhelm Oren und Ehefrau (Gashohl bei Rhoden).

Welche harte und anstrengende Arbeit war für die Zimmerleute früher das Bretterschneiden auf den langen und hohen Böcken. Die Schmiede arbeiteten sich ehemals im Winter einen großen Vorrat Hufeisen, Pflugschare, Nägel usw. Heute zeigt sich auch hier der Fortschritt überall. Fast jeder Handwerker schafft mit zweckentsprechenden Maschinen oder läßt in seiner Werkstatt sein Handwerksgeschirr durch einen Motor treiben. Durch die Fabriken und Warenhäuser ist die Existenz manches echten Dorfhandwerkers bedroht. Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß unsere Behörden die Einrichtung von Handwerkerschulen, die gewerblichen Fortbildungsschulen, fördern und Meisterkurse unterstützen und erhalten. Jeder unserer Dorfhandwerker ist auch nebenbei ein kleiner Landwirt; er besitzt und züchtet Vieh, bebaut

mit seinen eigenen Kühen seinen Acker oder gibt diesen einem Bauer „unterm Pflug". Er lernt die Freuden und den Erfolg der Landwirtschaft kennen, erntet selbst seine Brotfrucht, und die Arbeit draußen im Felde und auf der Wiese ist ihm eine Erfrischung nach dem langen Aufenthalte in seiner Werkstätte; dadurch wird er auch an die Scholle gefesselt. Dieses Miteinander- und Füreinanderarbeiten im Dorfe ist von unberechenbarem Nutzen.


Abb. 165. Vasbeck.

Im ganzen wird auf dem Dorfe auf gute Nachbarschaft gehalten, und in der Not werden viele freundliche Liebesdienste geleistet. Segensreich wirken in vielen Dörfern die Raiffeisenvereine, die Dorfsparkassen und Dorfkreditkassen. Durch sie ist schon mancher aus den Händen des Wucherers befreit.

Wohl in jedem waldeckischen Dörflein steht ein Gemeindehaus für Ortsarme, deren jedem unser Fürst jährlich zwei Meter Buchenholz, und die Gemeinde Armengeld schenkt. Außer der Armendirektion nimmt sich heute in vielen Dörfern der Frauenverein der Pflege und Unterstützung der Notleidenden an, gründet Kleinkinderschulen und stellt Diakonissen als Krankenpflegerinnen an. Sehr übel waren früher manche schwache Armen daran; sie hatten das „Rumessen", jeden Tag in einem anderen Hause, nach der Reihe „herum" und mußten dafür leichte Arbeiten verrichten. Und gar die Kranken! Ein Bild des Jammers waren damals oft die Krankenstuben. Wegen der Unkosten hofften die Dorfeingesessenen, daß ein solcher Kranker „es nicht zu lange mehr mache". Und heute? Dank der Invaliditäts- und Altersversicherung ist das Los solcher Leute erleichtert. Jetzt wandert die Gemeindeschwester über die Straßen des Dorfes. Glücklich die Gemeinde, welche eine Gemeindeschwester hat. Wo eine Kirche steht im Dorfe, da sollte auch eine Gemeindeschwester zu finden sein. Möchte doch jedes Kirchspiel wenigstens sich bald dieses Segens erfreuen.


Abb. 166. Berndorf.

Vergegenwärtigen wir uns nun zum Schluß das Leben des Bauern in Arbeit und Erholung im Laufe des Jahres.

Im zeitigen Frühjahr holt der Bauer den Pflug herbei, um sein Land zu beackern. Denn es erschallte der Ruf der Meise:

„Wetz den Schar! Wetz den Schar!"

Kommt ein Bauer zum ersten Male vom Felde heim, so kann er erleben, daß er von „lieben Händen" mit Wasser besprengt wird, damit ihn in diesem Jahre die Mücken nicht so stechen sollen. Die Sommerfrüchte werden gesäet, Kartoffeln geflanzt, die Wiesen gedüngt oder gestreut, geschleift, geeggt, Gräben geöffnet usw. Die Mutter gräbt den Garten um, säet den Samen von mancherlei Gemüse, um frühzeitig Pflanzen für das



Abb. 167. Schule in Bergheim 1880.

Feld zu haben, legt Erbsen, Bohnen und Dickwurzelkerne. Die Kleinen helfen mit und freuen sich, wenn sie den Kuckuck zum ersten Mal rufen hören; denn nun darf der Schincken angeschnitten werden.

Kuckuck, schniet Speck up.

Sonst wird dieser merkwürdige Vogel auch als Zukunftskünder mit dem Verse angerufen, wie z. B. in Flechtdorf:

Kuckuckes Knecht,
Sääg du mie recht,
Wuu lange sall ick leewen?
Beleeg mick nit,
Bedreeg mick nit,
Süß bist du din leewedaage en Schelm.

Der Schäfer zieht mit seiner Herde ins Freie, begleitet von einer großen Schar Jugend, die sich an den lustigen Sprüngen der jungen Lämmer erfreut. Bei ungünstiger Witterung geht es abends wieder zu den Ställen zurück; denn „es is nau nit alles raff", nämlich vom „Balken" (Boden). Späterhin lagert die Herde nachts draußen in den Hürden, und der Schäfer schläft in seiner Schäferhütte, unter welcher seine Hunde treue Wache halten. (Abb. 170).

In diese Zeit fällt das Osterfest. Am ersten Ostermorgen klettert der Vater mit seinen Kindern frühzeitig auf eine Anhöhe oder einen Berg, um die Sonne beim Aufgehen „tanzen" zu sehen. Für die Kleinen versteckt man hernach gekochte und buntgefärbte Eier, die bei gutem Wetter im Garten, bei Regenwetter im Hause oder in der Scheune zu suchen sind. Man schenkt auch wohl Kuchen in Hasenform oder die vom Zuckerbäcker aus der Stadt mitgebrachten Schokoladen- und Zuckereier und Zuckerhasen. Abends werden an manchen Orten, z. B. im Kreise der Twiste und des Eisenbergs, „Osterfeuer" angg'gekommen.



allmählich
in der Ämterverfass Fürstl.

In de… im 11. und 12. Jahrhundert begann aus der Klasse der Halb- und Unfreien in den Ministerialen, ursprünglich persönlichen Dienern, Hof- und Wirtschaftsbeamten und Kriegern der großen Grundherren, ein besonderer Stand emporzusteigen, der bald den freien Lehnsleuten des hohen Adels ebenbürtig zur Seite trat und auf der gemeinsamen Grundlage des ritterlichen Berufes mit ihnen zum niedern Adel verschmolz. Das Ansehen und die Macht des neuen Standes wuchsen um so mehr, je dringender mit dem um sich greifendenden Zerfall des Reiches und den zunehmenden innern Kämpfen die Großen ihrer bedurften. Um den Adel an sich zu fesseln, bald auch sich seiner Übergriffe zu erwehren, blieb besonders den geistlichen Großen nichts anderes übrig, als ihn mit bedeutenden Lehen auszustatten. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts war der ausgedehnte Grundbesitz Corveys, der noch gegen Ende des 12. Jahrhunderts von ihm in zahlreichen Villikationen — Münden, Immighausen, Goddelsheim, Helmscheid, Twiste, Cülte, Lütersheim und anderen bewirtschaftet wurde, zersplittert und fast ganz in fremden Eigen-,

Lehn- oder Pfandbesitz übergegangen. Auch die Gründung und Ausstattung der waldeckischen Klöster im 12. und 13. Jahrhundert hat wohl einen Teil der großen Villikationen zur Auflösung gebracht. Die Lage der Bauern blieb zunächst die alte, nur daß sie ihre Abgaben nicht mehr an den Villikus des bisherigen Grundherrn, sondern direkt an den neuen Herrn, der vielfach in der Nähe, zuweilen auch auf dem alten Haupthof saß, zu entrichten hatten. Die Dienste fielen häufig fort. Aber das bäuerliche Besitzrecht sollte bald, und zwar auch da, wo sich die Villikationen zunächst noch erhalten hatten, von Grund aus umgestaltet werden: aus halbfreien, aber mit unentziehbarem Besitzrechte ausgestatteten und nur zu festen, nicht erhöhbaren Abgaben verpflichteten Bauern wurden freie, auf kurze Zeit oder Kündigung angesetzte Pächter. Schon früher hatte man die Meier, die Wirtschaftsbeamten der Villikation, versuchsweise zu solchen Pächtern gemacht, um ihren Übergriffen zu begegnen. Daher die Bezeichnung „Meierrecht", „meierstättisches Recht" für das neue Besitzrecht der Bauern.

Ehe wir auf die noch nicht völlig klaren Ursachen dieser Umwandlung eingehen, muß der Entstehung der waldeckischen Städte im 12. bis 14. Jahrhundert gedacht werden. Von mächtigen Stadtherren, den Bischöfen von Paderborn, den Grafen von Waldeck beschirmt und mit zahlreichen Privilegien ausgestattet, sehen wir sie bald sich ausdehnen und fremder Bevormundung entwachsen. Handel und Gewerbe ließen den Städter, der hinter seinen Stadtmauern noch am ehesten Schutz gegenüber dem immer mehr zum Raubrittertum ausartenden Adel fand, früh zu Reichtum und Einfluß gelangen; einjähriger unbehinderter Aufenthalt in der Stadt machte frei; so ist es leicht erklärlich, wenn von allen Seiten die Menschen in die Städte strömten, wenn ganze Dörfer in ihrer Umgebung verlassen wurden. Es ging eine Bewegung durch die Bevölkerung, wie wir sie heute sich vollziehen sehen; noch jetzt sind uns in vielen ragenden Kirchenbauten Zeugen von dem Wohlstand der mittelalterlichen Stadt, von der Tatkraft und dem Gemeinsinn ihrer Bewohner erhalten. Gar manche Aufgabe, die bisher den großen Grundherren obgelegen hatte, ging auf sie über.

Ist man bisher der Meinung gewesen, daß die oben geschilderte Umwandlung des bäuerlichen Besitzrechtes auf das Bestreben der Grundherren zurückgehe, ihre zu den gesteigerten Erträgen des Bodens schon lange nicht mehr im Verhältnis stehenden Abgaben erhöhen zu können, so scheint

dem Verfasser diese Ursache wenigstens für die spätere Zeit allein nicht auszureichen. Wir haben eben gesehen, wie die ländliche Bevölkerung zu Gunsten der Städte zurückging. Dieser Rückgang hielt im 14. und 15. Jahrhundert unvermindert an. Verheerende Seuchen, — unter ihnen der „schwarze Tod" von 1349 — ein fast ununterbrochener Fehdezustand haben den Ausgang des Mittelalters für unser Volk zu einer Leidenszeit gemacht, wie sie schlimmer kaum der dreißigjährige Krieg gebracht hat. Selbst die Städte gingen zurück, um wie viel mehr das platte Land. Zahlreiche Orte, mehr als die Hälfte aller bestehenden, sind damals untergegangen. Welcher Grundherr hätte da seine Bauern freilassen wollen, wer ihre Lasten erhöhen können? Im Gegenteil sehen wir die Grundherren bestrebt, Bauern zur Neubesetzung ihrer erledigten Güter heranzuziehen. Das konnten sie nicht erreichen, ohne ihnen die bei dem Menschenmangel so wertvolle Bewegungsfreiheit zu lassen. Das Meierrecht, das den Besitz am Schluß der Pachtzeit endigen ließ, nicht an die Scholle band, war hier am Platze. Höhe der Abgaben und Dienste, Dauer der Pachtzeit, Vorbehalt des „Abzugsrechtes" nach ihrem Ablauf, das Versprechen, dem Meier die von ihm zur Verbesserung des Gutes gemachten Aufwendungen, die „Bau und Besserung", zu vergüten, waren die Hauptpunkte, die im „Meiervertrage" zwischen Gutsherrn und Bauer abgeredet wurden.

Erst im 16. Jahrhundert, als die erstarkte Landesherrschaft dem erschöpften Lande wieder Ruhe und Frieden brachte, unter ihrem Schutze die Bevölkerung schnell zunahm, und die Getreidepreise andauernd stiegen, drohte das Kündigungsrecht der Grundherren, bzw. die kurze Pachtdauer dem Bauernstande verderblich zu werden. Die Grundherren suchten nicht nur die Lasten ihrer Bauern zu steigern, sondern ihr tatsächlich schon vielfach erblich gewordenes Besitzrecht wieder zu einem Zeitpachtverhältnis herabzudrücken, ja die Bauerngüter nach Entsetzung der Bauern mit ihren eigenen Gütern zu vereinigen, zu deren Bewirtschaftung sie nach Verdrängung der Ritter- durch Söldnerheere in Ermangelung einer andern Beschäftigung allenthalben übergegangen waren. Diesen Bestrebungen erfolgreich Einhalt getan zu haben, ist das große Verdienst der Landesherren gewesen, die durch Einziehung der Klöster selbst die reichsten Grundherren geworden waren. Freilich gebot ihr eigenes Interesse ihnen die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes. Zur Aufbringung der Söldnerheere bedurfte man eines solchen, und die Einziehung von abgabenpflichtigem Bauernlande durch

gebrochen; in Berich sieht man zwei Platten solcher am Fußboden liegen. Erhalten hat sich auch auf dem Lande noch hier und da der alte Flügel- oder Schnitzaltar. Bald sind alle Flügel gemalt (Netze) oder geschnitzt (Cülte), bald haben sich Malerei und Bildnerei in die Arbeit geteilt (Berich, Waldeck, Braunau). Meistens sind nur noch Bruchstücke da, die sorgfältige Beachtung verdienen (N.-Waroldern, Kleinern, Bergheim, Rhadern usw.). An die Stelle des mittelalterlichen Schnitzaltars ist häufig der Altaraufsatz des Barock (18. Jahrh.) getreten, in reicher oder in einfacher Ausbildung (Berndorf Abb. 200; Usseln, Meineringhausen, Münden, Strothe, Sudeck). In Helsen und Bringhausen (Abb. 202) erhebt sich über dem Altar ein von 4 Palmen getragener Aufbau. Man trifft leider nicht allzuselten im Chor über dem Altar die Kanzel (Anraff, Königshagen, Alt-Wildungen, O.-Waroldern, Hemfurt), in wunderlicher Anordnung in Bringhausen und N.-Waroldern. Das ist eine liturgische Verirrung.



Abb. 192. Bergfreiheit.

Der alte Taufstein, ein massiges Becken aus einem Stein und entweder gar nicht oder nur sparsam verziert, ist überall schon längst außer Brauch gesetzt und darum bis auf wenige Exemplare (z. B. Netze, Flechtdorf, Mühlhausen) leider verschwunden; der Ersatz war nicht immer ein glücklicher. Ähnlich ist es dem Gotteskasten ergangen, einem eisenbeschla-



Abb. 193. Braunsen.

genen, schweren Kasten, in welchen die sonntäglichen Gaben der Gemeinde eingelegt wurden. Zu den größten Seltenheiten gehört jetzt die an der Kanzel aufgehängte Sanduhr.

In der Mehrzahl der Kirchen beobachtet man noch größere oder kleinere Wandnischen, die mit einem Eisengitter verschlossen waren oder sind. Sie dienten in katholischer Zeit zur Aufnahme der geweihten Hostie (Sakramentshäuschen).



Abb. 194. Frebershausen.

Selten sind in der Dorfkirche Toten-Gedenktafeln und Grabdenkmäler (N.-Ense, Meineringhausen, Twiste); diese letzteren trifft man hauptsächlich da, wo ein Adelsgeschlecht seinen Sitz hatte.

Der Turm ist der vornehmste Schmuck der Kirche, aber er hat auch praktische Aufgaben zu erfüllen; in seiner Höhe trägt er das mächtige Uhrwerk, welches mit seinem Anschlag die Stunde anzeigt, und die Glocken, deren eherne Stimme mit vollem Klang weithin ertönt, sei es zu Ernst, sei es zu Freude. Es ist eine schöne Sitte unseres Volkes, daß das Mittags- und Abendläuten „Betglocke" ist. In vielen Dorfkirchen findet man noch Glocken von hohem Alter. Die Form und noch sicherer die Inschrift bezeugen es. So liest man auf einer Glocke in Nerdar vom Jahre 1531: Sanctus Pancratius. To ropen de lebendigen to Kerke. Es ist bekannt, daß die katholische Kirche die Glocken „tauft", daher der Name „heiliger Pancratius" auf dieser Glocke. Ebenso gehört der katholischen Zeit an die eine Glocke in Königshagen mit der Inschrift Ave, Maria (sei gegrüßt, Maria). Jesus Christus. Amen. Die katholische Marienverehrung kommt zum Ausdruck auf einer Glocke in Giebringhausen in den Worten: Sancta Maria, ora pro nobis (heilige Maria, bitte für uns). Seit der Reformationszeit werden gern



Abb. 195. Münden.

Bibelsprüche und Liederverse verwendet, und die lateinische Sprache verschwindet mehr und mehr. Es wird auch der Gießer genannt (Eppe, Königshagen). Die weitverbreitete Meinung, daß Glockeläuten das Gewitter vertreibe, ist z. B. an der Glocke in Adorf ausgesprochen.



Abb. 196. Königshagen.

Wie die Dorfkirche ihre eigene Art hat, so auch das ländliche Pfarrhaus. Es ist ein Fachwerkbau; in dem Gefüge der schwarzen oder braunen Balken liegen die weißen Wandflächen (Adorf, N.-Ense S. 271; Fürstenberg S. 142). So gehört es ganz in seine Umgebung, nur hat man ihm eine etwas vornehmere Erscheinung gegeben. Es ist ein auf eine höhere Stufe erhobenes Bauernhaus. Wenn in jüngster Zeit hier und da



Abb. 197. Buhlen.

in den Dörfern Pfarrhäuser entstanden sind, die richtige Stadthäuser sind und daher in ihrer Umgebung notwendigerweise fremdartig und unbehaglich

erscheinen, so muß man das als einen Mangel an geschichtlichem Verständnis beklagen. In anderen Fällen ist das ursprüngliche Fachwerk durch Verputz leider zerstört worden (Rhoden S. 38, Wellen Abb. 203; jetzt auch das Nicolai-Pfarrhaus in Mengeringhausen).

Ich schließe mit einem Wunsche. Die alte, schlichte, trauliche Dorfkirche möge als ein teures Vermächtnis der Vorzeit von den Gegenwärtigen in Ehren gehalten werden. Man hüte sie in ihrer Eigenart, so weit es nur angeht; wo aber die wirkliche — nicht die oft nur eingebildete — Notwendigkeit eintritt, an ihr zu bessern, da ziehe man Kundige zu



Abb. 198. Bergheim.

Rate und überlege wohl, ehe man handelt. Vieles ist in früherer Zeit bis in unsere Gegenwart hinein für immer verdorben und nicht wieder gut zu machen, um so mehr sei man für die Zukunft beflissen, wenigstens zu erhalten, was noch zu erhalten ist. Denn nächst dem Elternhause ist es das Gotteshaus, das mit unserem Leben am engsten verflochten ist.

Auch wo auf dem Lande neue Gotteshäuser zu bauen sind, darf nicht die Stadtkirche, die auf das Stadtbild eingerichtet ist und im Dorfe immer ein Fremdling bleiben wird, als Vorbild dienen, sondern die alte Dorfkirche, das echte Kind des Landes, muß dem Erbauer den Weg zeigen.

Dieser Weg soll allerdings nicht einfache Nachbildung, sondern freie Wiederholung in zeitgemäßer Weiterbildung sein.

Zahllose Dorfkirchen sind im Laufe der Jahrhunderte mit den Dörfern selbst verschwunden. Nur hier und da ragen sie als Ruinen einsam im Felde empor, die „Kreuzkirche" bei Züschen, einst ein schöner gotischer Bau (S. 95), die bedeutsamen Reste der Alt-Rhodener Kirche, malerisch ausgebreitet inmitten eines alten Friedhofs (S. 35), ohne Zweifel ein hervorragendes Werk romanischen Stils, die geringen Überbleibsel der Klingerkirche bei Sachsenhausen (S. 64) und der Esbecker Kirche bei Adorf



Abb. 199. Twiste.

(S. 166). Sie bedürfen des Schutzes, und dieser sollte ihnen nicht versagt werden.

Aus alten Inventarverzeichnissen wissen wir, daß auch die Dorfkirchen früher im Besitz wertvoller Geräte waren. Vergoldete Abendmahlskelche aus Silber werden öfters genannt, ebenso silberne Teller für die Hostie. Ferner Hängeleuchter und Standleuchter aus Kupfer oder Zinn, Hostienbüchsen, sog. Monstranzen, in welchem nach katholischer Sitte die geweihte Hostie zur Schau gestellt wurde, „Sakramentshäuschen" zur Aufbewahrung der Hostie. Dazu kamen die Altardecken und Priestergewänder, welche der katholische Gottesdienst brauchte. Dieser ganze Besitz ist bis auf geringe

Reste verschwunden. Ein Teil, die für den evangelischen Kultus überflüssigen Gegenstände, wurde bei der Einführung der Reformation zum Besten der Kirchenkasse verkauft. Anderes wurde im 30jährigen Kriege Soldatenbeute.



Abb. 200. Berndorf.

Ein merkwürdiges Stück besitzt die Kirche in Schmillinghausen (jetzt in den Fürstlichen Sammlungen zu Arolsen), ein viereckiges, reich mit Gold- und Silberfäden besticktes seidenes Tuch mit den Darstellungen Christi, Johannis des Täufers, der Maria und einiger Engel. Der Stil und die griechischen Inschriften weisen nach Osten als Heimat. Man muß an-



Abb. 201. Böhne.

nehmen, daß ein waldeckischer Kreuzfahrer oder Wallfahrer nach dem heiligen Lande diese Stickerei als Andenken mitgebracht und an die Kirche in Schmillinghausen geschenkt hat.

Im Anfange der Reformation fehlte es auch in Waldeck nicht an stürmischen Köpfen, welche, wie in reformierten Kirchen fast allgemein war,



Abb. 202. Bringhausen.

die Bilder in den Kirchen und, was sonst an den katholischen Gottesdienst erinnerte, gewaltsam zu zerstören versuchten. Dazu gehörten der Pfarrer und der Lehrer in Stadt Waldeck, welche 1532 in der Klosterkirche zu Berich solches unternahmen. Sofort aber erfolgte eine strenge Verwarnung des Landesherrn, die ihren Erfolg nicht verfehlte.



Abb. 203. Pfarrhaus in Wellen.

Anderswo allerdings, wo die Bevölkerung fortfuhr, die Bilder der Heiligen abergläubisch zu verehren, hat man wohl, z. B. in Goddelsheim, diese Bilder entfernt. Doch waren dies seltene Ausnahmen, und wir würden heute in den Dorfkirchen noch in viel größerer Zahl mittelalterliche Schnitzwerke finden, wenn nicht in späterer Zeit — und hier trifft die Pfarrer die Hauptschuld —

der geänderte Geschmack und Verständnislosigkeit sie beseitigt oder verkommen lassen hätten. Natürlich ist auch in den Kriegszeiten, wo die wilden Horden wohl die Kirche zum Lager machten oder in ihr Inneres Brand legten, vieles zu Grunde gegangen.

Die Dorfkirche umzieht der Friedhof und vollendet den eigenartigen Eindruck, der von ihr ausgeht; genannt seien nur Welleringhausen und Alt-Rhoden. Generationen sind hier zur ewigen Ruhe um das alte Gotteshaus gebettet, in dem sie Trost für Leben und Tod fanden. In der Gegenwart löst sich der Friedhof mehr und mehr von der Kirche; es ist eine Notwendigkeit, aber man sollte in diesem Falle den alten Friedhof in seiner Erscheinung als Friedhof wenigstens erhalten.

Sechster Teil.

Geschichte des Fürstentums Waldeck.

Von Victor Schultze.

Die germanische Zeit.

Wir versetzen uns in das Jahr der Geburt Christi. Einen ganz andern Anblick als jetzt bot damals unser Land. Wo weite Ackerflächen und Wiesen in Tal und Höh sich breiten, standen Wälder, hoch und dicht, in denen das dumpfe Geheul des Wolfes erscholl, und Bär und Elch in reichem Wildstande nicht fehlten. Fluß und Bach rauschten voller; in den Niederungen drohten gefährliche Moraste. Nur schmale Pfade führten durch das unwirtliche Gebiet zu kleineren und größeren Lichtungen, wo in niedrigen, schilfgedeckten Hütten unsere Vorfahren wohnten. In Ackerbau und Viehzucht, noch mehr in der Jagd, fanden sie ihre Nahrung. In den Flußtälern der Eder und Diemel und an den Mündungen der dort einlaufenden Bäche mögen sie am dichtesten gesessen haben, ein urwüchsiges Volk, in Sitte, Zucht und Religion fest gegründet nach der strengen Weise der Väter. In heiligen Hainen, auf Bergeshöhen, an Quellen opferten sie ihren Göttern. Die Namen „Opferberg" (bei Höhnscheid) und „Opperbach" (bei Alraft) erinnern noch daran; dem Gott Thor war auf dem Johanniskopfe bei Wellen ein heiliger Baum geweiht, die Göttin Ostara lebt noch in den Bergbezeichnungen „Osterberg" (Wethen) und „Osterkopf" (Usseln) und in dem auf den Höhen flammenden Osterfeuer fort. Der oberste Gott Wodan ist zum wilden Jäger geworden, der in Sturmesbrausen die Lüfte durchfährt, ihm voraus der Schimmelreiter. Die Göttin Hulda ist als Frau Holle in Volksmärchen noch gegenwärtig, und die Riesen und Zwerge und die bösen und die guten Geister, welche einst die religiösen Vorstellungen unserer Vorfahren erfüllten, sind im Glauben und in den Erzählungen unserer Gegenwart noch nicht erstorben.

Am Kampfe fand der Mann seine höchste Freude. Schwert und Speer waren ihm lieber und vertrauter als Pflug und Hacke, die er gern den Frauen überließ. Wilde Tapferkeit vor dem Feinde zeichnete ihn aus. An die Wehrhaftigkeit des Mannes erinnern die hier und da, z. B. bei Lütersheim, gefundenen Streitäxte, auch die hohen Grabhügel, die sog. Hünengräber, — besonders zahlreich in Pyrmont — unter denen die Asche oder der Leib des Toten, neben ihm die Waffe, ruht.

Im südlichen Teile des Landes, im Edergebiet, saß das weit nach dem Rhein hin sich erstreckende mächtige Volk der Chatten, kriegerische Männer, erbitterte Feinde der eroberungssüchtigen Römer, die in der Varusschlacht unter dem Helden Armin mitkämpften und aus Niederlagen immer wieder zu neuen Freiheitskämpfen sich erhoben. Als im Frühling 15 n. Chr. der römische Feldherr Germanicus einen raschen und erfolgreichen Vorstoß gegen die Chatten unternahm, wobei Greise, Frauen und Kinder niedergemetzelt wurden, hat er wahrscheinlich auch unsere Edergegend betreten. Die Chatten, deren Namen heute noch in dem Worte „Hessen" nachklingt, gehörten zu dem großen Stamme der Franken (d. h. Freien) und haben später auch diese Bezeichnung angenommen.

Den nördlichen Teil Waldecks bewohnten die Cherusker, welche aber schon gegen Ende des 1. Jahrhunderts von den Chatten unterworfen wurden. Dann gerieten sie in die Hand der Sachsen (von „Sax", einem kurzen Schwerte), die von Norden und Nordwesten herandrängten und schließlich fast das ganze Gebiet vom Rhein bis zur Elbe und nördlich bis zur Eider hin innehatten. Die Cherusker verschmolzen sich völlig mit ihnen und nahmen ihre Sprache und ihre Stammeseigentümlichkeiten an. An diese Zeit erinnern heute noch die Ortsnamen Sachsenberg und Sachsenhausen. So lagerten sich in Waldeck Chatten (Franken) und Sachsen nebeneinander, nicht als friedliche Nachbarn, sondern als alte Stammesfeinde, und hin und her mögen Einfälle und Kämpfe gegangen sein, bald für die Einen, bald für die Andern erfolgreich. Daher hat die Grenze zwischen beiden sicherlich geschwankt, wenn auch nur in geringem Umfange. Wenn sie als politische Grenze unter Karl d. Gr. verschwunden ist, so lebt sie heute noch als Sprachgrenze fort in der Linie etwa Münden, Dalwigkstal, Asel, Basdorf, Ober-Werbe, Sachsenhausen, Freienhagen (vgl. den 2. Teil „Das Volk und seine Sprache", S. 183ff). Noch mehr aber empfinden wir den Stammesunterschied in der volkstümlichen Eigenart des Nord- und des Süd-Waldeckers in Charakter, Sitte und Geschichte. Der Sachse hat eine

ruhige und sichere Art. Mit den überkommenen Anschauungen und den Gewohnheiten seines Lebens ist er fest verwachsen, nur langsam und in vorsichtiger Prüfung schreitet er vom Alten zum Neuen; die Vergangenheit mit ihren hohen Gütern Sitte und Religion hat an ihm einen treuen Hüter. Daraus erklärt sich eine gewisse Zurückhaltung, die sogar zum Mißtrauen werden kann, aber dahinter ruhen ein starker Wille, eine bewußte Kraft und ein treues Herz. Der Franke hingegen ist beweglich, rasch im Entschluß, vorwärtsdringend. Das Neue macht Eindruck auf ihn, er fühlt sich nicht in dem Maße wie der Sachse an das Herkommen gebunden, in Schwierigkeiten weiß er sich rasch zurechtzufinden. Beide Stämme aber verbindet die gleiche Liebe zum heimatlichen Boden, dasselbe Empfinden für sittliche Zucht in Haus und Gemeinde und tiefe Ehrerbietung gegen die Religion.

Karl der Große.

Die Anfänge der Ausbreitung des Christentums in Waldeck sind unbekannt. Es ist möglich, daß einzelne Männer, deren Namen wir nicht kennen, das Evangelium schon früh hier gepredigt haben oder, daß es auf dem Wege des Verkehrs hier und da Eingang gefunden hat, aber davon hat sich jedenfalls keine Kunde erhalten. Der erste Verkündiger des Christentums auf waldeckischem Boden, von dem wir wissen, ist Bonifatius, der 723 in Hessen eingetroffen war, um dort sein schon früher begonnenes Missionswerk fortzusetzen. Sein Weg führte ihn dahin, wo die Eder das waldeckische Land verläßt. Unweit des Dorfes Geismar stand ein heiliger, dem Gotte Thor geweihter Baum, den die umwohnenden Heiden in großer Verehrung hielten. Bonifatius entschloß sich, ihn gewaltsam zu zerstören. Darüber berichtet der Priester Willibald nach Mitteilung von Augenzeugen: „Er unternahm es, eine ungeheure Eiche, die mit ihrem alten heidnischen Namen Joviseiche (d. h. Thorseiche) hieß, an einem Orte namens Gäsmerä (Geismar), im Beisein der ihn umgebenden Knechte Gottes zu fällen. Als er nun in kühner Entschlossenheit in Gegenwart einer großen Menge von Heiden, die ihn als einen Feind ihrer Götter zornig verfluchten, anhub und erst ein wenig den Baum angeschlagen hatte, stürzte, wie von einem höheren, himmlischen Sturme erfaßt, die gewaltige Eiche sogleich zu Boden, ihr Wipfel brach und, wie auf göttlichen Befehl, barst sie gleich in vier Teile und, ohne daß Jemand von den Umstehenden Hand angelegt hätte, lagen diese vier Stücke in gleicher Länge vor aller Augen am Boden. Als dies die umstehenden Heiden sahen, wurden sie gläubig, und ihre Ver-

wünschungen verwandelten sich in Lobpreis Gottes. Dann erbaute der hochheilige Vorsteher, nachdem er mit den Brüdern sich beraten, aus dem Holze eine Kapelle, die er dem heiligen Petrus weihte." — Um der christlichen Mission noch mehr Halt zu geben, wurde in Fritzlar ein Kloster und auf dem Büraberge ein Bischofssitz gegründet, der später aber nach Fritzlar verlegt wurde.

Es ist begreiflich, daß die bedeutungsvolle Stätte der Donnereiche und der Kapelle in der Erinnerung sich bis auf diesen Tag erhalten hat. Als vor einigen Jahren dort Ausgrabungen vorgenommen wurden, stieß man



Abb. 204 Die Johanniskirche bei Züschen.

auf einen viereckigen gemauerten Raum von etwa 8 Schritt Länge und 6 Schritt Breite, der an der Langseite einen Eingang hatte (Abb. 204), offenbar der Rest eines zerstörten oder zerfallenen Kirchleins. Diese Mauern sind entweder der Unterbau der Bonifatiuskapelle oder ein späterer Ersatz derselben; in jenem Falle haben wir uns den verschwundenen Oberbau aus Holz hergestellt zu denken. Zahlreiche Scherben, Tierknochen und andere Gegenstände (jetzt in der Garvensburg in Züschen), die man in der Nähe fand, stellen fest, daß die Kapelle im Mittelalter besucht worden ist. In der Nähe befindet sich auch eine gemauerte Quelle, aus der getauft sein mag;



Fürst Friedrich.

in Anknüpfung daran kann der Bergkopf, der sicherlich früher einen heidnischen Namen hatte, den Namen Johannis des Täufers erhalten haben.

Wir wissen nicht, wie tief die Mission des Bonifatius in das waldeckische Land eingedrungen ist; wahrscheinlich blieb sie auf das untere Edertal beschränkt. Es war Karl d. Gr. vorbehalten, das Land in seinem ganzen Umfange dem Christentume zu unterwerfen. Alle deutschen Stämme gehorchten ihm, nur die Sachsen behaupteten noch ihre Freiheit, und die Kämpfe mit ihnen störten fortwährend die friedliche Entwicklung an den Ostgrenzen seines Reiches. So faßte er den Entschluß, sie zu bezwingen und gewaltsam seinem Reiche und der darin herrschenden Religion, der christlichen Kirche, einzugliedern, eine schwierige Aufgabe, die er in langjährigen, rücksichtslosen Kämpfen (772—804) mit Feuer und Schwert durchführte. Der wilde Haß machte auf beiden Seiten die Kriegsführung zu einer grausamen, schonungslosen. Ströme Bluts mußten vergossen werden, ehe die stolzen Sachsen ihren Nacken beugten. Karl begann den Krieg 772 mit der Eroberung und Zerstörung der Hauptveste Eresburg (Stadtberge) an der Diemel; auch ein berühmtes Heiligtum der Sachsen, die Irminsul, ein mächtiger Baumstamm in einem heiligen Haine, wurde samt allem, was dazu gehörte, dem Boden gleich gemacht. Damals wird das fränkische Heer auch unser Land berührt haben. Aber bereits 773 oder 774 erhoben sich die Sachsen wieder und breiteten sich plündernd in Hessen aus; wer konnte, flüchtete in die Veste Büraburg auf hohem Berge hinter Wall und Mauern. Von hier aus machten die Belagerten auf die Sachsen, unter denen sich zweifelsohne auch waldeckische Sachsen befunden haben, einen erfolgreichen Ausfall. Doch konnte die Zerstörung Fritzlars nicht gehindert werden, noch, daß die Sachsen die dortige Kirche verächtlich als Pferdestall benutzten. Der Aufstand wurde endlich durch Karl niedergeworfen, die verloren gegangene Eresburg wiedererobert, aber dann loderte er von neuem auf, und wieder erschien eine fränkische Heeresmacht, um den früheren Zustand wieder herzustellen. Das Ende war, daß mit dem großen Sachsenvolke auch die Sachsen in unserem Lande ihren Widerstand aufgaben und dem fränkischen Reiche einverleibt wurden, das nun alle deutschen Stämme in sich vereinigte. Diese politische Einheit fand ihre Ergänzung und Sicherung durch die religiöse und kirchliche Einheit. Denn Karl hatte von Anfang an den Krieg auch als Religionskrieg gefaßt; daher wurde den Besiegten die Taufe als Bedingung auferlegt. Natürlich lebte der Götterdienst noch lange in der Verborgenheit weiter, und noch länger hielt sich heidnischer Glaube in den Herzen.

Das eroberte Land wurde durch Burgen gesichert. Die in Waldeck (Twiste, Waroldern, Lengefeld, Quast und sonst) erhaltenen Ringwälle (Heidenschanzen) mögen zum Teil Reste von Befestigungen aus jener Zeit sein, doch läßt sich nicht immer mit Sicherheit bestimmen, ob sie sächsischen oder fränkischen Ursprungs sind. Alle überragt die Schwalenburg bei Schwalefeld (Abb. 205; das Dorf S. 177), wo eine mächtige Bergeshöhe mit mehrfachem Wallring und Graben zu sicherem Schutze umzogen ist. Die durch Fürst Friedrich dort ermöglichten Ausgrabungen haben bisher nicht entscheiden können, ob diese Burg fränkischen oder sächsischen Ursprunges ist. An der Diemel entstand wahrscheinlich eine Grenzmark, die durch Grenzwehren und mit Wall und Graben gesichert war, und in deren Nähe Königshöfe angelegt waren. Diese Grenzmark wurde mit dem von Franken be-



Abb. 205. Die Schwalenburg.

wohnten Hessengau vereinigt und von Grafen fränkischer Abstammung verwaltet. Doch gehörte der westliche Teil des Landes zum Ittergau. An den Hessengau erinnert heute noch der Hessenwald bei Helsen.

Auch die Kirche breitete ihre Organisation über das eroberte Land aus; Pfarreien, Bistümer und Klöster entstanden. Diese wurden durch eigenen Erwerb oder durch Schenkung vielfach Grundherren. So bildete sich neben dem einheimischen sächsischen Adel eine neue Gruppe von Herren, die wie jener auf Höfen oder in Burgen saßen; zu dem alten Adel kam ein neuer Adel, auch in Waldeck. So sehr die Sachsen den Verlust ihrer Freiheit empfinden mußten, so brachte ihnen die Neuordnung doch auch nicht geringe Vorteile. Mit dem Christentum kam Kultur in das Land; der Ackerbau gewann eine größere Ausdehnung, der Handel zog Wege, die er früher gar nicht oder nur flüchtig betreten hatte. Auch politisch er-

stärkte das Volk, und hundert Jahre nach dem Tode seines Besiegers wurde in Fritzlar ein Mann aus seinem Stamme, Herzog Heinrich, als deutscher König ausgerufen; dieser, Heinrich I. (919—936) und sein Sohn Otto I. (936—973) gehören zu den größten Trägern der deutschen Kaiserkrone.

Entstehung und Wachstum der Grafschaft Waldeck.

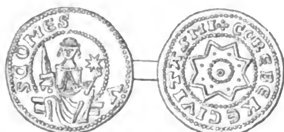
Auf waldeckischem Boden waren weltliche Herren, Kirchen und Klöster in größerem oder geringerem Umfange begütert, ohne daß sich in den meisten Fällen sagen läßt, wann und wie dieser Besitz erworben wurde. Unter ihnen werden auch Herren von Waldecke genannt, welche die Burg Waldeck inne hatten und darnach ihren Namen führten. Näheres ist über sie nicht bekannt; mit den späteren Grafen zu Waldeck stehen sie in keinem Zusammenhange, wie sie auch ein anderes Wappen führten. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. starb dieses Geschlecht aus, aber schon ungefähr 200 Jahre vorher war der Besitz in andere Hand übergegangen, nämlich der Grafen von Schwalenberg.



Abb. 206. Die alte Schwalenburg (Lippe).

Diese Grafen, lange die mächtigsten Herren in Westfalen, auch im Waldeckischen reich begütert, führten ihre Geschichte bis in die Zeit Karls des Großen zurück. Im Weserberglande, in jetzt lippischem Gebiete, lag ihre Burg, die Schwalenburg, von der jetzt nur noch geringe Reste da sind (Abb. 206), hernach die Oldenburg d. h. „Olde (alte) Burg" genannt, seitdem Graf Volkwin III. zwischen 1227 und 1235 eine neue Burg und eine Stadt, das jetzige Schwalenberg, gegründet hatte. Deutlich wird die Geschichte der Schwalenberger mit Wittekind I. (1113—1137), einem angesehenen, von den Kaisern hochgeschätzten Manne, der klug und tatkräftig das Gebiet

zu erweitern verstand. Doch bald nach ihm beginnt das Geschlecht vorübergehend zu entarten. Bluttat und Raub brachten es in Konflikt mit weltlichen und kirchlichen Gewalten. Von den zwei Söhnen Wittekinds wurde der eine, Wittekind II. († c. 1185), der Stammvater der Grafen von Pyrmont, der andere, Volkwin I. (1128—1178), brachte um 1150 die Burg Waldeck in seinen Besitz und besaß zugleich die Schutzvogtei des Klosters Arolsen. Sein ältester Sohn Wittekind III. († c. 1190) hatte seinen Wohnsitz auf der Burg Waldeck und führte zuerst den Namen eines Grafen von Waldeck (1180). Name und Besitz gingen nach seinem Tode (er starb auf der Rückreise von einem Kreuzzuge) auf seinen Bruder Hermann über, aber erst mit dem Neffen beider, Adolf I. (1218—1270), trat die dauernde Lösung von den Schwalenbergern ein, und wurde unser jetziges Fürstenhaus begründet. Graf Adolf war ein sehr tätiger Mann und eifrig bemüht, den überkommenen Besitz zu mehren. Er ließ in Corbach münzen; eine Prägung zeigt uns sein Bildnis in ganzer Figur auf einem Throne (Abb. 207). An ihn erinnert heute noch die Grabkapelle, die er in Netze an der Nordseite der Klosterkirche erbauen ließ, und in der hernach zahlreiche Glieder seines Hauses bestattet wurden. Durch Kauf, Verpfändung und Heirat wuchs der Umfang der jungen Grafschaft rasch. Die eheliche Verbindung mit hohen Häusern, wie Lippe, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, Brandenburg, Cleve, bezeugt das Ansehen, dessen die Waldecker Grafen schon damals sich erfreuten.


Abb. 207. Münze des Grafen Adolf. Vorderseite: der Graf sitzend, in der Rechten das Schwert, in der Linken den achtstrahligen Stern. Die Umschrift nur zum Teil erhalten. Rückseite: nochmals der achtstrahlige Stern und die Umschrift Corebeke civitas (Stadt Corbach).

Adolf überlebte seinen für die Nachfolge bestimmten Sohn Heinrich II. Dieser hinterließ drei Söhne, Adolf, Gottfried, Otto; sie vereinbarten, daß demjenigen das Land zufallen solle, welchen die Tochter des Landgrafen von Hessen wählen würde. Die Wahl fiel auf den jüngsten, Otto I. (1268—1305); die beiden andern Brüder gingen darauf in den geistlichen Stand. Otto war ein kriegserfahrener Herr; in einer Fehde mit den Rittern von Strive und von Adelebsen gefangen genommen, wurde er in schmählicher Weise erdrosselt. Erst Jahre nachher erzwangen die Söhne Ottos die Sühne. Mit 100 Reitern erschienen die Herren von Adelebsen

in Netze, wo Otto bestattet war, betraten, wie auch ihre Gefolgschaft, im Büßerhemd und mit brennender Kerze die Kirche und wohnten einer Seelenmesse für den Toten bei. Dann erbaten sie sich durch einen Fußfall vor den Grafen Verzeihung und verpflichteten sich außerdem zu bestimmten Sühneleistungen.

Bekannter als Otto ist in der waldeckischen Geschichte sein Urenkel Heinrich V. der Eiserne (1369—1397), ein kriegerischer Mann und mit jenem Beinamen bezeichnet, weil man ihn in eiserner Rüstung zu sehen gewohnt war. Seine landesherrlichen Rechte hielt er mit Wachsamkeit aufrecht und griff scharf zu, wo er sie verletzt fand. Das führte zu einem ernsten Zwist mit der Stadt Corbach, der die nahe gräfliche Herrschaft unbequem war, und die sich lieber an einen auswärtigen mächtigen Herrn anlehnen wollte. Die „Corbacher Chronik" weiß darüber zu berichten:

„Dieser Graf Heinrich ist Ferreus (d. h. der Eiserne) genannt und ein starker, hübscher Herr, aber gar begierig, zu herrschen, gewesen; hat sehr nach hohen Dingen getrachtet, und ist gen Jerusalem gezogen, das heilige Grab zu besichtigen.

Als er aber wiederkommen, hat er sich mit dem, was seine Vorfahren gehabt, nicht begnügen lassen wollen und der Stadt Corbach sehr zugesetzt, sie bedräuet, bedränget und endlich anno 1366 im Märzmonat unter der Predigt mit 300 Gewaffneten unversehens überfallen, 24 Bürger zu Geiseln daraus genommen, gen Landau, welches er von Grund auf erbaut hat, gefänglich geführet und sich sehr bemühet, Corbach allerdings unter sein Joch zu bringen; und sind viele Zusammenkünfte und mancherlei Handlungen, wie diese Sache möchte verglichen werden, gepflogen worden. Die gefangenen Geisel aber haben aus dem Gefängnis an den Rat und Bürgerschaft zu Corbach geschrieben, auch gebeten, daß sie ihrethalben nicht das geringste nachgäben, sondern bei ihren alten Gesetzen, Herkommen und Gewohnheiten beständig beharrten; sie wären bereit von Herzen, zur Erhaltung der Stadt Corbach Freiheiten und Gerechtigkeit ihr Leben zu lassen und zu sterben. Er hats aber endlich gleichwohl dahin gebracht, daß sie sich certis condicionibus (unter gewissen Bedingungen) ergaben".

Später war das Verhältnis ein friedliches, ja freundliches. Von dem Kaiser Wenzel erfuhr Heinrich der Eiserne mancherlei Auszeichnungen; jener soll ihm auch mit seiner Gemahlin auf der Burg Waldeck einen Besuch abgestattet haben. Den vieltätigen und unternehmungslustigen Grafen raffte auf dem hohen Burgsitze die Pest hin. In Netze wurde er begraben.

Seine beiden Söhne Adolf III. und Heinrich VI. teilten das Land; jener nahm seinen Sitz in Landau und wurde damit der Begründer der Älteren Landauer Linie, die 1495 erlosch, dieser in Waldeck; auf ihn, den Stifter der Neueren Waldeckischen Linie, geht unser

Fürstenhaus zurück (die Tabelle am Schluß dieses Teiles gibt eine Übersicht der Entwicklung). Heinrich VI. (1397 — 1444) besaß ganz die kriegerische Natur seines Vaters, sein Leben ist von Kampf und Unruhe erfüllt, im Lande selbst beschäftigte ihn vor allem die Fehde mit den Padbergs, mit denen auch die Stadt Corbach damals blutige Auseinandersetzungen hatte (s. S. 151). Das Verhältnis der Brüder zu einander war kein gutes. Die Landauer suchten stets Anlehnung an den Landgrafen von Hessen, um dadurch ihre Macht zu stärken. Es läßt sich deutlich beobachten, wie die von einem starken kriegerischen Geiste und einem wachsenden Selbstbewußtsein der Landesherren getragene politische Bedeutung der Grafschaft zusehends wächst. Die Gebietserweiterung bildete ein mit Klugheit und Energie festgehaltenes Ziel, und der Erfolg fehlte nicht. Leider wurde durch eine neue, 1507 abgeschlossene Gebietsteilung innerhalb der Waldeckischen Linie, welche die Ältere Wildunger Linie (ausgestorben 1598) und die Ältere Eisenbergische Linie begründete, die einheitliche Kraftwirkung stark behindert, und der politische Vorteil, den das Erlöschen der Landauer Linie brachte, wieder ausgeschaltet. Zur Sicherung ihrer Macht und zur Darstellung ihrer Souveränität ließen die Landesherren durch ihr Gebiet hindurch Burgen erstehen oder brachten bereits vorhandene an sich. Zu Waldeck kamen Landau, Wildungen, Rhoden, Eisenberg, Eilhausen, Mengeringhausen, Wetterburg, Brobeck. Die vier ersten stehen noch, darunter Waldeck am ursprünglichsten, die andern sind bis auf Reste in Umbauten oder sonstwie untergegangen.

Die staatliche Ordnung der Grafschaft darf nicht im Sinne eines modernen Staatswesens vorgestellt werden. Die landesherrliche Gewalt fand sich damals noch vielfach durch politische Rechte Anderer beengt, Rechte, deren Träger innerhalb oder außerhalb des Landes saßen. In der Grafschaft lagen z. B. große und kleine Lehen, die von auswärtigen Gewalten, weltlichen Herren, Kirchen und Klöstern besessen und verliehen wurden, oder Besitzungen einheimischer Klöster unter fremder Schutzherrschaft. Dazu kam endlich der landansässige Adel.

Dieser Adel weist zum Teil in die Anfänge der Grafschaft oder sogar noch in die Karolingerzeit zurück. Seine Urahnen sind die fränkischen und sächsischen Edelen, die auf diesem Boden ihre Herrensitze hatten; in späterer Zeit vermehrte sich auf diesem oder jenem Wege die Zahl durch Zugang von außen oder durch Emporkommen in der Grafschaft selbst; dem höheren Adel gliederte sich allmählich der aus der Beamtenschaft erwachsene niedere

Adel an. Dieser alte waldeckische Adel ist im Laufe der Jahrhunderte bis auf die Herren von Dalwigk, von Gaugrebe und von Padtberg ausgestorben. Einst war er zahlreich. Seine Burgen gingen durch das ganze Land, freilich auch diese sind meistens bis auf den letzten Stein verschwunden, und nur Ortsbezeichnungen, wie „Burg", „Auf der Burg", „Burgberg", oder alte Überlieferungen reden im Volke davon (Alleringhausen, Eppe, Braunsen, Lengefeld, Meineringhausen, Sachsenberg, Schmillinghausen, Welleringhausen usw.); anderswo ist die Umwallung (z. B. Bringhausen, Gershausen, Kappel) noch Zeuge oder ein noch aufrecht stehendes Stück des Baues (Nordenbeck, Ober-Ense) oder die Hauptteile der Burg selbst (Reckenberg S. 137 und Lichtenfels S. 136).

Die Geschichte weiß von Reibungen der Adeligen untereinander, von Zwistigkeiten mit den Landesherren und Fehden gegen die aufblühenden Städte, im allgemeinen aber waren die Verhältnisse friedliche, und den in der Phantasie beliebten „Raubritter" findet man in Waldeck kaum, wenn auch in jenen rauhen Zeiten Gewalt und gewappnete Faust sich leichter regten.

Ein Bauernstand, wie unsere Zeit ihn hat, fehlte. An seiner Stelle standen unfreie Leute, die verkauft, verpfändet und geschenkt werden konnten, mit oder ohne das Gut, dem sie zugehörten, oder Halbfreie (Hörige), denen gegen gewisse Leistungen ein Anrecht auf die Hufe zustand, die aber ebensowenig wie die Unfreien Grund und Boden zu eigen hatten. Gegen Ende des Mittelalters verschwand die erste Klasse ganz, und die zweite gewann eine größere Bewegungsfreiheit (vgl. die genaueren Ausführungen oben S. 254). Diese ganze soziale Entwickelung ist ein Beweis, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Grafschaft sich in aufsteigender Linie bewegten. Noch deutlicher bezeugt dies das Aufkommen und Aufblühen der Städte.

Die Städte sind in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, etwa bis zum Jahre 1000, fast ausnahmslos aus Burgen erwachsen. Sie waren anfangs nichts anderes als offene Vororte der Burgen; erst später bewehrten sie sich mit Wall und Mauer. Diese Beobachtungen können wir auch an den waldeckischen Städten machen. Waldeck, die beiden Wildungen, Rhoden, Landau, Mengeringhausen und Wetterburg (das ein Dorf geblieben ist) sind heute noch als Burgorte erkennbar; sie lehnen sich unmittelbar an eine Burg an, auch Nieder-Wildungen war im Grunde nur ein zweiter Vorort der Burg neben und nach Alt-Wildungen.

In Beziehung auf die übrigen Städte ergeben die geschichtlichen Überlieferungen dasselbe. Auch Corbach macht keine Ausnahme, denn es war ein ansehnlicher karolingischer Besitz und ist sicherlich schon gleich bei der Organisation des eroberten Sachsenlandes, weil auf feindlichem Boden gelegen, mit einem festen Hause ausgestattet worden. Später wird eine Burg ausdrücklich genannt. Diese weitzurückreichende Bedeutung Corbachs erklärt, daß es, so viel wir wissen, zuerst in der Grafschaft Stadtrecht gewann, nämlich im 12. Jahrhundert. Das folgende Jahrhundert ist das eigentliche Jahrhundert der Städtegründungen in Waldeck; sie erfolgten in kurzen



Abb. 208. Mengeringhausen im Mittelalter.

zeitlichen Abständen, wie es scheint. Dann ist erst fünf Jahrhunderte nachher noch einmal ein Ort, Arolsen, in den Kreis aufgenommen.

Seit dem 13. Jahrhundert war die Befestigung das ausnahmslose Kennzeichen einer Stadt; die Bewehrung gehörte zu ihrer Eigenart. An den waldeckischen Städten ist sie heute fast ganz verschwunden. Wenn das wachsende Bedürfnis nach Luft, Licht und freierem Zugang zweifelsohne Anspruch auf Berücksichtigung hat, so sind Unverstand und Mangel an Pietät gegen die Vergangenheit meistens über das Notwendige hinausgegangen. Möge man wenigstens jetzt darauf sehen, das wenige, das noch vorhanden ist, zu erhalten!

Ihren Schutz suchte die Stadt zunächst durch ihre natürliche Lage. Wo diese an sich ungünstig war, war man um so mehr auf künstliche Befestigung bedacht. Die äußere Erscheinung der waldeckischen Städte um 1500 lernen wir aus Abbildungen kennen, die allerdings einer etwas späteren Zeit angehören, aber doch geeignet sind, uns eine Vorstellung der mittelalterlichen Stadt zu geben. Das Stadtgebiet umzog eine Mauer in wohlerwogener Berücksichtigung des Geländes, um jede gefährliche Stelle zu decken. Sie konnte verdoppelt werden, entweder im ganzen Verlaufe (Corbach S. 146) oder an besonders gefährdeten Stellen (Landau S. 52). Mengeringhausen (Abb. 208) war in der günstigen Lage, die Mauer durch einen breiten Wasserfluß zu verstärken. Die Mauer war gekrönt mit Zinnen zur Deckung und Umschau der Schützen. Wo es möglich und nötig war, lief davor ein breiter und tiefer Graben. Einen weiteren Schutz gewährten die Türme, die rund oder viereckig die Mauer begleiten (S. 145); von ihnen herab konnte die Verteidigung in größerer Weite geführt werden. Die Freude am Turmreichtum war groß. Corbach stand in dieser Hinsicht allen waldeckischen Städten voran (S. 145), dann folgte Wildungen (S. 104). In Form eines Vorbaues tritt das Tor aus der Mauer heraus (Corbach, Wildungen, Landau) oder, was seltener ist, es liegt in der Mauer selbst, immer aber ist es fest konstruiert und mit Fallgitter und oft mit Zugbrücke versehen. In jenem ersten Falle entsteht ein Doppeltor. Über dem Torbogen lag ein mit Fenstern versehener Raum, in welchem der Turmwart hauste, der unter anderm für Schließung nach Sonnenuntergang zu sorgen hatte. Die Zahl der Tore ist natürlich eine verschiedene. Corbach hatte 6, Waldeck 3, Wildungen 3, Landau 2, Fürstenberg 1 Tor.

Zu den Schutzvorrichtungen der Städte zählten auch die Warttürme, Warten, die an geeigneten Punkten der Gemarkung errichtet waren, um über feindliche Bewegungen durch den dort ständig oder zeitweilig stationierten Wächter rechtzeitig unterrichtet zu werden. Wir haben noch eine ganze Anzahl (S. 99, 144 u. sonst), obwohl der größere Teil zu Grunde gegangen ist.

Die Straßenzüge der alten Stadtanlage haben sich bis heute erhalten. Die Verkehrswege nach außen und die Bodenform bestimmten sie im einzelnen. Hohe, schmale Giebelhäuser fassen sie ein, deren obere Stockwerke, durch geschnitztes Balkenwerk — oft mit Sprüchen — geschieden, nach vorn vordrängten. Butzenscheiben schlossen die kleinen Fenster. Ein traulicher Eindruck ging von diesen Bauten aus; sie verliehen dem Straßen-

bilde jenen malerischen, Auge und Herz erfreuenden Anblick, den wir an modernen Häusern und Straßen missen. Darum haben unsere Vorfahren diese alte Bauweise auch in folgenden Jahrhunderten beibehalten. Es soll daher in einem späteren Abschnitte ausführlicher darauf eingegangen werden. Feuersbrünste, praktische Bedürfnisse, aber in den meisten Fällen Unverstand haben auch hier vernichtend gewirkt; doch sind vor allem Wildungen, Mengeringhausen und Rhoden noch reich an diesen wertvollen Zeugen waldeckischen Bürgerlebens der Vergangenheit.



Abb. 209. Schandpfahl (aus Neersen) und Richtschwert (Fürstliche Sammlungen in Arolsen).

Den Mittelpunkt der Stadt bildete der Marktplatz. Denn das Marktrecht machte den Ort erst zur Stadt; dieses, anfangs ausschließlich durch kaiserliche, dann auch durch landesherrliche Verleihung gewonnen, bestand nicht etwa nur darin, daß es den Markt gestattete, sondern daß es den Markt unter landesherrlichen Schutz nahm und den Marktbesuchern sicheres Geleit gewährleistete (Marktfriede). Daneben diente der Marktplatz für öffentliches Gericht und für Bürgerversammlungen. Hier stand auch der „Schandpfahl" (Pranger), an welchem bestimmte Vergehungen durch öffentliche Schaustellung gebüßt wurden (Abb. 209). Die schweren Leibesstrafen dagegen bis zur Hinrichtung pflegten am „Hochgericht", wo der Galgen sich erhob, vollzogen zu werden. Als Ort dieses wurden freiliegende Höhen gewählt, um möglichst weithin abschreckend zu wirken. In fast allen waldeckischen Städten hat sich die Erinnerung an den Ort erhalten; auch die alten Abbildungen zeigen ihn (S. 145). Die Städte besaßen von Anfang an oder errangen sich allmählich eine gewisse niedere Gerichtsbarkeit, aber der eigentliche Gerichtsherr war der Landesherr, der durch einen von ihm ernannten Richter, den Schultheiß, gemeinsam mit Vertretern der Stadt das Gericht führte. Diesen Schultheiß finden wir in allen waldeckischen Städten genannt. Überhaupt waren die Grafen die eigentlichen Stadtherren. Daher zeigen unsere Städte als landesherrliche den ganzen (Wildungen, Rhoden (Abb. 210) oder den halben waldeckischen Stern im Wappen. In letzterem Falle ist mit diesem der Schutzpatron

der Stadt, d. h. ihrer Kirche, verbunden, so in Corbach der hl. Kilian (Abb. 211), in Mengeringhausen der hl. Georg (Abb. 212), in Fürstenberg Johannes der Täufer.

Zu den Freiheiten der Städte gehörte die Münzprägung. Bereits im 13. Jahrh. erhielt Corbach durch die Grafen dieses Recht; die Kapelle an der St. Kilianskirche, wo gemünzt wurde, heißt heute noch Münze. Etwas später gewann Wildungen dasselbe Privileg. Andere Städte prägten in Waldeck nicht.

Am Marktplatz, in dem die Straßen münden, stand das Rathaus. Alle mittelalterlichen waldeckischen Rathäuser sind in Brand oder Abbruch untergegangen, ja auch die später im 16. und 17. Jahrhundert an ihre Stelle getretenen; doch sind von dreien dieser letzteren, deren zwei (Wildungen und Mengeringhausen) erst im 19. Jahrhundert unnötiger Weise abgebrochen wurden, während das dritte (Sachsenberg) einer Feuersbrunst erlag, Abbildungen vorhanden. Da sie sich schwerlich wesentlich von den mittelalterlichen Vorläufern unterscheiden, so seien sie hier aufgeführt.



Abb. 210. Siegel der Stadt Rhoden. Umschrift: Sigillum oppidanorum in Roden (Siegel der Bürger in Rhoden).

Das alte Wildunger Rathaus (Abb. 213) ist seinerzeit von dem um die waldeckische Geschichtsforschung verdienten Kreisbauführer Eichler gezeichnet, allerdings in nicht vollkommener Weise. Dazu ist mir von den Herren Sanitätsrat Dr. Rörig und August Schneider in Wildungen aus ihren Erinnerungen die nachfolgende Beschreibung zur Verfügung gestellt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das nach der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaute alte Rathaus, nachdem es ca. 200 Jahre den städtischen Anforderungen genügt hatte, abgerissen, weil es nach der neuen Gerichtsorganisation seinen Zweck nicht mehr sollte erfüllen können. Es war seinerzeit erbaut aus Eichen, die der Sturm im Forstort Kirchröder umgebrochen hatte. Auf derselben Stelle wie das jetzige

stand es mit dem Hauptgiebel nach dem Marktplatze zu, von dem aus eine große steinerne Freitreppe von zehn bis zwölf Stufen mit schönem, schmiedeeisernem Geländer zum Haupteingang führte; unter ihr befand sich der Eingang zu den Kellerräumen. Der ganze Treppenaufbau war allgemein, wenigstens von der Jugend, das Kalefat genannt. Die Länge des Hauses von Osten nach Westen war wohl geringer als die des jetzigen, denn zwischen ihm und dem Kirchhof führte nicht nur die Straße zur Korn- und Ranzenstraße, sondern stand auch noch, beschattet von der großen Linde, das Spritzenhaus mit den Gefängnissen. Fast unmittelbar am Hauptbau, nur durch einen schmalen, sogenannten Winkel getrennt, jedoch im Oberstock durch einen Übergang mit ihm verbunden, stand nach Norden hin die städtische Weinschänke. Unter demselben Dache mit dem Hauptgebäude schloß sich an der Südseite, an der Straße entlang, die städtische Schranne an mit den Verkaufsständen der Metzger und Bäcker. Zu diesen führte eine besondere Tür mit vorliegender Treppe mit an den Ecken abgerundeten Stufen, wie eine solche auch zum Eingang der Weinschänke führte. Die Abbildung zeigt uns an der Längsseite des Hauses die mit aufklappbaren Schaltern versehenen Fensteröffnungen der Verkaufsstände. An der Südostecke neben der Tür zur Schranne stand der Schandpfahl, Pranger, (auf der Zeichnung leider vergessen), vielleicht zum letzten Male nach meiner Erinnerung benutzt zur Ausstellung einiger jugendlicher Kartoffeldiebe. Ersteigen wir die große Treppe und treten ins eigentliche Rathaus. Dem Haupteingang gegenüber führt eine kleinere Tür ins Freie nach der Kirche zu. Fast der ganze Unterstock ist ein großer Raum, von ihm abgetrennt nur links der Ausgangstür nach Westen eine kleine Stube und rechts der Tür die Nachtwächterstube. Vor diesen beiden Stuben, ins Innere zu, je ein Verschlag; in dem zur linken Hand wurden die alten Doppelhaken, „Katzenköppe", und drei kleine Mörser aufbewahrt; was der rechte barg, ist mir nicht kund geworden. Der übrige große Raum ist benutzt zur Aufbewahrung von allerlei städtischen Gerätschaften, z. B. lagen rechts der Eingangstür schon gebohrte und noch zu bohrende hölzerne Wasserleitungsrohre, auch selbst das Bohren derselben wurde hier vorgenommen, ferner die langen, schweren Feuerleitern, Feuereimer usw.



Abb. 211. Siegel der Stadt Corbach.
Umschrift: Sigillum civium opidorum Corbecke (Siegel der Bürger der Städte — Alt- und Neustadt — Corbach).

Der Zwischenstock enthielt nach dem Marktplatz und der Straße zu die Gerichtszimmer der eigenen städtischen Gerichtsbarkeit, die Ratsstube und andere Räume für die

städtische Verwaltung, Archiv; nach der Kirche zu waren zwei Räume als Gefängnis, wohl für geringere Vergehen; das Hauptgefängnis war, wie gesagt, im Spritzenhause.

Den größten Teil des Oberstocks nahm ein großer Saal ein, der zur Zeit der ersten Blüte des Bades zum Speisesaal für die Kurgäste diente. Um den Ansprüchen der Kurgäste in Beziehung auf Speisung gerecht zu werden, stellte die Stadt einen eignen Koch an. Nach meiner Erinnerung wurde in demselben von durchziehenden Schauspielern Theater gespielt. Seinem eigentlichen Zwecke wurde er dadurch natürlich nicht zu oft entzogen. Hinter diesem Saale, nach der Kirche zu, lag ein größeres Zimmer, die sogenannte kleine Hochzeitsstube (lange Zeit Aufbewahrungsort für den aus dem Sturme des 30jährigen Krieges geretteten silbernen Becher). Zu dieser Hochzeitsstube gehörten notwendigerweise die nebenan liegende Küche und Speisekammer. Was der Bodenraum barg, ist mir nicht bekannt. Was die zum Rathaus gewissermaßen gehörige und damit verbundene Weinschänke betrifft, so bestand dieselbe im Unterstock aus großer Stube nach dem Marktplatz zu, der sich nach Westen zu Kammer, Küche und Stube anschlossen. Im Zwischenstock, das, wie oben gesagt, durch einen Übergang mit dem Rathaus verbunden war, befand sich nach Westen zu ein großes Zimmer für die Mädchenschule und ein Raum zum Unterbringen des nötigen Brennholzes. Zu diesen Räumen führte an der Außenseite des Hauses nach der Kirche zu eine schmale, hölzerne Treppe.



Abb. 212. Siegel der Stadt Mengeringhausen.
Umschrift: Secretum civitatis Mengeringhusanae.
(Siegel der Stadt Mengeringhausen).

Im Oberstock nahm den größten Teil nach dem Marktplatz zu die sogenannte große Hochzeitsstube ein, auf der Abbildung kenntlich durch den vorspringenden Erker. Ihre Benutzung war nicht etwa ein Vorrecht der Reichen, sondern je nach Anzahl der geladenen Gäste wurde die kleinere oder die größere oder beide in Anspruch genommen. Zwischen Mittel- und Oberstock zog sich um das ganze Haus ein schön geschnitzter Balkenkranz, wie die Abbildung angibt.

Eine etwas andere Form zeigt das alte Mengeringhäuser Rathaus, welches Herr Sanitätsrat Dr. Engelhard in Mengeringhausen aus seiner Erinnerung so beschreibt (die kunstgeschichtliche Würdigung folgt in einem späteren Abschnitte):

„An der Ecke der Ostseite der Front standen nebeneinander zwei sog. Schandpfähle mit Ketten, an welche zu bestrafende Personen befestigt wurden. An der Westseite nach der Kirche hin schloß ein Stein-Eckpfeiler das Gebäude ab, von welchem ab nach links bis zur Aufgangstreppe ein breiter Fahrweg unterm Gebäude durch bis zur hinteren

Seite führte. In dieser Durchfahrt lagen links die Treppe zu den oberen Räumen sowie der Eingang zu den Kellern, rechts der Treppenaufgang nach der Kirche hin, neben diesem ein gewölbter, kleiner, dunkeler Raum, die sog. Totenkammer, in welche wohl Sträflinge eingelocht wurden. An die hintere Westseite des Rathauses lehnte sich ein Anbau, die sog. Schranne, wo unter Aufsicht der Viertel-Pfennigmeister die Metzgerzunft ihre Ware feil hielt.

Die vorderen und hinteren Räume des Erdgeschosses dienten dem Wirt als Wohnung und für die Gastwirtschaft, darunter ein den Bürgern vorbehaltenes, sog. Herrenzimmer. Dazu kam noch ein für die Nachtwache bestimmtes, nach der Straße hin gelegenes kleines Wachtlokal. Der erste Stock einschließlich der Erker nach der Kirche hin waren von Arbeits- und Sitzungszimmern und Registraturen eingenommen; östlich war ein zweites Wachtlokal und ein Gefängnisraum eingerichtet. Auch im zweiten Stockwerk befanden sich Gefängnisse; ferner wurden hier die Lieferungsfrüchte aufgesammelt, und die Fahnen,

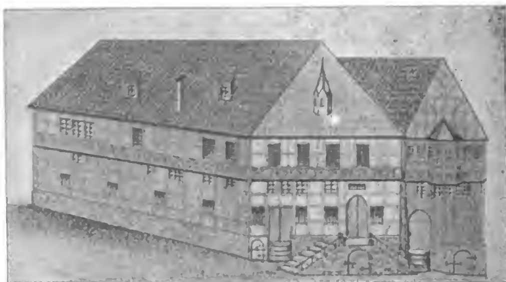


Abb. 213. Rathaus in Wildungen (abgebrochen).

Rüstungen, Embleme usw. zum Freischießen und Folterwerkzeuge (Halskragen, Halseisen, Daumenschrauben usw.) aufbewahrt. In den verschiedenen Dachtürmchen pflegten die Spritzenschläuche getrocknet und aufgehoben zu werden.

Dem Mengeringhäuser Rathause ähnelte das einstige in Sachsenberg (Abb. 214). Die Beschreibung des Innern (Abb. 215) verdanke ich Herrn Lehrer Münter in Sachsenberg.

Erdgeschoß, Höhe 3,50 m

1. Flur (Dele), welcher zur Aufstellung einer Feuerspritze diente;
2. Gelaß für Sträflinge und Obdachlose;
3. Ratszimmer mit Aktenschrank, wo in alter Zeit und später der Gemeinderat die Sitzungen abhielt. Hierunter befand sich ein kellerartiges Gewölbe zur Aufbewahrung einer zweiten Spritze mit den Löschapparaten;
4. Nebenstube mit alten Schriftstücken, als Schutzbriefen von Paderborn, Mainz,

Schriften über Grenzstreitigkeiten, Güter, Jagd ꝛc. mit großen Siegeln in hölzernen Kapseln, Reverse und Rechnungen. Außerdem stand eingangs der Tür eine Truhe mit dem Schutzheiligen der Stadt, dem hl. Lukas aus Silber, und den 4 Stadtsiegeln, die aber in dem Schutte wiedergefunden und noch brauchbar sind, während der Schutzheilige zu einer unkenntlichen Masse eingeschmolzen ist.

I. Obergeschoß, Höhe 2,90 m

1. Vorraum;
2. Saal, der zu größern Versammlungen und bei Festlichkeiten benutzt wurde;
3. Nebenstube zur Führung der Wirtschaft.

II. Obergeschoß, Höhe 2,50 m

1. Gefängnis;
2. Leerer Raum.

Der Boden breitete sich über das ganze Gebäude aus. Interesse erregte eine hier befindliche Folter.

Genannt zu werden verdient noch ein links der zweiflügeligen, großen Eingangstür über einem vorspringenden Mauerstein am Eckpfosten angebrachtes Halseisen, das als Strafmittel für leichtere Vergehen in Anwendung gekommen sein soll.

Wie das Rathaus den bürgerlichen Mittelpunkte der Stadt bildet, so die Kirche den religiösen. Daher stehen sie im Stadtplan fast immer benachbart; die Kirche erhob sich in der Regel wie jenes an oder auf dem Marktplatz. So war es, und ist es heute noch in Wildungen, Sachsenhausen, Mengeringhausen; in Rhoden ragen Kirche und Rathaus auf der Höhe stolz empor (Abb. 216).

An der Spitze der Stadtverwaltung stand der Rat mit dem Bürgermeister als seinem Haupte. Innerhalb des Rats waren die Ämter und Befugnisse genau geordnet. Die einflußreichen Ämter lagen lange in der Hand der „Geschlechter“, der Kaufmannsgilde, dann errangen sich die Zünfte, zum Teil in gewaltsamen Vorgängen, das Mitregiment, so in Corbach (S. 151).

Diese Zünfte (Innungen), die sich noch Jahrhunderte über das Mittelalter hinaus in unseren Städten erhalten haben, gaben dem gewerblichen Leben ein eigenartiges Gepräge. Gewerbetreibende und Handwerker waren darin auf Grund bestimmter Ordnungen (Zunftrolle) zu eigenen Genossenschaften mit ausgedehntem Selbstregiment zusammengeschlossen. Ein- und Verkauf, Betrieb, Lehrlings- und Gesellenwesen usw. waren genau geregelt. Dadurch erhielt das gewerbliche Leben allerdings etwas Starres, aber es blieben ihm auch die wertvollen Eigenschaften der geschäftlichen und moralischen Ordnung und Zuverlässigkeit gesichert. Die Sta-

tuten dieser Zünfte sind in unseren Städten noch zahlreich vorhanden; sie sollten gesammelt und sorgfältig bewahrt werden.

Eine eigentümliche Stellung nahmen in der Stadt die Juden ein. Sie waren im allgemeinen von den städtischen Lasten frei, dafür aber auch von den städtischen Ämtern ausgeschlossen, auch zu den Innungen hatten sie keinen Zutritt. Sie waren geduldet, ja sogar wohl gerne gesehen, weil sie Geld und damit höhere Steuererträge sowie Handel und Verkehr in die Stadt brachten.



Abb. 214. Rathaus in Sachsenberg (abgebrannt).

Der große Gelehrte und ausgezeichnete Kenner deutscher Vergangenheit, Wilhelm Grimm, sagt einmal: „Was kann reizender sein als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichtum ernährt, zogen herbei, kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sichernden Mauern, grün bepflanzte Plätze erheiterten die zutraulichen Wohnungen, und darinnen ein arbeitsames, reges Schaffen neben aller Lust im Spiel, Scherz und Tanz und Kriegsübung. Eines gegründeten Reichtums sich bewußt, gingen die schöngekleideten Bürger daher, stolz auf ihre

Freiheit, tapfer sie verteidigend gegen jede Anmaßung, großmütig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie und fromm vor Gott".

Dieses Bild tritt uns auch in unseren waldeckischen Städten entgegen, wenn wir an der Hand der erhaltenen Überreste und unter der Führung der Geschichte uns ihre Vergangenheit vergegenwärtigen. Das aber muß uns mit dem Gefühle der Achtung vor dem erfüllen, was von ihnen in unsere Gegenwart hineinragt. Wenn große, verkehrsreiche Städte es vermögen, ihre Mauern, Türme und Tore zu erhalten, ohne dadurch am Verkehrsleben Schaden zu erleiden, wie viel leichter wird dies bei uns sein.

Die Kirche und das religiöse Leben.

Wie die Grafschaft kein einheitliches Staatswesen im modernen Sinne darstellte, so war auch das Kirchenwesen nicht einheitlich. Die geschichtliche

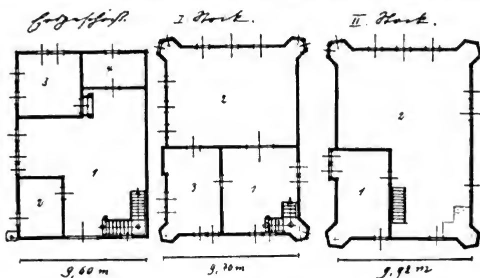


Abb. 215. Grundrisse des früheren Rathauses in Sachsenberg.

Entwickelung hatte die Erzbistümer Mainz (im unteren Edertale) und Cöln (an der Westgrenze) und das Bistum Paderborn, letzteres mit dem größten Anteile, hier zusammengeführt. Auch auswärtige Klöster, wie Corvey und Bredelar, besaßen in Waldeck Güter und Rechte. Dazu kamen die klösterlichen Stiftungen im Lande selbst.

Unter den Mönchsorden ragt ruhmvoll aus ferner Vergangenheit durch große Verdienste für Wissenschaft und Kultur hervor der Benediktinerorden. Graf Erpo von Padberg verschaffte ihm 1101, um einen Frevel zu sühnen, eine Stätte im Aartal an dem Orte Flechtdorf. Oberhalb des Dorfes am waldigen Abhange erstanden Klosterhaus und Kirche in allmählichem Wachstum. Reiche Besitzungen fügten der Gründer und

andere damals und nachher hinzu. Aber der Reichtum geriet dem Kloster zum Verderben. Schlimme Dinge im Leben der Mönche wurden ruchbar. Mord und Unzucht schändeten die Absichten des frommen Stifters. Der Abt Heinrich wurde im Schlafe von einem Ordensangehörigen mit einer scharfen Hacke erschlagen. Der reiche Viehbestand war im 14. Jahrhundert einmal auf eine Sau mit Jungen herabgesunken. Der Bischof von Paderborn und die waldeckischen Grafen griffen ein, aber alle Reformversuche hatten nur vorübergehende Dauer. Immer wieder brach die alte Zucht-



Abb. 216. Kirche und Rathaus in Rhoden.

losigkeit durch. Nur der stattliche, kraftvoll und schön durchgeführte Kirchenbau, ein echt romanisches Werk (Abb. 217), allerdings mit gotischen Zusätzen, überdauerte diese Krisen, um erst später nach Aufhebung des Klosters in den Zustand der Verwahrlosung zu geraten, aus welchem ihn erst jetzt eine glückliche Erneuerung herausgehoben hat. Die Klostergebäude ordneten sich südlich von der Kirche um einen Lichthof; Teile davon sind noch erhalten.

Etwas später, um 1195 siedelten sich auch Benediktinerinnen in Waldeck an, in Schaken, auf einem dem Kloster Corvey gehörigen Gebiete. Auch

sie gewannen nah und fern zahlreiche Besitzungen; so kauften sie 1244 von Corvey das Dorf Immighausen mit Ländern, Vieh und Leuten. Im 15. Jahrhundert erbauten sie sich die schöne, jetzt als Viehstall gebrauchte und ruinierte zweischiffige, langgestreckte Kirche (Abb. 218 u. 219).

Schon vorher, nämlich vor 1130 hatten Benediktinerinnen auf einem hohen Felsenhügel an der Werbe durch den Grafen Diemo einen Sitz erhalten, von wo aus sie weit in das Land blicken konnten. Heute sind davon nur noch malerische Trümmer erhalten (S. 65f.). Das Klostersiegel (Abb. 220) zeigt in feierlich steifer Haltung die Jungfrau Maria, die auf ihrem Schoße das Jesuskind und in der Rechten eine Lilie hält. Ringsum läuft die Inschrift Sigillum sancte Marie in Werbe („Siegel der hl. Maria in Werbe"). Denn die Schutzheilige des Klosters war die Jungfrau Maria. Im 15. Jahrhundert hatte sich auch hier die Ordnung gelockert und mußten strenge Maßregeln ergriffen werden.



Abb. 217. Klosterkirche Flechtdorf.

Augustinernonnen finden wir seit 1171 in Volkhardinghausen. Die Schwester Heinrichs des Eisernen, Sophia, nahm hier den Schleier. Am Anfange des 15. Jahrhunderts entstanden die schönen Klostergebäude, die leider nur zum Teil auf uns gekommen sind (S. 55f.). Da sich schlimme Zustände entwickelt hatten, wurden die Nonnen ausgewiesen, und 1465 an ihre Stelle Mönche, Augustinerchorherren, eingeführt, die aber auch nur vorübergehend sich ordentlich hielten. Graf Otto IV., mit dem die Landauer Linie erlosch, wurde 1495 in der Klosterkirche bestattet.



Abb. 218. Klosterkirche Schaken.

Augustinernonnen siedelte auch der Edele Egelolf um 1196 auf seiner Besitzung Berich an der Eder zwischen Fluß und Wald an. Das Kloster trat in eine enge Verbindung mit dem gräflichen Hause, von dem es Schenkungen erhielt. Trotzdem verarmte es, und die Zucht löste sich, so daß schon der Gedanke erwogen wurde, die Nonnen auszuweisen. Im 14. Jahrhundert erstand die schöne einschiffige Klosterkirche, aus festem einheimischen Stein gefügt und im Innern an den Gewölbeträgern mit feinen Skulpturen geziert (S. 71). Malereien, von denen noch Reste erhalten sind, belebten die Wände. Im Osten steht auf hohem Untersatz ein noch ziemlich gut erhaltener Schnitzaltar mit den Figuren der heiligen Maria, Katharina und Margarete. Von den einst vorhandenen Seitenaltären liegen noch Platten am Boden. Die Klostergebäude erstreckten sich südwestlich in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche. Von den Umfassungsmauern, die am Hügelrande hinliefen, sind noch beträchtliche Überbleibsel da. Als wirkungsvolles Anziehungsmittel für Wallfahrer besaß das Kloster einen Kruzifixus, der in wunderbarer Weise aus einer von einem Frevler ausgespieenen Hostie entstanden sein sollte. In einem Klausnerhäuschen im Walde auf dem Wege nach der Bericher Mühle — die Stelle ist jetzt noch zu erkennen — soll es gestanden haben.



Abb. 219. Klostergarten in Schaken.

Ein anderer weiblicher Orden, Cisterziensernonnen, erhielt durch die Grafen Volkwin und Adolf (S. 288) 1228 ein Heim in dem von der Netze durchströmten Mariental, in dem Dorfe Netze. Die Stiftung gewann nie eine besondere Bedeutung, aber sie besaß ein hervorragendes Denkmal in der schönen zweischiffigen Kirche mit einem großen Altarbilde der Soester Schule. Auch wurde hier durch den Grafen Adolf († c. 1270) eine herrschaftliche Grabkapelle angelegt, die

noch einen reichen Besitz an Denkmälern hat. Die Klostergebäude sind verschwunden.

Wechselvoll verlief die Geschichte des Klosters Arolsen (S. 15), wo am Anfang des 12. Jahrhunderts durch eine vornehme Frau Gepa Augustinerinnen ansässig gemacht wurden. Unter mächtigem Schutze blühte es auf, aber im 15. Jahrhundert glichen seine Höfe und Ländereien Wüstungen. Daher legte Graf Otto IV. 1493 das Kloster in männliche Hände, indem er aus Grünberg in Hessen Antoniter, tätige und in der Landwirtschaft erfahrene Klosterleute, herbeirief, denen es auch gelang, das Kloster wieder zu wirtschaftlicher Bedeutung zu erheben.



Abb. 220. Siegel des Klosters Werbe.

Schon früher, 1235, war von Arolsen aus eine kleine Niederlassung, gleichsam als Abzweigung, in Höhnscheid (S. 60) ins Leben gerufen worden; doch entartete diese Stiftung so, daß 1468 die beiden letzten Nonnen entfernt und dafür Kreuzherren eingesetzt wurden.

In Freienhagen besaß der unbedeutende Orden der Wilhelmiter eine kleine Station, in Mengeringhausen machten sich erst 1455 Augustinerinnen aus Volkmarsen heimisch und noch später — es ist die letzte Klostergründung in Waldeck — im Jahre 1487 verschaffte Graf Philipp II. einem Bettelorden, den Franziskanern, in Corbach eine Stätte, ohne daß die Stadt Stimmung dafür hatte. In dem Kloster hat sich später das Gymnasium eingerichtet.

Diese verhältnismäßig große Zahl von Klosterstiftungen ist ein Beweis einer starken religiösen Stimmung, die in der Förderung des männlichen und weiblichen Mönchtums für sich eine besondere Verdienstlichkeit und für die Bevölkerung eine religiöse Kräftigung erblickte. Letztere Erwägung beruhte aber auf Täuschung. Das weltabgezogene Klosterleben kam nur in geringe Berührung mit den „Weltleuten"; andrerseits ist die Geschichte der waldeckischen Klöster ausnahmslos die Geschichte einer absteigenden Moral. Das Ende war die sittliche Auflösung. Nur durch ihre Bauten, die Kirchen und ihre Ausstattung, und den landwirtschaftlichen Betrieb wirkten diese Stiftungen fördernd. Man konnte an ihnen den Betrieb eines Großgrundbesitzes lernen; allerdings oft genug auch wurde die Wirtschaft ganz liederlich geführt. Dagegen fehlen besondere Verdienste um die Wissenschaft.



Abb. 221 St. Kilian in Corbach.

Im religiösen Volksleben kam eine viel größere Bedeutung den religiösen Bruderschaften zu, die, ohne ihre Mitglieder aus der Welt herauszunehmen, sie bestimmten religiösen und kirchlichen Satzungen und Zwecken unterstellten (Marien-Bruderschaft, Elendsbrüder, Kaland usw.). Aber auch in ihnen trat in der Folge das Religiöse mehr und mehr hinter dem Weltlichen zurück; fröhliche Vereinsfeste wurden die Hauptsache. Wie anderswo erfüllten die Heiligen den Glauben und die Phantasie jener Menschen; sie glaubten an ihre direkte Hülfe und an ihre Wunder, sie suchten die Wunderkraft der Reliquien und schenkten den kühnsten Erzählungen darüber Glauben. Die Kirche von Rhoden besaß um die Mitte



Abb. 222. Inneres von St. Kilian in Corbach.

des 13. Jahrhunderts, wie aus einem alten, gleichzeitigen Verzeichnisse hervorgeht, u. a. ein Stück von dem Schwamme, mit welchem Jesus am Kreuze getränkt war, Erde von Golgatha, Holzsplitter vom Kreuze und vom Stabe Aarons, Teilchen vom Finger Johannis des Täufers und Tropfen seines Blutes! Ein echtes Stück mittelalterlicher kirchlicher Praxis,



Abb. 223. Nikolaikirche in Corbach. (Nach einer Zeichnung von F. v. Rheins.)

der Ablaß, ist auch in Waldeck ausgeboten. Der päpstliche Gesandte, Kardinal Raimund, der einen solchen vertrieb, erschien 1503 persönlich in Corbach. In und ohne Verbindung mit der Religion wucherte der Aberglaube, zum größten Teil ein Erbstück aus heidnischer Zeit. Blicken wir auf das Ganze, so tritt uns eine dumpfe, stumpfe Frömmigkeit entgegen, die sich in äußerlicher Weise und durch äußerlichen Dienst mit Gott ab-

zufinden suchte. Die Religion glich einer großen Maschine, deren Räderwerk nur den einen Gang kennt, auf den es eingerichtet ist.

Die Kunst.

Westfalen und Hessen, welche Waldeck umgaben, erfreuten sich im Mittelalter eines angeregten Kunstlebens; es konnte nicht ausbleiben, daß es auch Waldeck berührte und anregte. Davon zeugen vor allem Baudenkmäler heute noch, fast ausschließlich Kirchen. Die romanischen Kirchen wurden bereits in einem früheren Abschnitte (S. 262) erwähnt; Twiste, Adorf, Flechtdorf ragen darin hervor. Die feierlichen, gebundenen Reliefs über den Kirchtüren in Alt-Rhoden und Rhena, einzelne Taufsteinverzierungen und weniges andere geben ein allerdings nur unvollständiges Bild der romanischen Plastik. Um so reicher fließt der Strom der gotischen Kunst. Im 14. Jahrhundert entstanden in den Städten Corbach, Wildungen, Sachsenhausen stattliche Kirchen in blühendem gotischen Stile. Den ersten Platz nimmt unter ihnen unbestritten St. Kilian in Corbach ein. Das Streben der Gotik nach hohen, lichten Räumen, die einheitliche Zusammenfassung aller Teile und die feine Behandlung der Einzelheiten am Äußern und Innern wecken unsere Bewunderung. Wucht und Zierlichkeit, Aufstreben und Ruhe klingen in schöner Harmonie in dem stolzen Bau zusammen.



Abb. 224. Portal der Kilianskirche in Corbach.

Abb. 221 zeigt den Aufbau auf dem stark zum Quadrat drängenden Grundriß mit dem weit heraustretenden Chor. Abb. 222 erschließt uns den Blick in das Innere des Chors. Wir beachten die Führung der schlanken Wandpfeiler, die hohen Fenster, welche das Mauerwerk auflösen, und das zierliche, in Cöln erworbene Sakramentshäuschen (so genannt, weil die geweihte Hostie darin aufbewahrt wurde). Aber auch die St. Nikolaikirche in Corbach ist ein ansehnlicher Bau derselben Zeit (Abb. 223), und die Stadtkirche in N.-Wildungen wirkt durch ihr feingestaltetes Innere. Volkhardinghausen (S. 55 f.) hat uns am treusten das Bild einer Klosteranlage der Gotik bewahrt, Corbach besitzt noch einige mittelalterliche Steinhäuser mit Treppengiebel (S. 148).



Abb. 225. Grabdenkmal des Grafen Heinrich († 1348) in Netze.

Die Malerei lebt fast nur in spätgotischen Flügelaltären fort. Ein Altargemälde ersten Ranges mit Scenen aus dem Leben Jesu von der Hand des berühmten Konrad von Soest aus dem Jahre 1404 schmückt die Stadtkirche in N.-Wildungen. Derselben Zeit ungefähr gehört das mächtige Altarbild in Netze an, denen sich die Altargemälde in St. Kilian und St. Nikolai in Corbach und einige andere Malereien anschließen.

Auch Schnitzaltäre sind, allerdings nirgends ohne Beschädigungen, in kleiner Zahl erhalten (s. S. 273). In ihnen hat sich der Bildschnitzer mit dem Maler

verbunden, ebenso in den eindrucksvollen Kruzifixen, die z. B. in N.-Wildungen und in St. Nikolai in Corbach über dem Altar schweben.

Die Gotik liebte reich geschmückte Kirchenportale. Die Wandungen und der hochgezogene Spitzbogen wurden mit architektonischen Ornamenten und Figuren reich ausgestattet. Auch hier übertrifft St. Kilian in Corbach alle ihre Schwestern (Abb. 224). Ein Pfeiler mit den Figuren der Jungfrau Maria und des Christuskindes ziert den das breite Tor scheidenden Pfeiler. Darüber spannt sich ein spitzbogiges Feld mit dem weltrichtenden Heilande. Links und rechts knieen Maria und Johannes der Täufer, im Vordergrunde erheben sich die Toten aus ihren Gräbern. Ringsum ordnet sich in der nach Innen sich verjüngenden Wandung des Portals eine Fülle von Figuren: Engel, Personen des Alten und des Neuen Testaments, männliche und weibliche Heilige. Wie ein reicher Kranz umziehen sie den Eingang. Oben stehen in feierlicher Haltung zwei Bischöfe, der hl. Kilian, nach dem die Kirche den Namen führt, und der hl. Nikolaus. Auf einem Sockel aber auf der Spitze des Giebels blickt ein gelockter, jugendlicher Mann, das geneigte Haupt mit dem Arm stützend, sinnend aufwärts, ohne Zweifel der Meister des kunstvollen Steinwerks.

Tüchtige Leistungen zeigt auch die Grabdenkmalkunst, wie man an den in der Begräbniskapelle in Netze noch vorhandenen Bildnisdenkmälern sehen kann. Das hervorragendste darunter ist das Abb. 225 wiedergegebene des 1348 verstorbenen Grafen Heinrich zu Waldeck.

Die Glasmalereien, welche früher die gotischen Kirchen schmückten, sind fast sämtlich untergegangen; am reichsten daran ist heute noch Sachsenhausen (15. Jahrh.).

Von Werken der Kleinkunst hat sich nur weniges bis zur Gegenwart gerettet, hauptsächlich gotische Abendmahlskelche. Gerade diesen Gegenständen ist der 30jährige Krieg verderblich geworden.

Die Reformation.

Wie in ganz Deutschland, so drängten auch in Waldeck die kirchlichen und sittlichen Zustände auf eine Erneuerung. Die mittelalterliche Kirche stand, so wie sie damals war, vor dem Zusammenbruch. Aber schon waren auch Anzeichen eines Neuen da, und das Neue kam nun — die Reformation. Die Thesen Luthers vom 31. Oktober 1517 und seine darauf folgenden Schriften fanden im Lande ein Echo. Die neuen, aus der heiligen Schrift geschöpften Gedanken erreichten auch die Grafen. Die

Tage in Worms im Jahre 1521, wo Luther vor Kaiser und Reich stand, und sein Wort gehört wurde: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen", führten zur letzten Entscheidung. Seitdem sind unsere Grafen, Philipp IV. (Wildunger Linie) und Philipp III. (Eisenbergische Linie) entschlossene Förderer der Reformation. Der eigentliche Führer in dieser entscheidungsvollen Zeit war Philipp IV., ausgezeichnet durch jugendliche Schönheit, aber nicht minder trotz seiner Jugend ein weitausschauender, klug erwägender Fürst. Eine neue „Landordnung" vom Jahre 1525 schärft den Pfarrern ein, das Evangelium lauter und rein zu predigen. Ein zweiter Befehl desselben Inhaltes folgte bald darauf. Die Klöster Arolsen und Höhnscheid wurden eingezogen, die anderen ereilte allmählich dasselbe Schicksal. Das alte Kirchenwesen fiel, wie ein morscher Bau, auf den ersten Stoß zusammen. Nun kam auch der Mann ins Land, der die Gaben des Geistes und des Willens hatte, den Grafen als Helfer in der völligen Durchführung der Reformation zur Seite zu stehen — Johann Hefentreger. Im Jahre 1497 in Fritzlar geboren und später Priester in seiner Vaterstadt, wird er durch die Schriften Luthers überwältigt, löst sich von der römischen Kirche und heiratet eine Nonne aus dem Kloster der Augustinerinnen in Fritzlar. Er wird dann verjagt, irrt mit Weib und Kind heimatlos umher, da erreicht ihn 1526 eine Berufung des Grafen Philipp IV. nach Wildungen. Er predigt vor ihm und wird nun von beiden Landesherren in die Pfarre von Waldeck eingesetzt. Am 12. Juni predigt er dort zum erstenmal vor seiner neuen Gemeinde über Luk. 15, 1 ff. Wenige Jahre nachher, 1531, erhielt er einen größeren Wirkungskreis, indem er nach N.-Wildungen berufen wurde. Hefentreger war ein Mann von begeisterter Hingabe an das Evangelium, für das er seine hohen Geistesgaben und die ganze Kraft und Ausdauer seines Willens stetig einsetzte. Furchtlos ging er seinen Weg; die Ehre seines Herrn und das Evangelium bestimmten bei ihm alles. Hier kannte er keine Rücksicht gegen sich oder gegen andere. Obwohl er rascher vorwärts drängte als die langsam schreitende Religions-



Abb. 226. Luther (Marmorstatue von Bildhauer Paul in Dresden in der Kirche zu Adorf.)

politik der Grafen, so blieb doch jede Gewalttat vermieden. Die Klöster wurden zwar aufgehoben, jedoch den Insassen der Lebensunterhalt bei voller Freiheit der Entscheidung gesichert. Die größere Anzahl der Nonnen zog die Ehe der klösterlichen Einsamkeit vor, einzelne Mönche traten in den geistlichen Stand und wurden evangelische Pfarrer, andere verließen das Land, ein Rest blieb in den alten Räumen. Nicht immer verlief die Umwandlung friedlich; in Schaken, Volkhardinghausen und Flechtdorf erwuchsen Schwierigkeiten, weil von auswärts Versuche gemacht wurden, die Klöster in ihrem alten Bestande aufrecht zu erhalten. Von den Klostergütern wurden Kirchen, Schulen und christliche Liebeswerke begründet und unterhalten, nur gewisse Anteile behielten sich die Landesherren vor, da in dem Klostergut auch Stiftungen ihrer Vorfahren lagen. In friedlichem Gange wuchs die Reformation in den Sinn und in die Lebensgewohnheiten unseres Volkes ein. Im Jahre 1556 vollendete eine „Kirchenordnung", die der Geist Luthers beherrscht — denn die waldeckische Landeskirche zählte zu der lutherischen Gruppe —, die Entwickelung, indem sie Verfassung, Kultus und Leben der jungen Reformationskirche regelte. An den Vorbereitungen hat noch Johann Hefentreger mitgewirkt; den Abschluß sollte er nicht erleben. Am 3. Juni 1542 verschied er nach längerem Leiden mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist". In der Kirche zu N.-Wildungen gab man ihm die Ruhestätte; heute kennt sie niemand mehr, wohl aber hängt noch in der Kirche die hölzerne Gedächtnistafel, die ihm sein Nachfolger im Pfarramte, Jost Abel, widmete.

Im Jahre 1539 starb Philipp III., der in zweiter Ehe mit der Herzogin Anna von Cleve, einer entschlossenen, für das Evangelium tatkräftig eintretenden Frau, vermählt war. Sein Gebiet teilten laut des Testaments die Söhne Wolrad II. (Mittlere Eisenbergische Linie) und Johann I. (Neuere Landauische Linie). Dieser erhielt Arolsen-Landau, jener die übrigen Teile. In schweren inneren Kämpfen hatte sich Wolrad zur klarer Erkenntnis des Evangeliums durchgearbeitet. Jetzt, wo er die religiöse Sicherheit gewonnen hat, reift er rasch zu einem der edelsten Vertreter des reformatorischen Bekenntnisses unter den evangelischen Fürsten. Ein unerschütterlicher Glaubensmut, ein von allen Rücksichten gegen die eigene Person gelöster Ernst der Pflichterfüllung, eine von den hellsten Strahlen des Evangeliums durchleuchtete religiöse Überzeugung machen ihn zu einer Lichtgestalt nicht nur in der Geschichte Waldecks. Die zahlreichen erhaltenen Bände seiner Tagebücher bezeugen den Umfang seines Interesses

und den Reichtum seines Geistes. Es ist erstaunlich, wie sich in den Gedanken dieses Mannes, der abgeschieden von der Welt in seiner Burg auf dem Eisenberg oder in seinem stillen Schloß Eilhausen im lieblichen Orpetal saß, die großen Fragen der Zeit und die Weltbegebenheiten nah und fern spiegelten. An Gelehrsamkeit kam ihm kein deutscher Fürst gleich; die lateinische Sprache war ihm schriftlich und mündlich geläufig, auch griechisch verstand er. Aber seine reichen Gaben verbarg er gern hinter bescheidener Selbstbeurteilung.



Abb. 227. Denkmal des Grafen Philipp IV. in der Grabkapelle zu Netze.

Eine vortreffliche Gattin gewann er 1546 an Anastasia von Schwarzburg. Er ist nicht müde geworden, in Poesie und Prosa immer wieder auszusprechen, welches Glück aus dieser Ehe ihm erblühte.

Wolken zogen seit 1545 am politischen Himmel zusammen. Kaiser Karl rüstete sich im Bunde mit dem Papste, der ihm Geld und Truppen versprach, die deutschen Protestanten mit Gewalt zu unterwerfen. Allerdings wurde noch ein Religionsgespräch in Regensburg angeordnet, aber dieses war nur ein Schein; man wollte Zeit zu Rüstungen gewinnen. Der Landgraf Philipp von Hessen, der mutvolle Vorkämpfer der Reformation, ersuchte den Grafen Wolrad, an jenen Verhandlungen mitzuwirken. Dieser begab sich daher Ende 1545 nach Regensburg und nahm an den Besprechungen eifrigen Anteil. Seine Aufrichtigkeit, seine Gelehrsamkeit und seine Entschlossenheit erwarben ihm auch die Achtung der Gegner, deren Spiel er bald durchschaute. Das Gespräch führte denn auch zu nichts. Am 2. April 1546 ritt Wolrad wohlbehalten wieder in die Graf-

schaft ein, um kurz darauf die Braut als Gattin heimzuführen. Bald war aber auch der Krieg da (der sog. Schmalkaldische Krieg 1546—47), an dem auch die beiden jungen Grafen Johann, ein Bruder Wolrads, und Samuel, ein Sohn Philipps IV., teilnahmen; letzterer trug in der Schlacht bei Mühlberg eine schwere Verwundung davon. Die Protestanten unter-



Abb. 228. Philipp Nicolai.

lagen. Auch Waldeck bekam den Zorn des siegreichen Kaisers zu fühlen. Es wurden den Grafen hohe Geldstrafen auferlegt, und Wolrad mußte in Augsburg kniefällig dem Kaiser Abbitte tun. Es war ein saurer Gang, aber in seinem Gottvertrauen fand er Stärkung. Für den Grafen Philipp sollte sein Sohn Samuel später in Brüssel um Verzeihung bitten.

Die Folge des siegreichen Feldzuges war das sog. Interim, eine von dem Kaiser den Protestanten aufgedrungene, unevangelische, vorläufige Vereinbarung in den streitigen Religionssachen. Waldeck mußte sie äußerlich annehmen, aber in Wirklichkeit wurde sie nicht befolgt. Als 21 Pfarrer des Eisenbergischen Kreises sich zu einer Erklärung zusammentaten, in welcher sie in mutiger Entschlossenheit das Interim aus Gewissensbedenken ablehnten, trat Wolrad auf ihre Seite. Die Gefahren gingen vorüber.



Abb. 229. Grabdenkmal des Grafen Wilhelm Ernst in der Stiftskirche zu Tübingen.

Ein neuer Krieg fiel zu Ungunsten des Kaisers aus, und das Ende dieser Beunruhigungen und Kämpfe war der Augsburger Religionsfriede 1555, durch welchen die Protestanten Religionsfreiheit erlangten.

Philipp IV. und Wolrad II. war es vorbehalten, die waldeckische Reformationskirche sicher durch alle Stürme zu führen und mit Hilfe tüchtiger Geistlicher in feste Ordnungen zu fassen. Philipp starb erst 1574 auf Schloß Waldeck, 81 Jahre alt, das ehrwürdige Haupt der Grafen, Wolrad 1578 in dem stillen Eilhausen. Jener wurde in Netze bestattet, wo heute noch sein Grabdenkmal mit seinem Bildnisse steht (Abb. 227), dieser in der Kilianskirche zu Corbach.

Reformation ist religiöse Erneuerung, aber ihre Wirkungen gingen tief auch in das Gebiet des sittlichen Lebens und der allgemeinen Bildung. Die wundervolle Sonne des durch Luther wieder entdeckten Evangeliums warf ihre Strahlen nach allen Seiten. Neue Ziele und Methoden der



Abb. 230. Grabdenkmal des Grafen Josias in der Kirche zu N.-Wildungen.

Erziehung setzten ein. Das Schulwesen nahm einen hohen Aufschwung. Die auf das neue Lebensideal des Protestantismus gegründete tiefere Sittlichkeit trug ihre Früchte. Ein neues Geschlecht schaffensfreudiger, weltfroher Menschen wuchs heran. Die Städte blühten auf. Das öffent-

liche Leben faßte sich in Ordnung und Verständigkeit. Diese Menschen von starker, innerlicher Frömmigkeit verstanden, fleißige Hände zu regen und der Gemeinde Wohlergehn zu schaffen.

Am Ende des Reformationsjahrhunderts steht als eine hervorragende Persönlichkeit auf kirchlichem Gebiete Philipp Nicolai (Abb. 228). In Mengeringhausen am 10. August 1556 geboren und in dem oben S. 29 abgebildeten alten Pfarrhause aufgewachsen, begann er unter schwierigen Verhältnissen in Herdecke in Westfalen seine Tätigkeit, wurde von den Katholiken vertrieben und 1587 als Pfarrer nach N.-Wildungen und im folgenden Jahre von der verwitweten Gräfin Margarete als Erzieher ihres Sohnes, des Grafen Wilhelm Ernst, und als Hofprediger nach Alt-Wildungen berufen. Hier wirkte er fast 10 Jahre, machte sich durch gelehrte Schriften bekannt und dichtete die beiden herrlichen Lieder, die in den evangelischen Gesangbüchern als Edelsteine glänzen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Die Anfangsbuchstaben der Verse des ersten Liedes sind zu ergänzen: „Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck“, die des zweiten, rückwärts gelesen: „Graf zu Waldeck“. Darin kommt das innige Verhältnis des Lehrers zu seinem frühentwickelten, von dem Ernst christlicher Lebensführung erfüllten Schüler zum Ausdruck. Leider starb Wilhelm Ernst als Student in Tübingen (sein Grabdenkmal Abb. 229) schon im 15. Lebensjahre, schöne Hoffnungen seiner Mutter und des Landes mit ins Grab nehmend. Im Jahre 1596 siedelte Nicolai, einer ehrenvollen Berufung folgend, mit Verwilligung seiner Herrin nach Unna über. Dort entstand inmitten der Schrecken einer furchtbaren Pestzeit sein herrliches Buch „Freudenspiegel des ewigen Lebens“. Sein Name kam in immer weitere Kreise. Von Hamburg aus wurde ihm 1601 das angesehene Amt eines Hauptpastors an der St. Katharinenkirche angeboten. Er nahm es an, und in der kaufmännischen Großstadt bezeugten sich noch einmal in glänzender Weise seine hohen Geistesgaben und seine Pflichttreue. Am 26. Okt. 1608 starb er, nicht nur in seinen Gemeinden, sondern durch ganz Deutschland hin tief betrauert. Im Grunde seiner Seele eine friedliche Natur und ein Mann von tiefer, innerlicher lutherischer Frömmigkeit, konnte er hart in Wort und Tat sein, wo man an das Heiligtum seines Glaubens rührte. Eine charaktervolle Persönlichkeit, ein evangelischer Christ im Sinne des großen Reformators, der ihm Lehrer und Vorbild war, schonungslos gegen sich selbst, wo es den Dienst an seiner Gemeinde galt, ein tapferer

Kämpfer gegen Papsttum und Jesuiten, ein hervorragender Gelehrter — so ist er würdig des Gedenkens und der Nacheiferung der Nachwelt. Darum auch hat die waldeckische Landeskirche mit Recht am 26. Oktober 1908 seines 300jährigen Todestages dankbar gedacht. (Bei diesem Anlaß sind die beiden, Nicolais Leben darstellenden Büchlein entstanden: Victor Schultze, Philipp Nicolai (Mengeringhausen 1908) und Heinrich Hübner, Philipp Nicolai (Elberfeld 1908). Die Waldeckische Reformationsgeschichte ist zu ausführlicher Darstellung gekommen in meinem 1903 in Leipzig erschienenen, gleichnamigen Buche.)

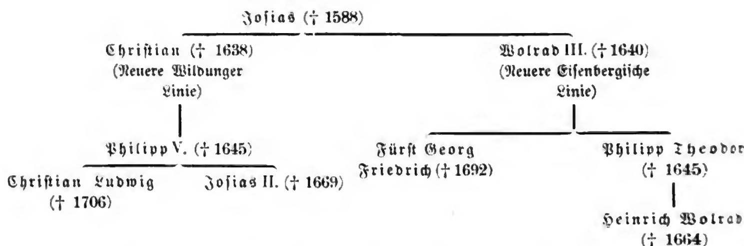
Das Jahrhundert des 30jährigen Krieges.

Der Nachfolger Wolrads II. wurde sein Sohn Josias, der die Regierung ernst und fromm ganz im Geiste seines Vaters führte (1578 bis 1588). Ihm folgten seine beiden Söhne Christian und Wolrad III. Da nun 1598 die Wildunger und 1597 die Landauische Linie ausstarben, so gelangten die Eisenberger in den Besitz des ganzen Landes, doch wurde leider 1607 wieder eine Teilung vorgenommen. Christian erhielt Wildungen, Waldeck, Landau und Wetterburg samt den dazu gehörenden Gebieten, Wolrad den übrigen, nördlichen Teil mit den Städten Arolsen und Rhoden. Corbach wurde gemeinschaftlicher Besitz. Zu dem Anteile Wolrads gehörte auch die Herrschaft Düdinghausen, ein kleines Gebiet an der Westgrenze mit den Ortschaften Hillershausen, Eppe, N.- und O.-Schleidern, Wissinghausen, Defeld, Referinghausen, Tietmaringhausen und Düdinghausen. Über diese Herrschaft war schon längst Streit zwischen Waldeck und dem Erzbischof von Köln. Dieser nahm sie schließlich mit Gewalt in Besitz, vernichtete dort die evangelische Kirche und verstand sich erst nach längeren Verhandlungen 1663 dazu, einen Teil, die Dörfer Eppe, N.-Schleidern und Hillershausen, herauszugeben.



Abb. 231. Fürst Georg Friedrich.

So entstanden wiederum zwei Linien, die Neuere Eisenbergische (erloschen 1692) und die in dem Fürstenhause noch blühende Neuere Wildunger Linie. Zur Übersicht für das Folgende sei ein Stück des Stammbaumes eingefügt.



Zwischen Waldeck und Hessen bestand schon längst eine Spannung, weil dieses eine Oberhoheit über die Grafschaft beanspruchte, während Waldeck seine Eigenschaft als Reichslehen geltend machte. Eine Auflehnung der Stadt Corbach führte jetzt zu einem offenen Konflikt. Denn dieses selbstbewußte, von einem starken Unabhängigkeitsdrange erfüllte Gemeinwesen empfand je länger desto unzufriedener die landesherrliche Gewalt, welche ihre Freiheiten beengte. Die Stadt erklärte sich für eine freie Reichsstadt, warf den gräflichen Stadtrichter ins Gefängnis und trat in Verbindung mit dem Landgrafen Moritz von Hessen. Dieser drang am 24. Nov. 1621 in raschem Einfall in waldeckisches Gebiet, nahm Corbach, verwüstete das Schloß Eisenberg und überzog das ganze Land mit Besatzungen. Die Grafen, denen besondere Umstände es unmöglich machten, Widerstand zu leisten, riefen die Hilfe des Reiches an, und der Landgraf wurde daraufhin nicht nur gezwungen, seine Truppen zurückzuziehen, sondern auch zur Zahlung einer Entschädigung verurteilt. Von diesen Vorgängen hatte das Land, besonders die Städte, argen Schaden. Corbach mußte seine Auflehnung schwer büßen; es verlor den Rest seiner städtischen Freiheit. Doch weit Schlimmeres kam für Waldeck bald hinterher, der 30jährige Krieg.

Der 30jährige Krieg (1618—1648) war ein Religionskrieg, der umfassendste und machtvollste Versuch des Papstes und der katholischen Fürsten, voran der Kaiser, den Protestantismus zu vernichten. Doch mischten sich im Verlaufe auch politische Zwecke mehr und mehr ein, so daß nicht selten protestantische Fürsten auf katholischer Seite zu finden waren. Waldeck verfügte über keine, auch nur annähernd genügende Kriegsmacht, um als protestantisches Land an dem großen, blutigen Ringen sich zu beteiligen; die Grafen richteten daher ihre ganze Politik dahin, durch

Verhandlungen und Vorstellungen bei den kriegsführenden Parteien möglichste Schonung ihres Gebiets zu erreichen. Daß der Erfolg nur ein geringer

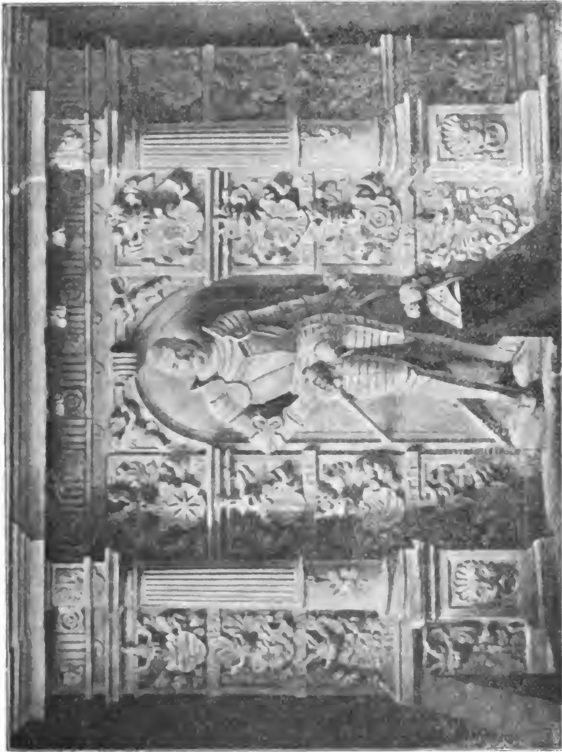


Abb. 232. Grabdenkmal des Grafen Samuel in der Kirche zu N.-Wildungen.

war, ist begreiflich angesichts des wilden Kriegssturmes, der wie ein verheerendes Unwetter hierhin und dorthin fuhr, und den niemand aufhalten konnte, auch wenn er wollte. Kaiserliche und schwedische Schwadronen

zertraten die Saaten der waldeckischen Bauern. Der Satz, der Krieg muß den Krieg ernähren, galt bei Freund und Feind, nur fühlten die katholischen Heerführer und ihre verwilderten Scharen noch weniger Neigung, eine protestantische Bevölkerung zu schonen. Wenn daher im Jahre 1648 Waldeck ein ruiniertes Land war, so ist dies das eigentliche Werk der Kaiserlichen gewesen.

Im Herbst 1623, als eben die Wirren in Hessen sich gelegt hatten, betraten Tillysche Truppen die Grafschaft, und 25 Jahre hindurch hat sich fast ohne Unterbrechung ein Strom von oft unsäglichen Drangsalen über Städte und Dörfer ergossen. Wenn man glaubte, aufatmen zu können, waren die zuchtlosen Banden und ihre habgierigen Führer wieder da. Durchmärsche mit kürzerer oder längerer Einquartierung, Kontributionen, Servisgelder, Loskauf, Bestechungen zehrten den Wohlstand in Stadt und Land auf, nicht zu reden von den an Menschen begangenen Untaten. Die Äcker verödeten, auf weite Strecken hin war weder Vieh noch Mensch zu finden, ganze Dörfer starben aus. In einem Schreiben der gräflichen Räte vom Jahre 1646 wird ausgesprochen, daß in den Ämtern Wildungen und Waldeck die Dörfer teils abgebrannt, teils abgebrochen, teils verlassen seien, so daß an manchen Orten keine 2—4 Menschen zu finden seien, in anderen nicht ein einziger Mensch, nicht einmal ein Hund oder eine Katze. Ein großer Teil der Untertanen sei elend verhungert, andere hätten sich verlaufen. In den nördlichen Gebieten stand es vielfach ebenso, oft noch schlimmer. Den Städten erging es nicht besser; besonders hatten Corbach und Sachsenberg zu leiden. Einer der schlimmsten Erpresser war der Oberst von Bönninghausen, der z. B. Wildungen vom 1.—3. Juli 1635 einer schändlichen Plünderung preisgab. Die Regimenter des Grafen Götzen kosteten dem Lande 40 000 Taler, nicht eingerechnet die Ausplünderung zahlreicher Ortschaften. Dazu kam 1636 die Pest, die allein in dem unglücklichen Sachsenberg 350 Menschen hinraffte.

Ein besonders schweres Jahr war 1640, wo im Sommer in Wildungen und Umgegend ein schwedisches Heer nebst Verbündeten von 60—70 000 Mann unter dem berühmten General Baner längere Zeit lag gegenüber einer noch stärkeren kaiserlichen Armee in Fritzlar. An diese Vorgänge erinnern heute noch die zahlreichen „Schwedenschanzen“. Durch diese großen Truppenmassen wurde natürlich die Gegend weithin ausgezogen, sogar in Wildungen trat Hungersnot ein. Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen die Bevölkerung am 25. August 1648 das



Graf Adalbert.

Bet- und Dankfest für die Beendigung dieses fürchterlichen Krieges feierte. Man hat berechnet, daß diese Jahre an Kriegskosten verschlungen haben etwa $5^1/_2$ Millionen Mark, das nach dem jetzigen Geldwert mehr als 6 Millionen ausmacht. Damit ist aber nicht das Ganze der Verluste befaßt. Einige Einzelheiten mögen das noch erläutern. In Corbach waren im Jahre 1650 von 547 Wohnhäusern vor dem Kriege nur noch 235 bewohnte und 67 unbewohnte da, in N.-Wildungen von 251 noch 166 bewohnte und 28 unbewohnte. In Heringhausen standen von 20 Häusern noch 8, in N.-Ense von 32 noch 7, in Züschen von 80 noch 12, in Wega von 20 noch 3, in Wellen von 42 noch 11. Um nun auch über Bevölkerungszahlen etwas mitzuteilen, so fanden sich in dem genannten Jahre in Netze nur noch 13 Männer, in Buhlen 3, in Affoldern 14, in Züschen 12, in N.-Wildungen 135, in Wega 4, in Bringhausen 21, in Mehlen, Kleinern, Hemfurt je 14. In den Ämtern Eisenberg, Arolsen, Waldeck, Wildungen waren untergegangen 1785 Familien und 1766 Wohnhäuser und Scheunen; über die anderen Ämter fehlen zwar Nachrichten, doch darf man für das Ganze einen Gesamtverlust von 2500 Familien und fast ebensovielen Gebäuden vermuten. Schwert, Hunger und Krankheit haben die halbe Bevölkerung hingerafft. Das sind ungeheure Einbußen an Menschen und Vermögen, von denen sich unser Land erst in Jahrhunderten wieder erholen konnte, ja, die es jetzt noch nicht ganz überwunden hat. Doch die schweren Opfer waren nicht umsonst. Das kostbare Gut der evangelischen Glaubensfreiheit ist uns dadurch gerettet worden.

In diesem Jahrhundert wurde es in größerem Umfange Gewohnheit, daß Glieder des regierenden Hauses, die in den kleinen Verhältnissen für ihren kriegerischen Sinn und überhaupt für ihren Schaffensdrang keine Befriedigung finden konnten, in fremde, vorzüglich in holländische Kriegsdienste traten und im Kampfe gegen Spanier, Franzosen und Türken den waldeckischen Namen zu Ehren brachten. In den Jahren 1638—1688 sind nicht weniger als 5 waldeckische Grafen in ausländischen Kriegen gefallen. Unter ihnen nimmt ein besonderes Interesse in Anspruch Graf Josias, der Held von Kandia (Kreta).

In dem Grafen Josias, der am 31. Juli 1636 auf dem Schlosse in Alt-Wildungen als Sohn des in Böhmen nach einer Schlacht erschossenen Grafen Philipp geboren war, lebte ein kriegerischer Geist und die Gabe militärischer Führerschaft. Im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg zeichnete er sich schon in jungen Jahren durch Gewandtheit und Tapferkeit aus, trat 1663 in kaiserlichen Dienst, um gegen die nach Ungarn vor-

dringenden Türken zu kämpfen, und ward bei der Belagerung von Fünfkirchen durch einen Pfeil (der jetzt noch im Schlosse zu Bergheim aufbewahrt wird) schwer verwundet. Im Frühjahr 1669 führte er ein Hilfskorps, welches aus verschiedenen Staaten für die Venetianer gesammelt war, zu Schiff nach der Insel Kreta. Die Lage war für die Venetianer dort höchst bedenklich, aber der Einsicht und der Unerschrockenheit des Grafen gelang es, in blutigem, hartnäckigem Ringen die Türken allmählich zurückzudrängen. Eine Verletzung durch einen Bombensplitter hemmte nur vorübergehend seine Tätigkeit,



Abb. 233. N.-Wildungen.

aber eine zweite, schwerere Verwundung durch eine Granate, die ihm am Schenkel eine tiefe und breite Wunde riß, warf ihn auf das Lager, wo die schmerzliche Nachricht von dem Tode seines einzigen Söhnchens ihn ereilte. Mit Interesse verfolgte er vom Krankenzimmer aus die Vorgänge der Belagerung. Doch das Fieber nahm besorgniserregend zu, und traurig sprach der Verwundete zu dem Feldprediger Bernhard aus Wildungen: „Wenn Gott es haben wollte, möchte ich gern etwas länger leben, meiner Gemahlin zum Trost und meinen Untertanen zu Nutz, auch zum Besten und zur Befreiung der von mir hergeführten Kriegsleute“. Am 8. August 1669 gegen Mitternacht starb er in treuer Ergebung in Gottes Willen. Sein Tod bedeutete den Verlust der Insel an die Türken. Mit ihm fielen dort 13 Waldecker, 11 starben an Wunden und Krankheiten, 11 haben die Heimat wieder erreicht. Der Leichnam des Grafen Josias wurde in die Heimat überführt und am 7. April 1670 in der Fürstlichen Kapelle zu Wildungen feierlich bestattet. An der nördlichen Chorwand der Kirche ist ihm von seiner Gemahlin ein figurenreiches Denkmal errichtet (Abb. 230), welches die Erinnerung an ihn der Nachwelt übermittelt. Es zeigt den Grafen in Lebensgröße friedlich auf einem von 4 Löwen getragenen Paradebett (Sarkophage) ausgestreckt; seine Rechte hält das Schwert, die Linke den Kommandostab. Zwei Soldaten halten zu beiden Seiten, ernst zu ihm hinblickend, die Totenwacht. Darüber tobt, in Relief ausgeführt, eine Schlacht. Der Graf



Abb. 234. Leisersches Haus in N.-Wildungen (gez. von M. Griesche).

und ein türkischer Führer messen sich im Kampfe vor ihren Truppen. Weiter oben steht ein Gerippe mit Stundenglas, Bogen und Pfeil — der Tod, und über diesem sind Auferstehung und Weltgericht dargestellt. Seitwärts hinter den gewundenen Säulen stehen zwei Türken. Den Aufbau krönen in der Mitte das waldeckische und das nassauische Wappen und zu den Seiten 4 Figuren, Frauengestalten, die erste mit einem Falken (Klugheit), die zweite mit einem Kruzifix (Glaube), die dritte neben einer Säule (Standhaftigkeit), die vierte mit einem Spiegel, um den sich eine Schlange windet (Selbsterkenntnis). Als Verfertiger darf man mit Sicherheit Heinrich Pape aus Giershagen bei Marsberg bezeichnen. Das Material ist Marmor und Alabaster. Beachtung verdient auch das schöne Eisengitter.

Aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges und den politischen Wirnissen der folgenden Zeit hebt sich als eine Lichtgestalt heraus Fürst Georg Friedrich. Auf den Thronen Europas saß damals nur Einer, der sich mit ihm vergleichen läßt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst.

Die Geburt Georg Friedrichs — 31. Januar 1620 — fiel in die sorgenvolle Zeit des hessischen Einbruchs (S. 320) und des auf Waldeck anstürmenden großen Religionskrieges. Der Vater, Wolrad IV., war unermüdlich, die von allen Seiten heranstürzenden Fluten zurückzudrängen, und der Erfolg blieb nicht ganz aus. Den Sohn führte schon in jungen



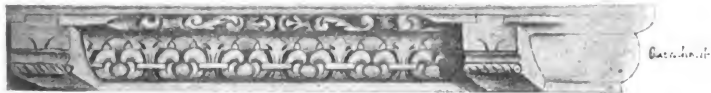




Abb. 235. Gebälk an der „Krone" in Corbach (gez. von K. Hopff).

Jahren der Tatendrang in holländische Kriegsdienste, in die kurz vorher sein älterer Bruder Johann Ludwig getreten war, um freilich bald den Soldatentod zu finden. Auch seinen jüngeren Bruder Jakob, der mit ihm auszog, erreichte bald dasselbe Geschick. Sogleich fand sich für Georg Friedrich Gelegenheit, gegen die Spanier zu kämpfen, aber er vergaß in den Unruhen und Gefahren des Krieges nicht, für seine schwer bedrängte Heimat Fürsprache an einflußreichen Stellen einzulegen. Im Sommer 1651 nahm ihn der Große Kurfürst in seine eigenen Kriegsdienste. Große Aufgaben eröffneten sich ihm in dem kraftvoll emporstrebenden jungen Staate. Darnach sehnte er sich. „Meine Natur" — so schreibt er einmal — „treibt mich zu großen Unternehmungen. Ich habe ein Bedürfnis nach hohen Wagnissen." Auf diesem Boden entwickelt sich der tapfere Offizier zum genialen Staatsmann, zu einem der größten Staatmänner, welche Preußen besessen hat. Ein Mann der Ordnung und des Durchgreifens, nimmt er die Reorganisation der inneren Verwaltung in die Hand, dann aber ergreift er, von dem Vertrauen des Kur-

fürsten getragen, die Zügel der äußeren Politik. Nur wenige sahen damals so scharf wie er die Schäden der Reichsverfassung. Als Ziel stand vor ihm die Loslösung von dem selbstischen, katholischen österreichischen Kaisertum und Aufrichtung eines protestantischen Staatenbundes in Deutschland. Es war verhängnisvoll, daß der Kurfürst dies anfangs mit Eifer verfolgte Politik wieder auf gab. Die beiden Männer trennten sich darauf, Georg Friedrich trat als General in schwedischen Dienst, dann berief ihn das Reich als Reichsfeldmarschall zur Führung eines geplanten großen Unternehmens gegen die Türken. An dem berühmten Entsatze des von den Türken umschlossenen Wien im Jahre 1683 und an dem weiteren Verlaufe des Krieges war er in hervorragender Weise beteiligt. Schon vorher, 1682, hatte ihn Kaiser Leopold in Anerkennung seiner Dienste in den Reichsfürstenstand erhoben. So ist Georg Friedrich der erste waldeckische Graf, der diesen Titel führte. Dann finden wir ihn wieder in holländischen Diensten, und die Franzosen bekamen von neuem seine kriegerische Tüchtigkeit zu fühlen, aber er mußte auch erleben, daß die unter seinem Oberkommando geführte Schlacht bei Fleurus am 1. Juli 1690 unter großen Verlusten verloren ging. Doch führte er den Feldzug weiter bis in den Sommer 1692, wo sein körperliches Befinden — er hatte inzwischen ein Alter von über 72 Jahren erreicht — ihn nötigte, in die Heimat zurückzukehren. Im Residenzschloß Arolsen starb er schon am 9. November und wurde in der Nikolai-Kirche zu Corbach bestattet und zwar, wie er befohlen hatte, ohne jegliches Gepränge. Sein Grabdenkmal aus Marmor und Alabaster ist noch erhalten. Auch das von ihm erbaute Schloß in Rhoden und die Kirche in Helsen erinnern an ihn. Aber weiter und tiefer lebt sein Name in der deutschen Geschichte fort als der Name eines echt deutschen und protestantischen Fürsten, eines tapferen Kriegers und eines weit schauenden, nationalen Politikers. Seine geistige Bedeutung und kraftvolle Persönlichkeit kommt in seinen Porträts zum Ausdruck (Abb. 231).

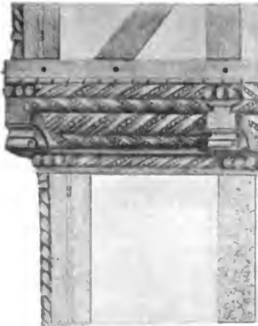


Abb. 236. Willesches Haus in Corbach (gez. von K. Hopff).

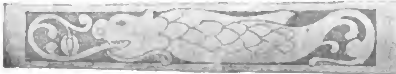


Abb. 237. Leiserisches Haus in N.-Wildungen (gez. von W. Griesche).

Georg Friedrich war vermählt mit Elisabeth Charlotte, Tochter des Grafen von Nassau-Siegen, die ihn nur zwei Jahre überlebte. Seine 5 Söhne waren vor ihm gestorben, und so erlosch mit ihm die Neuere Eisenbergische Linie.

.Kunst in Stadt und Land.

Die mittelalterliche Kunst auf waldeckischem Boden, die wir früher kennen gelernt haben, umfaßte wesentlich kirchliche Denkmäler. Kirchenbauten von der vornehmen Stadtkirche an bis herab zu dem schlichten Gotteshause des Dorfes bilden ihren eigentlichen Bestand. Das 16. und das 17. Jahrhunderts ziehen den Kreis weiter; die bürgerliche Kunst, vor Allem das städtische Wohnhaus und das Kunstgewerbe, treten bedeutsam hervor. Freilich mit der Wohlhabenheit des Landes hat der 30jährige Krieg auch den Besitz an kunstgewerblichen Gegenständen aus edelem Metall, die im Bürgerhause, in den adeligen Landsitzen, in den Rathäusern und in den herrschaftlichen Schlössern zu finden waren, ausgeschöpft; so verlor Wildungen durch eine einzige Plünderung des Rathauses im Jahre 1629 nicht weniger als 32 silberne Becher. Nur Weniges hat sich durch diese Jahre der Raubzüge und der Not hindurchgerettet. Die wirtschaftliche Ermattung der nächstfolgenden Zeit drückte natürlich auch auf die Kunst. Offenbar als Ersatz für die erlittenen Verluste widmeten 1664 die beiden Wildunger Bürger Georg Dülser und der Apotheker Christian Gotthard Winter der Stadt einen vergoldeten Silberbecher von zierlichem Aufbau, der leider in neuerer Zeit in den Besitz des Leipziger Kunstgewerbe-Museums übergegangen ist.



Abb. 238. Sachsenberg.



Abb. 239. Landau.

Die monumentale Plastik ist durch eine größere Anzahl von Grabdenkmälern, meist fürstlicher Personen, aus dem 16. und 17. Jahrhundert vertreten. Wenn die Formengebung zu wünschen übrig läßt, so ruht doch die Charakteristik nicht selten auf guter Beobachtung und geschickter Erfassung

der Wirklichkeit. Das Sandsteindenkmal Philipps IV. im Mausoleum zu Netze ist bereits erwähnt und abgebildet (S. 314). Höher steht nach Komposition und Technik das Grabdenkmal seines Sohnes Samuel (gest. 1570) aus demselben Material (Abb. 232). Graf Samuel, der im Schmalkaldischen Kriege auf protestantischer Seite mitkämpfte und in der Schlacht bei Mühlberg schwer verwundet wurde, steht gepanzert und bewehrt in der Mitte; der Kopf ist ausdrucksvoll herausgearbeitet. Sechszehn Wappen des gräflichen und verwandter Häuser umgeben ihn als vornehmer Schmuck. Aus dem folgenden Jahrhundert stammt das hochaufgebaute, künstlerisch geringwertige Denkmal des Helden von Kandia, des Grafen Josias, in derselben Kirche (Abb. 230 S. 317) und das an dieses sich anlehnende des Fürsten Georg Friedrich in der Nikolaikirche zu Corbach.



Abb. 240. Der Schultzesche Bauernhof in Rhadern.

Die gegossenen **Grabplatten**, die man noch in manchen Kirchen und in größerer Anzahl in den Fürstlichen Sammlungen zu Arolsen antrifft, sind oft Massenarbeit, aber es finden sich unter ihnen auch Exemplare mit feinen Ornamenten. In diesem Zusammenhange sei auch auf die im allgemeinen mehr durch religiöse Stimmung als durch künstlerischen Wert ausgezeichneten bemalten **Denktafeln** in den Kirchen (z. B. in N.-Wildungen) hingewiesen.



Abb. 241. Das alte Pfarrhaus in Adorf.

Die in dieser Periode entstandenen **Schnitzaltäre** und **Kanzeln** sind fast ausnahmslos handwerksmäßige Arbeiten, jene oft geradezu roh in Figuren und Farbe. Die **Kirchenbauten** offenbaren eine große Nüchternheit und Gleichförmigkeit (Königshagen, Braunau, Helsen usw.); von der malerischen Eigenart der älteren Dorfkirche ist an ihnen nichts zu verspüren. Äußeres

und Inneres zielen auf einen praktischen, lichten, soliden, aber charakterlosen Bau.

Im 19. Jahrhundert, um das gleich hier zu erwähnen, ist man im Kirchenbau zu den gotischen Grundformen zurückgekehrt, hat sie aber erst in jüngster Zeit in reiner Ausprägung erreicht (Alleringhausen S. 157; Wirmighausen). Was an Kirchenbauten in Waldeck etwa ein Jahrzehnt zurückliegt, ist mit mangelhaftem oder ohne Verständnis für kirchliche Kunst ausgeführt und bedeutet sogar gegen das 18. Jahrhundert einen Rückschritt.


Abb. 242. Das Schwalenstöckersche Haus in Corbach.

Das größte Interesse weckt im Kunstschaffen dieser Zeit das städtische Haus. Malerisch und traulich berührt es uns in den alten Straßenzügen unserer Städte. In immer neuer Gruppierung und in mannigfaltiger Erscheinung tritt es vor uns hin und gewinnt unser Herz. Im Hasten und Jagen der Gegenwart, in dem Wechsel und planlosen Durcheinander der modernen Bauweisen empfinden wir es als einen Gruß aus ferner, ferner Zeit, wo das Leben in ruhigem Flusse dahinging, und die Menschen das Heimatgefühl stärker empfanden als wir. Wer von Arolsen nach Mengeringhausen über das Feld hin wandert und an den alten Gerichtslinden vor der Stadt vorübergeschritten ist, den fesselt ein reizvolles Bild: vor ihm erhebt sich der turmartige Giebel der alten Apotheke (S. 26), und links und rechts von ihr ziehen tief in die Stadt hinein prachtvolle Straßenzüge, Giebel an Giebel gefügt (S. 25).


Abb. 243. Das Schottesche Haus in Wildungen.

Wie überrascht uns Rhoden mit ähnlichen Durchblicken! Man schaue nur auf die S. 36 abgebildete Häuserreihe. Wildungen ist ausgezeichnet durch vornehme Bauten. Das Schottesche Haus in der Brunnen-

straße ist eine einzigartige Erscheinung, mit der sich höchstens noch die Apotheke (S. 111) in Vergleich setzen ließe, wenn sie nicht durch Verputz ein gutes Stück ihrer Schönheit eingebüßt hätte. Aber auch sonst kann Wildungen mit einer Fülle von bemerkenswerten alten Bürgerhäusern auftreten; es besitzt noch Straßen, welche die Neuerung kaum berührt hat. Anderswo, z. B. in der malerischen Lindenstraße (S. 113), haben Brand und andere Ursachen bedenkliche Lücken gerissen. Auch Corbachs ruhmvolle Vergangenheit lebt noch in zahlreichen schönen Bürgerhäusern fort, unter denen das Schwalenstöckersche Haus (Abb. 242) alle durch seinen imposanten Aufbau überragt, während andere, z. B. die „Krone", durch feines Schnitzwerk sich auszeichnen. Auch in den übrigen Städten haben sich einzelne beachtenswerte Bauten erhalten, z. B. in Landau und in Sachsenberg.



Abb. 244. Scribasches Haus in Mengeringhausen (Zeichnung von W. Opfermann).

Das städtische Haus wendet sich mit der Schmalseite der Straße zu. Ein hoher Giebel mit spitzem Winkel steigt über den Stockwerken auf; bald ist er als eine glatte Fläche gefaßt, bald, und zwar vorwiegend, in der Breite einmal oder mehrmals durch einen Balkenzug zerlegt wie die von ihm überragten Teile. Jene Konstruktion zeigt uns beispielsweise die alte Apotheke in Mengeringhausen (S. 26), diese die Lindenstraße in Wildungen (S. 113), Waldeck (S. 83); beide Formen haben wir in dem Straßenzuge in Mengeringhausen (S. 26). Es kommt vor, daß die Giebelspitze mit senkrechten oder wagerechten Hölzern verschalt ist. Die Höhe des Dachstuhls erreicht oft ein sehr beträchtliches Maß in der Absicht, den Gesamteindruck des Baues zu steigern.



Abb. 245. Das Kestingsche Haus in Mengeringhausen.

Eine Eigenart des Fachwerkbaues ist das Vortreten der oberen Stockwerke über die unteren.

Gewiß hat dabei der praktische Zweck der Raumgewinnung mitgewirkt, aber die Freude an der dadurch erzielten malerischen Wirkung stand zweifelsohne obenan. In der Tat strömt vor Allem von diesem lebendigen Fluß der Fläche im Spiel einer echt volkstümlichen Ornamentik der malerische Eindruck eines solchen Hauses. Damit sicherte es sich vor dem langweiligen, öden Einerlei, welches unsere Wohnhäuser bedrückt. Kräftig treten die Balkenköpfe hervor, nur eine leichte Profilierung gibt ihnen eine feine Prägung (Abb. 233). Von Kopf zu Kopf laufen die sog. Füllhölzer, welche die Verkragung verdecken. An ihnen breitet sich mit Vorliebe allerlei Schnitzwerk aus, geometrische Figuren, Pflanzen, Tiere und was sonst noch ein reicher Formenschatz aus Vergangenheit und Gegenwart bot. Am Leiserschen Hause in Wildungen sind stilisierte Blätter, Fische und Vogelköpfe, aus denen Ranken herauswachsen, aneinandergefügt (Abb. 234). Prächtige Muster finden sich an der „Krone" und am Willeschen Hause in Corbach (Abb. 235. 236); wir bewundern die kräftige Zeichnung und den sorgfältigen Schnitt, der bald tief greift, bald die Figur nur leicht heraushebt. Eine Fülle schönster Motive trifft man bis heute in unseren Städten, zuweilen auch in den Dörfern, noch an. Wer beachtet oder wer sammelt sie?



Abb. 246. Vom Kestingschen Hause in Mengeringhausen (gez. von W. Opfermann).

Das dekorative Streben zieht in seinen Kreis auch die Eckbalken, welche von Geschoß zu Geschoß aufstreben. Weitverbreitet, auch am dörflichen Hause, ist die gewundene Säule (S. 25 rechts erstes Haus), oder zierliche Ranken steigen an den Flächen auf (Sachsenberg S. 133), oder phantastische Tiergestalten kriechen in die Höhe (Abb. 237); am reizvollsten hat die künstlerische Phantasie an der „Krone" sich entfaltet: oben auf einer gewundenen Ranke schwebt keck ein Meerweibchen. Ein anderer Weg ist an dem Schotteschen Hause in Wildungen versucht. Von Balken zu Balken zieht ein gewundener Stab, und oben und unten begleitet ihn ein Zahnfries (Abb. 243).

Die Sicherung des Aufbaues forderte Verstrebungen. Ihre Verbindung mit dem übrigen Balkenwerk vollendet den malerischen, anziehenden Eindruck des Hauses. Praktisches Bedürfnis und künstlerische Erwägungen begegneten sich hier, um eine große Mannigfaltigkeit von Kombinationen entstehen zu lassen. Die Felder werden jedes für sich behandelt, diagonal

durchschnitten und diese Schnitte in regelmäßige Richtung zu einander gesetzt (S. 25. 50. 113 u. sonst; Abb. 238), oder die Verstrebungen durchschneiden mehrere Felder (S. 83); das Andreaskreuz wird nachgeahmt und der Rand kunstvoll geformt; die Strebung wird als Dreieck geschnitten und dieses dem Fachwerkbalken angefügt (Abb. 239). Nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern findet man gelegentlich diesen reichen Ausbau der Fassade; ein hervorragendes Beispiel dafür bietet der Schultzesche Hof in Rhadern (Abb. 240).

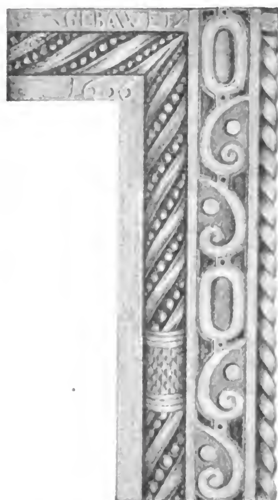


Abb. 247. Das Willesche Haus in Corbach (gez. von K. Hopff).

Noch andere Einzelheiten tragen dazu bei, dem städtischen Hause einen besonderen Reiz zu verleihen. Dahin gehört der Erker, allerdings mehr eine Eigentümlichkeit des Steinbaues und daher in Waldeck selten. In schlichter Form zeigt ihn ein Eckhaus in Mengeringhausen (S. 30), in vornehmer und kunstvoller Ausführung die Apotheke in Wildungen (S. 111).

Der hohe Speicher, welcher an die eine Schmalseite des alten Pfarrhauses in Adorf sich anlehnt (Abb. 241), bildet in seiner Gegensätzlichkeit zu dem freundlichen Hauptbau, mit dem er zusammengeschlossen ist, ein eigenartiges, anziehendes Bild. Und wie stolz erhebt sich, bürgerliches Selbstbewußtsein und Wohlhabenheit bezeugend, das Schwalenstöckersche Haus in Corbach an freiem Standorte (Abb. 242, dazu S. 147), ohne Zweifel das vornehmste Bürgerhaus in Waldeck, das mit seinen hochragenden Giebeln weithin die Blicke auf sich zieht (vergleiche auch die Abbildung S. 149). Es wird einst seinesgleichen gehabt haben, sei es in Corbach, sei es anderswo. Allerdings steht es in Beziehung auf seine Gliederung und Schnitzwerk bei weitem nicht oben an.

Die Fenster sind schlicht gefaßt; sie treten in ihrer Umgebung durchaus zurück. Der Umfang ist klein. Die alte Butzenscheibe hat sich hier

und da noch erhalten (Abb. 243). Dagegen erfuhr die Tür eine sorgfältigere Behandlung; in ihr, dem Eingangstor des Hauses, trat dieses gleichsam vor die Öffentlichkeit. Der Türsturz ist entweder geradlinig (so



Abb. 248. Brühmannsches Haus in Corbach (Zeichnung von K. Thiemann).

fast überall auf fränkischem Boden) oder im Halbkreis oder in Anlehnung an das Steinhaus spitzbogig gebildet. Ein schönes Beispiel des Spitzbogens haben wir an dem Scribaschen Hause in Mengeringhausen vom Jahre 1588 (Abb. 244); der eigentliche Rahmen der Tür ist durch starke

Balken gesetzt, die oben links den waldeckischen Stern, rechts eine Rosette nebst der Zahl 1588 und tiefer auf Wappenschildern die Anfangsbuchstaben der Namen der Erbauer tragen. In dieses Gerüst ist ein leichter, zopfförmig gebildeter Stab als breiter Spitzbogen gelegt. Tür und Fenster gehören einer späteren Zeit an. Üblicher ist der Halbkreisschluß, den in Mengeringhausen in seiner Ausführung das Kestingsche Haus zeigt (Abb. 245). Den gewundenen Stab, welcher die Türöffnung umrahmt, begleiten, senkrecht aufsteigend, leichte Ranken, die aus einem Sockel kommen, den ein meisterhaft stilisierter Doppeladler (Abb. 246) ziert. Darüber breitet sich die Hausinschrift aus, oben begrenzt durch zierliche Fensterchen, welche der Diele Licht zuführen. Im 17. Jahrhundert wächst die Liebhaberei, die Umrahmung mit Schmuck zu überziehen. Dafür läßt sich das Willesche Haus in Corbach vom Jahre 1606 anführen, wo drei Bänder aus klar und kraftvoll herausgearbeiteten Mustern, in denen Gotik und Renaissance glücklich sich mischen, nebeneinander liegen (Abb. 247). Als echter Repräsentant einer späteren Entwickelung kann das Brühmannsche Haus in Corbach vom Jahre 1732 (Abb. 248) gelten. Der Rückgang ist allerdings unverkennbar; der Schmuck hat etwas Hartes, Einförmiges, dennoch fesselt dieses Tor in seiner Gesamterscheinung, vor Allem durch die alte Türform, unser Interesse. Den Preis in dieser ganzen Gruppe trägt aber davon die Türumrahmung in dem Österlingschen Hause in Mengeringhausen vom Jahre 1676 (Abb. 249). Die gewundenen Drachenleiber mit einander zugewandten Köpfen auf den Seitenpfosten und über dem Bogen wecken unsere volle Freude. Indeß auch wo der Schmuck fehlt — und auf dem Lande fehlt er fast immer —, wirken diese großen Bogentüren auf den Beschauer; es sei zurückverwiesen auf die



Abb. 249. Österlingsches Haus in der Langen Straße zu Mengeringhausen (gez von W. Opfermann).



Abb. 250. Mengeringhausen.

S. 36 abgebildete Straße in Rhoden. In sehr vielen, man kann wohl auch sagen, in den meisten Fällen ist dieses dem sächsischen Hause eigentümliche Tor in eine kleine rechtwinkelige Tür umgewandelt worden; die Spuren sind oft noch deutlich (Abb. 250).



Abb. 251. Rathaus in Mengeringhausen (abgebrochen).

Ihren Höhepunkt erreichte freilich die bürgerliche Baukunst in dem städtischen Rathause. Die im Bilde wenigstens glücklicherweise erhaltenen waldeckischen alten Rathäuser sind bereits oben (S. 298 ff.) beschrieben und zwei davon abgebildet. Sie mögen in diesem Zusammenhange nochmals vor uns hintreten. In Wildungen langgestreckt, in Sachsenhausen mehr dem Quadrat genähert, in Mengeringhausen in einem mittleren Maße, tragen sie

alle drei ganz die Eigenart des mittelalterlichen Fachwerkbaues. Obenan steht durch reiche Gliederung das Rathaus in Mengeringhausen (Abb. 251); auf dem massiven Unterbau ruhte der zierliche Holzbau mit malerischen Verstrebungen und geschnitzten Kopfbändern unter den Balkenköpfen, meines Wissens das einzige Beispiel in Waldeck. Das steile Dach mit den hochgespitzten Ecktürmchen bringt die Bewegung zu glücklichem Abschluß. Nach Westen lag die zweifelsohne noch reicher ausgestattete, von zwei Erkertürmchen eingefaßte Fassade, von der auf dem Bilde leider nur das nördliche Endstück hervortritt. Dort prangte das Stadtwappen. Es muß als eine Barbarei bezeichnet werden, daß die Stadt seinerzeit sich dazu verstanden hat, diesen prächtigen Bau, der zu den schönsten Gebäuden Waldecks in Vergangenheit und Gegenwart zählte, nutzlos zu opfern. Auch das Sachsenhäuser Rathaus (S. 300) war reich gegliedert. Die zwei oberen Geschosse hatten an den Ecken eine Erkerausladung, die natürlich früher mit einem hohen, spitzen Dach gekrönt waren, wie denn auch der Dachreiter einst sich stolzer erhoben hat. Das Wildunger Rathaus (S. 298) ist zweifelsohne durch viele Schädigungen hindurchgegangen, in denen sein Außenschmuck, seine Türmchen und Erker verschwanden. Es macht einen weit nüchternern Eindruck; nur das angelehnte „Weinhaus" hat in seinem oberen Stock von dem einstigen Zustande mehr bewahrt und gestattet dadurch einen Rückschluß auf die ursprüngliche Erscheinung. Schon die Tatsache, daß zwei Flügel nebeneinander gelegt sind, weist auf eine groß und künstlerisch erfaßte Anlage zurück.



Abb. 252. Straße in Helsen.

Man muß annehmen, daß Rhoden, Sachsenhausen, Corbach ähnliche Rathäuser besessen haben, letzteres zweifelsohne in einem Aufbau und einer künstlerischen Ausstattung, welche alle anderen überholten. Wenn an-

genommen werden darf, daß die schöne Giebelkrönung in der Form des gotischen Vierpaß (S. 147) dem altem Bau angehörte, den eine zerstörende Feuersbrunst 1664 vernichtete, so war es ein Steinbau, und reicher Skulpturenschmuck wird daher nicht gefehlt haben.

Unter den im 18. und 19. Jahrhundert errichteten Neubauten ist der in Sachsenhausen in der Anlage nicht ohne einen großen Zug; (ähnlich das Rhodener (S. 302) und das etwas zusammengedrängte Corbacher Rathaus), was von den übrigen nicht gesagt werden kann.



Abb. 253. Hemfurt.

Selbstverständlich steht das Bauernhaus in künstlerischer Hinsicht hinter dem städtischen Hause zurück; aber faßt man es in seiner Eigenart, wie die Gerechtigkeit erfordert, so entdeckt man auch hier künstlerisches Empfinden, natürlich in den Schranken, welche Können, praktische Rücksichten und Gewohnheit auf dem Dorfe zogen. Abb. 240 kann uns lehren, wie auch in diesen Kreisen das Bedürfnis vorhanden war, das Haus über den Standpunkt des rein Notwendigen zu erheben. Auch die Dorfstraße in Helsen mit der malerischen alten Schmiede (Abb. 252) bestätigt dies; der Unterschied von den Straßenzügen in den Städten ist kein sehr großer. Der Blick endlich auf das anmutig gelagerte Dorf Hemfurt (Abb. 253)

erweckt in uns nicht nur eine allgemeine Stimmung des landschaftlichen Genusses, sondern wir beachten auch mit Wohlgefallen den Aufbau und die feine Wandgliederung der Bauernhöfe (Abb. 254). Daß in einem ländlichen Hausrat die Kunst auch nicht fehlte — ich erinnere nur an Tassen und Zinnleuchter —, ist schon in dem Abschnitte „Das waldeckische Dorf" in Wort und Bild gesagt worden.



Abb. 254. Schaken.

In den Verwüstungen, welche die Edertalsperre für Landschaft und Kunst mit sich bringen wird, wird auch die alte Bericher Hütte beschlossen sein. Bild 255 zeigt in der Mitte das Steinhaus mit hohem Spitzbogenfenster, die einstige Gießerei; dahinter liegt, an dem Dache zu erkennen, der Hochofen. Links davon befand sich der Maschinenraum. Das niedrige Häuschen links von der Gießerei diente den Formern.



Abb. 255. Die Bericher Hütte.

Wenn wir nicht ohne Wehmut Unvermeidliches kommen sehen, so möge dies wenigstens ein Antrieb sein, das, was wir aus der Vergangenheit noch haben, um so treuer zu hegen.

Freilich verhehlen darf man sich nicht, daß die vorwärts schreitende Entwickelung an einzelnen Punkten sich gegen jeden, auch noch so ernsthaften Widerstand durchsetzen wird. Gefährdet ist dadurch vor allem das städtische Haus. Der Mensch der Gegenwart hat andere Wohnungs-

ansprüche als seine Vorfahren vor 300 Jahren. Die schmalen Giebelhäuser mit kleinen Fenstern, niedrigen Zimmern, steilen Treppen und einer auf ganz andere Lebensordnung eingerichteten Raumverteilung werden als Unbequemlichkeit und Hemmung empfunden. Das Haus, wie es unserem Bedürfnisse entspricht, soll in breiter Front an der Straße liegen, mit großen Fenstern sich öffnen, leichte, hohe Räume haben; Eingang und Aufgang sollen bequem sein. Wo Kaufläden sich damit verbinden, tritt eine ganz neue Einrichtung ein. Vor allem aber ergeben sich große Unterschiede daraus, daß das mittelalterliche Haus ein Einfamilienhaus war, die modernen städtischen Häuser dagegen in der Regel mehrere Familien aufnehmen. Damit ist eine völlige Umwandlung des alten Hausbaues gegeben.

So wird das alte städtische Haus allmählich fallen und ganz verschwinden, wenn nicht Gemeinde und Staat Mittel und Wege finden — was ihre Pflicht ist — einzelne ausgezeichnete Bauten als Denkmäler ihrer eigenen Geschichte zu erhalten. Allerdings läßt die wirtschaftliche Eigenart unserer Städte erwarten, daß dieser Auflösungsprozeß nur langsam sich vollzieht.

In gesicherterer Lage befindet sich das Bauernhaus, wenigstens das fränkische, während der Untergang des sächsischen rasch vorwärts schreitet. In der Tat vermag jenes so, wie es ist, oder mit geringen Veränderungen den Bedürfnissen der Gegenwart durchaus Genüge zu leisten. Es kann nicht eindringlich genug ausgesprochen werden, daß es in seinem schmucken, weißen Fachwerk eine Zierde der Landschaft ist, und daß der städtische Ziegel- oder Steinrohbau und überhaupt das städtische Haus, wo es sich in ein Dorf eindrängt, von jedem, der für malerische, ländlich trauliche Bauweise Verständnis hat, als eine unangenehme Störung empfunden wird. Man hat jetzt leider schon oft genug Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen. Mögen unsere Dörfer von diesen Fremdgewächsen bewahrt bleiben, und unsere Bauern das erfreuende Bild von Haus und Hof, so wie sie diese von ihren Vorfahren überkommen haben, sich nicht nehmen lassen. Ein Dorf mit halbstädtischen oder städtischen Häusern kann eine ganze Landschaft verunzieren.

Die neuere Zeit.

Das Jahrhundert des 30jährigen Krieges brachte neben seinen Verheerungen auch eine sehr wohltätige dauernde Entscheidung für das Land.

Am 12. Juni 1685 nämlich schlossen Graf Christian Ludwig (Neuere Wildunger Linie) und Fürst Georg Friedrich (Neuere Eisenbergische Linie) einen sog. Erstgeburtsvertrag (pactum primogeniturae), welcher der weiteren Zersplitterung der Landesherrschaft und des Landes ein Ende setzte. Kaiser Leopold I bestätigte 1697 diese wichtige Vereinbarung. Als daher Georg Friedrich 1692 starb, gelangte Christian Ludwig in den Alleinbesitz des Landes, und die Alleinherrschaft gewann damit dauernden Bestand.

Im 18. Jahrhundert herrschte an den meisten deutschen Fürstenhöfen französischer Einfluß, der nicht nur auf die äußeren Formen des Lebens, sondern auch auf die Sitten und die Auffassung des Fürstenberufs nachteilig wirkte. Üppige Hofhaltung, glänzende Bauten, kostspielige Reisen und andere Liebhabereien verschlangen ungeheure Summen, die ein kleines Land besonders schwer drücken mußten. Auch Waldeck hat diese schmerzlichen Erfahrungen machen müssen. Am ausgeprägtesten zeigt sich dieser Zug an dem Fürsten Friedrich Anton Ulrich (1706—1728), dem Sohne und Nachfolger des Grafen Christian Ludwig, der fast ein Jahr in Paris zugebracht und auch in Italien sich aufgehalten hatte. Vor allem ist diese Stimmung bei ihm zum Ausdruck gekommen in den neuen Schloßbauten Pyrmont, Friedrichstein (Alt-Wildungen) und Arolsen (das Nähere bei Fr. Weinitz, Das Fürstliche Residenzschloß Arolsen, Leipzig 1907); auch in Corbach war ein Schloß begonnen, aber dann aufgegeben. Sein Sohn, Fürst Carl August Friedrich (1728—1763) war auch nicht ganz unbeeinflußt von dem französischen Fürstenideal, aber im Vordergrunde stand als seine eigentliche Natur das Kriegerische. In fremden Kriegsdiensten hat er auf blutigen Schlachtfeldern gegen Türken und Franzosen Kriegskunst und Tapferkeit glänzend entfaltet. An seiner Seite wurde in Serbien sein Bruder Ludwig Franz Anton 1739 tödlich verwundet; auch sein eigener Sohn Ludwig verlor 1793 sein Leben in einem Treffen gegen die Franzosen. Dagegen war Friedrich, der nach einer kurzen Vormundschaft 1766 die Regierung antrat und bis 1812 führte, vorwiegend von geistigen Interessen beherrscht. Die schwierige Aufgabe, die finanziellen Nöte des Landes, welche der 7jährige Krieg noch gesteigert hatte, zu heben, nahm er eifrig und mit Erfolg in die Hand.

Der siebenjährige Krieg hatte in den Jahren 1759—1763 seine Wellen in das Land geworfen. Wenn auch die Folgen sich nicht im entferntesten mit den Verwüstungen des 30jährigen Krieges vergleichen lassen,

so mußte Waldeck doch große Truppenkörper von Feind und Freund längere Zeit ernähren und die Rücksichtslosigkeiten und Gewalttätigkeiten tragen, die auch ein geordneter Krieg mit sich bringt. So lagerte 1759 in Corbach der französische Marschall Contades mit 70 000 Mann. Am 10. Juli des folgenden Jahres kam es hier zu einem hitzigen Gefechte zwischen dem Marschall Broglie und den Verbündeten. In der Edergegend hatten sich die Franzosen auf dem Schlosse Waldeck festgesetzt, das sie zwei Jahre lang hielten und erst im Juli 1762 übergaben.

Fürst Friedrich erlebte eine neue Invasion französischer Truppen in Deutschland unter den siegreichen Fahnen Napoleons. Er trat 1807 dem „Rheinbunde" bei und mußte nun dem fremden Eroberer für seine ehrgeizigen Pläne 3 Kompagnien Waldecker in Stärke von 560 Mann überlassen und ihre in mörderischem Kampfe sich lichtenden Reihen immer wieder ergänzen. In Spanien allein haben 800 Waldecker in diesem schmachvollen Dienste ihr Leben gelassen; auch der unglückliche russische Feldzug (1812) forderte Opfer.



Abb. 256. Prinz Ludwig.

Der Nachfolger des Fürsten Carl, der unvermählt starb, wurde sein Bruder Georg, dem er früher die Grafschaft Pyrmont mit dem Titel eines Fürsten überlassen hatte. Doch starb dieser schon im folgenden Jahre (1813), und die Regierung ging an seinen Sohn Georg Heinrich (1813—1845) über. Die Napoleonische Gewaltherrschaft brach vollends zusammen, und das waldeckische Bataillon bewährte, jetzt im Dienste des Vaterlandes, seinen alten Ruhm der Treue und Tapferkeit. Auch ein Glied des Fürstenhauses befand sich unter den Opfern der Freiheitskriege, der Prinz Johann Ludwig (sein Rufname war Louis), ein Sohn des Fürsten Georg. Rittmeister im ersten Chevaulegers-Regiment der bayerischen Armee, welche unter General Wrede versuchte, dem Kaiser Napoleon auf dem Rückzuge von Leipzig den Weg zu verlegen, wurde er in der Schlacht bei Hanau bei einem kühnen Angriff auf den Feind am

29. Oktober 1813 schwer verwundet und starb nach langem, qualvollem Leiden, über welches allein seine religiöse Zuversicht ihm hinweghalf, am 8. Oktober 1814 im Fürstlichen Schlosse zu Arolsen, eben erst 20 Jahre alt geworden, ein hochstrebender Jüngling, in welchem das kriegerische Blut seiner Ahnen rollte (Abb. 256). Landesväterliches Wohlwollen war der Grundzug im Wesen des Fürsten Georg Heinrich; durch wichtige Neueinrichtungen hob er das wirtschaftlich darniederliegende Land. Nach seinem Tode führte während der Minderjährigkeit des Thronerben die Fürstin Emma (1845 bis 1852), geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, die Regierung. Die Reformen wurden fortgeführt. Das Jahr 1848, welches in Waldeck zwar nicht zu einer eigentlichen Revolution, aber doch zu Unruhen und Zusammenrottungen führte, blieb nicht ohne wohltätigen Einfluß auf die innerpolitische Entwickelung. Am 17. August 1852 ergriff Georg Victor die Zügel der Regierung. Große Ereignisse vollzogen sich während derselben in Deutschland, der dänische (1864), österreichische (1866) und französische (1870/71) Krieg, und wirkten mittelbar oder unmittelbar auf Waldeck zurück. Es erfolgten die Ausscheidung Oesterreichs aus dem Reiche, die Bildung des Norddeutschen Bundes und endlich die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums in Versailles am 18. Januar 1871. Der Fürst erlebte diese große Zeit in voller Zustimmung zu den in ihr hervortretenden und verwirklichten nationalen Zielen. Seine Landeskinder fügten auf den Schlachtfeldern Frankreichs zu dem alten Waffenruhm neuen hinzu. Schlicht und gewissenhaft waltete er im Lande seines Fürstenamtes, umgeben von der



Abb. 257. Fürst Georg Victor.



Fürstin-Witwe Louise.

treuen Zuneigung seines Volkes (Abb. 257). Der durch die finanziellen Verhältnisse des Fürstentums leider nötig gemachte sogen. „Akzessionsvertrag" mit Preußen (18. Juli 1867) übertrug widerruflich einen Teil der Hoheitsrechte an Preußen. Georg Victor war seit 26. September 1854 vermählt mit der Prinzessin Helene von Nassau, der Tochter des Herzogs von Nassau. Die durch hohen Geist, reiches Interesse und fürsorgenden Sinn ausgezeichnete Fürstin lebt in gesegnetem Andenken durch die von ihr ins Leben gerufenen Anstalten „Heleuenheim" in Helsen und „Sophienheim" in Arolsen (S. 19). Im Hause waltete sie als vorbildliche Mutter und Erzieherin ihrer Kinder. Im Walde zwischen Helsen und Schmillinghausen sind links an der Straße aus einer kräftigen Wurzel drei schlanke Tannen entsprossen (Abb. 258), die „Drei Prinzessinnen-Tannen", bezeichnet mit den Buchstaben P. M. E., und so benannt nach den Prinzessinnen Pauline, jetzt Fürstin zu Bentheim-Steinfurt, Marie, verstorbener Kronprinzessin von Württemberg, und Emma, Königin-Witwe der Niederlande. Die beiden jüngsten Prinzessinnen Helene und Elisabeth vermählten sich, jene mit dem Herzog Leopold von Albany, (verwitwet seit 1884, Mutter des regierenden Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha), diese mit dem Fürsten Alexander zu Erbach-Schönberg. Zur großen Freude des Landes wurde am 20. Januar 1865 dem Fürstenhause auch ein Prinz, Friedrich, geboren.



Abb. 258. Drei Prinzessinnen-Tannen.

Fürstin Helene wurde am 27. Oktober 1888 in Pyrmont ihrem hohen Gemahl durch den Tod entrissen; mit dem Fürsten und den Fürstlichen Kindern stand das Land trauernd an der Bahre der geliebten Landesmutter. Das häusliche Glück fand der Vereinsamte wieder in der am 29. April 1891 vollzogenen Verbindung mit der Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (Bild S. 342). Nur wenige Jahre konnte sich der Fürst des ihm neu aufgeblühten Glückes, das in

der Geburt eines zweiten Prinzen, Wolrad Friedrich (Abb. 259), am 26. Juni 1892 seine Höhe erreichte, erfreuen. Bereits am 12. Mai 1893 schied er in fernem Lande, in Marienbad in Böhmen, an den Folgen einer Lungenentzündung, aus dem Leben. Am 23. Mai bettete man ihn in den stillen „Hafen" am Schloßberge in Rhoden, wo nun auch ihm gleich seinen Vorfahren die hohen Tannen Totenwacht halten. Erbprinz Friedrich übernahm die Regierung. Vorbereitet für die Universität auf dem Friedrichs-Gymnasium in Cassel (Ostern 1880 bis Ostern 1883), hatte der Prinz von Ostern 1884 bis Herbst 1885 in Leipzig, dann bis Herbst 1887 in Göttingen studiert und Anfang des folgenden Jahres sein Studium durch die erste juristische Prüfung zum Abschluß gebracht. Bald darauf trat er als Leutnant in das 3. Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam ein. So fand die humanistische und juristische Ausbildung ihren Abschluß in der militärischen. Der junge, damals erst 28jährige Fürst, erwarb sich im Fluge die Sympathien seines Volkes. Unter dem Eindrucke seiner Persönlichkeit und seines landesherrlichen Waltens erwachten in den Fürstentümern und unter den ungezählten Waldeckern außerhalb Heimatliebe und vaterländische Begeisterung in einer Fülle und Kraft, wie seit mehr als zwei Jahrhunderten nicht gesehen war. Nie vorher haben die Waldecker in der Heimat wie in der Fremde so stark und wahr als ein Volk von Brüdern sich empfunden wie gerade jetzt. Ein weiter Kranz von Waldecker-Vereinen legt sich um das kleine Ländchen, eine einzigartige Erscheinung unter den deutschen Stämmen (Titelbild und Bild S. 282).



Abb. 259. Prinz Wolrad.

Im Sommer 1895 führte der Fürst eine Gemahlin in das Land, Prinzessin Bathildis zu Schaumburg-Lippe, geboren am 21. Mai 1873

zu Ratiboritz in Böhmen, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. In der schönen Harmonie zwischen Fürst und Volk steht ihr Bild, von Liebe und Dankbarkeit reich umkränzt (S. 346).

Weithin leuchtet das häusliche Glück des Fürstenpaares. Vier Kinder wachsen in der elterlichen Obhut auf: der Erbprinz Josias (geb. 13. Mai 1896), Prinz Max (geb. 13. September 1898), Prinzessin Helene (geb. 22. Dez. 1899) und Prinz Georg Wilhelm (geb. 10. März 1902). Die Abbildungen 260 und 261, welche sie uns zeigen, bedürfen keiner Erläuterung; sie sprechen unmittelbar zu unseren Herzen.



Abb. 260. Erbprinz Josias und Prinz Max.

Es sei noch bemerkt, daß Se. Durchlaucht der Fürst Kgl. Preuß. General der Kavallerie, Chef des 3. Bataillons des Infanterie-Regiments von Wittich (3. Kurhessisches) Nr. 83 und à la suite des 3. Garde-Ulanen-Regiments ist. Das Titelbild zeigt ihn in dieser Uniform nach dem im Fürstlichen Schlosse befindlichen Ölgemälde des Malers L. Keller.

Der Fürst führt den Titel: „Fürst zu Waldeck und Pyrmont, Graf zu Rappoltstein, Herr zu Hohenack und Geroldseck am Wasigen" (d. h. am Wasgau, Vogesen). Pyrmont erhielten die

waldeckischen Grafen durch Erbschaft 1625. Auf die Grafschaft Rappoltstein und die ihr anliegende Herrschaft Hohenack im Oberelsaß sowie die Herrschaft Geroldseck im Unterelsaß bei Zabern erhob Waldeck, weil eine Erbtochter mit dem Grafen Christian Ludwig (gest. 1706) vermählt war, nach dem Aussterben der männlichen Besitzer begründete Ansprüche, doch gelang es nicht, dieselben durchzusetzen. In dem Wappen (Abb. 262) kommt Pyrmont zum Ausdruck durch das rote Ankerkreuz; auf Rappoltstein beziehen sich die 3 roten Schildchen, auf Hohenack die 3 gekrönten schwarzen Adlerköpfe, auf Geroldseck der gekrönte rote Löwe, alles in silbernen Felde. Im Mittelpunkte ruht der schwarze achtstrahlige



Abb. 261. Prinzessin Helene und Prinz Georg Wilhelm.

waldeckische Stern in goldenem Felde. Die Landesfarben sind Schwarz, Rot, Gold.

In dem oben erwähnten Erstgeburtsvertrag war für das ganze Land die Einheit und Ausschließlichkeit einer Landesherrschaft gesichert. Damit hängt unmittelbar zusammen die Entstehung einer Gräflichen Seitenlinie, deren Sitz Bergheim wurde. Sie trat geschichtlich zuerst hervor in Ernst Heinrich Georg, einem Sohne von Christian Ludwig. Ihm folgte, als er 1736 kinderlos starb, sein jüngerer Bruder Graf Josias I. (1736—1763), der, weil sich von ihm ab die Secundogenitur direkt forterbte, als eigentlicher Begründer derselben angesehen zu werden pflegt. Das Haupt des blühenden Hauses ist Graf Adalbert, geboren am 6. Januar 1863 (Bild S. 322). Er folgte seinem gleichnamigen



Fürstin Bathildis.

Vater am 24. Juli 1893 und ist Königl. Preuß. Major und Eskadronchef im Husaren-Regiment König Humbert von Italien.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf das geistige Leben im 19. Jahrhundert. Langsam wuchsen nach dem großen Religionskriege aus den Trümmern des Wohlstandes die Saaten wieder auf. Der Bauer war herkömmlich mit mancher öffentlichen Last beschwert, und die Städte befanden sich in wirtschaftlicher Abhängigkeit vom Lande. Das 19. Jahrhundert brachte endlich die für eine gesunde Entwickelung notwendige freie Bewegung, und nun konnte man sehen, wie die urwüchsige Kraft unseres Volkes vorwärts drängte; die Dörfer blühten auf, so wie sie jetzt unsere Augen erfreuen mit dem Zeichen des Wohlstandes an den schmucken Bauernhöfen und den grünenden Ackerfeldern ringsum. Wenn diese in weiterem Fortschreiten begriffene Hebung des Volkswohlstandes sich aus waldeckischer Eigenart erklären mag, so erscheint weniger selbstverständlich, daß dieses kleine Ländchen mit seinem vorwaltend bäuerlichen Charakter im 19. Jahrhundert an dem Geistesleben des deutschen Volkes in hervorragendem Maße beteiligt gewesen ist. Allerdings, was die Männer, die hier ihre Stelle haben, waren, wurden sie außerhalb ihrer Heimat in den unmittelbaren Berührungen mit den großen Erscheinungen und Strömungen ihrer Zeit, aber mit waldeckischem Erbgut haben sie doch gewuchert, und groß wurden sie durch das, was sie aus der Heimat mitbrachten.



Abb. 262. Das Fürstlich Waldeckische Wappen.

Voran steht, wenn man auf das Ganze sieht, Christian Karl Josias von Bunsen (Abb. 263.). Zu Corbach am 25. August 1791 (das einfache Geburtshaus ist noch erhalten) als Sohn eines charakterfesten und frommen Vaters, des Wachtmeisters Heinrich Bunsen, geboren, zeichnete er sich schon auf dem Gymnasium durch seine geistige Begabung aus. Auf der Universität Marburg studierte er Theologie, in Göttingen Philologie.

Die Freundschaft mit einem reichen jungen Amerikaner setzte ihn in den Stand, große wissenschaftliche Reisen auszuführen. Sein Gesichtskreis weitet sich; sein Geist erfaßt die höchsten Fragen der Menschheit, vor allem die religiösen. In wissenschaftlichen Kreisen wird man auf ihn aufmerksam, doch gerät er durch einen merkwürdigen Gang der Dinge in die diplomatische Laufbahn und wird preußischer Gesandter in Rom (1827). In der Weltstadt verlebt er glückliche Jahre, große wissenschaftliche Unternehmungen anregend oder ausführend. Das Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm IV., der bei einem Besuche in Rom in ein Freundschaftsverhältnis zu ihm getreten war, berief ihn später auf den einflußreichen und glanzvollen Posten eines preußischen Gesandten in London, den er bis 1845 bekleidete. Der öffentliche Dank seines Königs kam in der Erhebung in den erblichen Freiherrenstand zum Ausdruck. Bunsen zog sich nach Heidelberg, dann nach Bonn zurück, wo ihn am 28. November 1860 ein sanfter Tod von schwerem Leiden erlöste.



Abb. 263. Chr. Karl Josias von Bunsen.

Auf seinem Denkmale auf dem Friedhof in Bonn sind die Worte eingegraben: „Laßt uns wandeln im Lichte des Ewigen!" Damit ist seine Eigenart richtig bezeichnet. Ein umfassendes, Gegenwart und Vergangenheit, Nähe und Ferne umspannendes Wissen hatte sich in seinem Geiste gesammelt, in gelehrte Fragen warf er sein gewichtiges Urteil, Politik und nationale Bewegungen fesselten ihn aufs höchste, er war der erste, der ein evangelisches Gesangbuch nach richtigen Grundsätzen herstellte, mit wirkungsvollen Schriften, wie „Die Zeichen der Zeit" und „Gott in der Geschichte", schlug er an die Gewissen, eine fruchtbare Schriftstellerei über die verschiedensten Gebiete begleitete sein ganzes Leben bis zu den letzten Tagen, nichts Großes, nichts Ernstes trat in die Oeffentlichkeit, ohne daß er mit Wort und Schrift es aufgenommen hätte, — aber in allem seinen Denken und Handeln leuchtete ein christlich verklärter Idealismus, ein mächtiges Streben zum Licht trug ihn, und die Religion

war ihm das Wesen der Wesen. Sie erfaßte er mit der ganzen Innigkeit und Tiefe eines evangelischen Christen.

Seine Gattin, eine durch Geist und Gemüt ausgezeichnete Engländerin, der wir eine vortreffliche Darstellung seines Lebens verdanken, teilt aus seinen Aeußerungen kurz vor seinem Tode unter anderen diese mit: „Ich habe in allen Leiden in der erlösenden Gnade Gottes in Christo allein Trost gefunden." — „Wunderbar ist der Rückblick von oben auf diese Welt und dieses Leben. Jetzt erst erkennt man, was für ein dunkeles Dasein wir hier geführt haben. Aufwärts! Aufwärts! Empor! Empor! Nicht dunkler, nein heller, immer heller. Ich lebe im Reiche Gottes. Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr." — „Gute Nacht! Schließt nun die Fensterläden und schließt mir die Augen zur ewigen Ruhe." — „Ja, das glaube ich, daß Christus ist und daß Christus siegt. Beides ist gleich. Gott und Christus sind eins." — „Wir sind nur, sofern wir in Gott sind. Wir sind alle Sünder, aber in Gott sind wir, und werden wir sein im ewigen Leben." — „Der Ewige, der Ewige — strebt nach dem Ewigen!"



Abb. 264. Christian Daniel Rauch.

Wenn in Bunsen die Geisteswissenschaft ihren Triumph gefeiert hat, so haben Rauch und Kaulbach einen glänzenden Namen in der Geschichte der neueren deutschen Kunst.

Christian Daniel Rauch (Abb. 264) wurde am 2. Januar 1777 in Arolsen in dem jetzt zur Rauchstiftung eingerichteten kleinen Fachwerkhaus an der Helser Straße als das jüngste Kind des Fürstlichen Kammerdieners Johann Georg Rauch geboren. Eine Tafel und ein Marmordenkmal (Abb. 265) bezeichnen die denkwürdige Stätte. Bei dem Hofbildhauer Valentin lernte der Knabe die Anfänge der Kunst, auf eine höhere Stufe

brachte ihn ein Aufenthalt in Cassel, dann aber bricht dieser Weg ab, und Rauch wird infolge eines seltsamen Laufes der Dinge 1797 Kammerlakai, zuerst bei dem Könige Friedrich Wilhelm II., dann bei der Königin Luise. Erst 1804 kehrte er zu den Idealen seiner Jugend zurück; je mehr zurückgehalten, um so schneller und voller entfalten sich jetzt seine künstlerischen Kräfte. Wie eine Offenbarung aus himmlischen Höhen tritt das berühmte Grabdenkmal der Königin Luise (aufgestellt im Mausoleum zu Charlottenburg) in die Erscheinung, dieses wunderbare, von Anmut und Hoheit umstrahlte Marmorbildnis der friedlich schlummernden Königin. Damit begründete Rauch seinen Ruf für alle Zeiten. Es folgten die Standbilder der Helden der Freiheitskriege in Berlin, Scharnhorsts, Blüchers, Gneisenaus, Yorks und Bülows, und das figuren- und gedankenreiche Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden, ein mächtiger Aufbau, den die Reitergestalt des großen Königs krönt.



Abb. 265. Geburtshaus Rauchs in Arolsen.

Für die deutsche Ruhmeshalle bei Regensburg, die Walhalla, schuf er die Siegesgöttinnen, welche in ihrem reizvollen Spiel den Beschauer entzücken. Ein Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit an die geliebte Heimat sind die Gestalten von Glaube, Liebe, Hoffnung in der Kirche seiner Vaterstadt. Zahlreiche andere Werke gingen aus seiner bis zuletzt tätigen Hand und seinem auch im Alter jugendlichen Geiste hervor. Die preußischen

Könige überhäuften ihn mit Ehrungen, die führenden Geister der Nation traten ihm nah, Goethe zog ihn in den Kreis seiner Freundschaft. Als er am 31. Mai 1844 Arolsen betrat, umströmte ihn ein gewaltiger Jubel der dankbaren Landsleute, der ihn zu Thränen rührte. Am 3. Dezember 1857 starb er nach schwerem Leiden in Dresden. Derselbe Idealismus, der Bunsen trug, beseelte auch Rauchs künstlerisches Schaffen. Ihm war die Kunst die hehre Priesterin im Reiche des Schönen, nicht die Magd des Gemeinen, Häßlichen und Lüstern, wie so häufig in der Gegenwart. Er auch war der erste, der die deutsche Kunst mit nationalem Inhalte erfüllte.

Ein Schüler Rauchs, der ganz in seinem Geiste arbeitete, war der Pyrmonter Friedrich Drake (geb. 1805, gest. 1882 in Berlin). In Berlin bildete er sich in Rauchs Atelier aus und hat für Berlin selbst, aber auch an zahlreichen anderen Orten Denkmäler geschaffen, die in der Bildhauerkunst der neueren Zeit einen hervorragenden Platz einnehmen. Wenn diese drei Männer einfachen Verhältnissen entstammten, so kamen bei Wilhelm Kaulbach noch besonders traurige Umstände im elterlichen Hause hinzu. Geboren am 15. Oktober 1805 in Arolsen als Sohn eines Graveurs, wuchs er ohne ordentliche Schulbildung und von dem Vater früh ausgenutzt auf. Es war eine moralische und künstlerische Befreiung für ihn, daß er 17jährig nach Düsseldorf in die Schulung des großen Meisters Cornelius kam, dem er später auch nach München folgte. Eine bittere Stimmung ist von jenen Jahren her der Grundzug seines Wesens geblieben, aber sie gaben ihm auch die Charakterfestigkeit, die ihn auszeichnete. In München entstand sein erstes großes Gemälde, die Hunnenschlacht, voll Phantasie und Leidenschaft, in seiner Art etwas ganz Neues. Diese und andere Schöpfungen trugen seinen Namen bald in weite Kreise; König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beauftragte ihn, das Treppenhaus des neuerbauten Museums in Berlin mit Wandmalereien zu schmücken. Die Ausführung beschäftigte ihn mit Unterbrechungen 20 Jahre. Der Turmbau zu Babel, die Zerstörung Jerusalems, das Zeitalter der Reformation ragen in dieser Bilderreihe durch großen Zug, Gedankenfülle und Kraft hervor. In einem Gemälde „Nero" wirken im Rahmen des Brandes der Stadt Rom die wilde Zügellosigkeit des Heidentums, gesammelt um Nero, und die Todesfreudigkeit der gefangenen und gemarterten Christen zu einem mächtigen, ergreifenden Kontrast in einer Fülle fesselnder Einzelheiten zusammen. Als der Papst Pius IX.

den spanischen Ketzerrichter Arbues, der zahllose Opfer den Flammen überliefert hatte, heilig sprach, veranlaßte dies Kaulbach, in dem der Protestant nie erstorben war, zu einer Zeichnung, in welcher er diesen Mann in seinem blutigen Handwerk vor Augen stellte (1871). Er war ein Künstler von großem Empfinden und leidenschaftlicher Kraft; die geschichtlichen Stoffe verstand er in wirkungsvolle fesselnde Kompositionen aufzubauen. Freilich schlägt auch sein Pessimismus und ein wilder Sarkasmus durch. Kaulbach, von Ehrungen überhäuft und in den Adelsstand erhoben, starb am 7. April 1874 in München (Abb. 266). Zu seinem großen Schülerkreise gehören sein Vetter Friedrich Kaulbach (geb. am 7. Juli 1822 in Arolsen) und sein Sohn Hermann Kaulbach (geb. am 26. Juli 1846 in München). Daß auch sonst Waldeck an dem Kunstschaffen der Gegenwart erfolgreich beteiligt ist, zeigt die schöne Lutherstatue in der Kirche zu Adorf (S. 312), das Werk des Bildhauers Paul in Dresden, eines Adorfers.



Abb. 266. Wilhelm von Kaulbach.

In diesem Zusammenhange darf auch genannt werden einer der großen Baumeister unserer Zeit, August Orth, der, obwohl im Braunschweigischen geboren (am 25. Juli 1828), seine Jugend in Waldeck verlebte, wo sein Vater die Domäne Lengefeld pachtete, und sich zeitlebens als Waldecker fühlte.

In Corbach regten ihn während seiner Gymnasialzeit die beiden schönen gotischen Kirchen mächtig an zum Studium der Baukunst. In Braunschweig, Berlin und München bildete er sich als Architekt aus und nahm dann seinen Wohnsitz in Berlin, wo er im hohen Alter am 11. Mai 1901 starb. Orth war ein Mann von umfassendem Geist und Können. Alle großen Aufgaben fesselten ihn. Sein Schaffen war ein ungemein reiches, nie aber Massenarbeit, sondern immer wohldurchdacht

und vorbereitet. Vorzüglich aber befähigte ihn sein religiöses Empfinden für den Kirchenbau. Bedeutende Kirchenbauten sind aus seiner Hand hervorgegangen, vor allem in Berlin; in Pyrmont schuf er eine schöne gotische Kirche, und bei der Wiederherstellung der St. Kilianskirche in Corbach war er der willige und erfolgreiche Ratgeber und Leiter. Eines seiner letzten Werke ist der fein komponierte „Lutherhof“, ein Gemeindehaus in Greifswald. Ein schlichter Mann, ein frommer Christ, ein genialer Architekt — so lebt er in dankbarer Erinnerung fort.

An den großen Aufgaben der Wissenschaft im 19. Jahrhundert haben nicht minder Waldecker mitgewirkt, sei es auf den Lehrstühlen deutscher Hochschulen, sei es in sonstiger Stellung. Auch hier lag und liegt der Wirkungskreis naturgemäß außerhalb des Landes. Von den Namen der Lebenden absehend, dürfen wir den 1905 in Düsseldorf verstorbenen Kirchenrat Rocholl nennen, der in Rhoden geboren ist und Pfarrer in Sachsenberg war, ein tiefsinniger Geist, angezogen vor allem von den Problemen der Geschichtsphilosophie; aber auch die Geschichte seiner Heimat fesselte ihn, wie seine Lebensbeschreibungen Philipp Nicolais und Wolrads II. bezeugen. Sein „Christophorus“ endlich ist ein köstliches Volksbuch. Sein Leben beschrieb er in dem fesselnden Buche „Auf einsamen Wegen“. Indeß auch im Lande selbst war schon früher das wissenschaftliche Interesse an der eigenen Geschichte erwacht. Bahnbrechend steht hier allen Andern voran Johann Adolf Theodor Ludwig Varnhagen. Geboren am 9. Juli 1753 als Sohn eines Arztes in Corbach, studierte er in Göttingen Theologie, wurde 1777 Rektor der Stadtschule zu Waldeck und zugleich Pfarrer in Berich und N.-Werbe, bekleidete dann in größeren Zwischenräumen an verschiedenen Orten (Wetterburg, N.-Wildungen, Helsen) Pfarrämter, bis er 1815 an die St. Kilianskirche seiner Heimatstadt berufen wurde. Mit seinem gelehrten, urkundlichen Werke: „Grundlage der waldeckischen Landes- und Regentengeschichte“ begründete er die waldeckische Geschichtsforschung. Seine „Neuere waldeckische Regentengeschichte“ gibt eine würdige Fortsetzung dazu. Sein umfangreicher handschriftlicher Nachlaß, jetzt im Besitz des Geschichtsvereins, läßt einen Blick in seine erstaunliche, nach allen Seiten vordringende und unermüdliche Forscherarbeit tun. Große Pläne lagen noch vor ihm und harrten der Ausführung, als er am 28. Juni 1828 starb. Doch sein Wollen wurde von Andern aufgenommen und fortgeführt, und unter diesen nimmt den ersten Platz ein Ludwig Curtze (Abb. 267), auch ein

Corbacher Kind, Sohn des Konrektors Christian Ludwig Curtze, geboren am 14. Januar 1807 und, wie Varnhagen, von Haus aus Theologe, doch mit tüchtiger philologischer Bildung, so daß er am Landesgymnasium die Stufenleiter bis zum Direktor ersteigen konnte. Was unsere „Landeskunde" sein will, hat er bereits 1846 in einem kleinen Schriftchen: „Beschreibung der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont" und dann in dem ausgezeichneten Buche „Geschichte und Beschreibung des Fürstentums Waldeck" (1850) als eine wichtige Aufgabe erkannt und zu verwirklichen erstrebt. Dieses zweite Werk ist eine wahre Fundgrube für den Geschichtsfreund, fast auf jedem Blatt ein Zeugnis eines bewundernswerten Sammlerfleißes. Auch für seine „Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck" (1860) kann man ihm nicht dankbar genug sein, denn von dem reichen Inhalte — Märchen, Sagen, Reime, Sprüche — ist seitdem aus dem Volksleben vieles verschwunden. Er war es, der 1862 den „Historischen Verein der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont" ins Leben rief, der seit 1901 neu erstanden ist. Aus allem, was er über seine Heimat schrieb, leuchtet die treue Liebe zu ihr. Als er am 1. April 1870 starb, bedeutete das fast einen Stillstand der waldeckischen Geschichtsforschung. Mit ihm war in jeder Hinsicht aufs engste verbunden sein Zwillingsbruder Karl Curtze, der, anfangs auch im Schuldienst, hernach ganz in den Kirchendienst eintrat, Mitglied des Konsistoriums wurde und am 5. September 1855 aus dem Leben schied. In seinen Studien und Schriften zur waldeckischen Geschichte stehen Kirchengeschichte und Volksschule voran. Das waldeckische evangelische Gesangbuch, das jetzt eine glückliche Erneuerung und Ergänzung erfahren hat ist hauptsächlich sein Werk.



Abb. 267. Ludwig Curtze.

Auffallend kann erscheinen, daß die Dichtung in unserem, durch landschaftliche Schönheit ausgezeichneten Lande nur eine kleine Zahl Jünger aufzuweisen hat, die zudem nur in einzelnen Augenblicken das

Durchschnittsmaß überholen. Echt waldeckische Stimmung tragen die gemütvollen, nicht selten von einem feinen Humor („De Etegeck") durchzogenen Poesien des Corbachers August Schumacher (1790—1864), dessen dichterisches Schaffen noch einer eingehenden Würdigung harrt. Zu seinen besten Liedern gehört „Der Hasen", das sich auf die Fürstliche Begräbnisstätte in Rhoden bezieht. In einem weiteren Horizont breiten sich die Dichtungen des talentvollen und schaffensreichen, aber unruhigen und nicht tiefen Heinrich Stieglitz (1801—1849) aus, der von jüdischen Eltern in Arolsen geboren ist. Waldeckische Stoffe hat er glücklich im Volkston behandelt, so in „Der eiserne Heinrich" und „Kaiser Wenzel und Heinrich der Eiserne". Auch eine ziemlich vergessene Dichterin, Frl. von Hadel, ließ 1838 eine Sammlung von Gedichten ausgehen, die in oft recht unvollkommener Form nicht selten tiefe Empfindungen tragen. Wohl aber ist einem Waldecker, Dr. Ernst Kreusler in Sachsenhausen, der glückliche Wurf eines deutschen Soldaten- und Volksliedes gelungen in seinem „König Wilhelm saß ganz heiter". Übrigens ist der waldeckische Dichterwald in der Gegenwart durchaus nicht erstorben.

Das Kulturleben des 19. Jahrhunderts ist außer anderem durch eine mächtige Entwickelung der Industrie ganz besonders gekennzeichnet. Neben der eigentlichen Geisteswissenschaft hat sich die technische Wissenschaft und ihre Umsetzung in die Praxis zu einer gewaltigen Höhe entwickelt. Waldeckische Intelligenz und Ausdauer haben sich in diesen neuen Aufgaben glänzend, mit großen Erfolgen bewährt, und die Heimat hat in Stiftungen die Dankbarkeit dieser ihrer Landeskinder mehrfach erfahren dürfen.

Möge unserem Volke die ernste, schlichte, arbeitsfreudige und arbeitstüchtige Art, der hohe Sinn, der über das Vergängliche und Materielle emporhebt, und die Ehrfurcht vor den göttlichen und menschlichen Ordnungen bewahrt bleiben. Denn nur im Besitz dieser kostbaren Güter, mit denen Gott es gesegnet, hat Waldeck die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft und der Fortdauer seines guten Namens im deutschen Vaterlande. In unseren Herzen lebt der Wunsch, den vor Jahrhunderten ein Wildunger Chronist in die Worte faßte:

Laßt uns bitten Gott, den Herrn,
Daß nicht verlösch der waldeck'sche Stern.

Stammtafel der Für

Von Fr

Witte

Erster sicherer Stammva

Volkwin I. von Schwalenberg, 1128—1178.
Soll Schloß Waldeck erworben haben.

Wittekind III. von Schwalenberg.
Nennt sich 1180 zuerst Graf von Waldeck.
Stirbt 1190 auf einem Kreuzzuge kinderlos.

Volkwin III. von Waldeck und Schwalenberg. 1214—53.
Von ihm stammen die 1362 ausgestorbenen Grafen
von Schwalenberg.

Heinrich II., Graf von Waldeck

Otto I. 1268—1305.

Heinrich III.

Otto II.

Heinrich V., der Eiserne.

Adolf III. 1371—95.
Stifter der 1495 erloschenen älteren Landauer Linie.

Hei

Philipp I. zu Waldeck.
1475 (starb kurze Zeit nach seinem Vater).

Heinrich VII. 1475—1513.
Stiftet die ältere Wildunger Linie,
die 1598 ausstarb.

Wolrad II. 1539—157
Stiftet die mittlere Eisenberg
Vollendet die Einführung der Re

Josias I. 1578—158

Christian, 1588—1638.
Stiftet die jüngere Wildunger Linie.

Philipp. 1638—1645.

Christian Ludwig
s. Tafel II.

nd Grafen zu Waldeck. Tafel I.

Dalwigk.

3—1137.

ufes Schwalenberg-Waldeck.

Wittekind II. von Schwalenberg, 1128—1185 (?).
Von ihm stammen die 1494 ausgestorbenen
älteren Grafen von Pyrmont ab.

Heinrich I. von Schwalenberg.
1185—1209.

Adolf I. von Waldeck und Schwalenberg.
Stammvater des Hauses Waldeck. 1218—70.

68. Stirbt vor dem Vater.

ngenschaft erdrosselt.

05)—1348.

)—1369.

. Erbaut Schloß Landau.

1397—1447.
ldeck.

olrad I. zu Waldeck. 1447—1475.

Philipp II. zu Eisenberg. 1475—1524.
Stifter der älteren Eisenbergischen Linie.
Beerbt 1507 die Landauer Linie.

Philipp III. zu Eisenberg. 1524—1539.
Führt die Reformation ein.

Johann der Fromme.
Stiftet die neue Landauer Linie
die 1597 ausstarb.

Wolrad III. erwirbt Pyrmont.
tiftet die neuere Eisenbergische Linie,
die 1692 ausstarb.

Georg Friedrich. 1640—92.
1682 in den Reichsfürstenstand erhoben.
ne 4 Söhne starben vor ihm unverheiratet

Stammtafel der Fürst

Christian Ludwig
Vereinigt 1692 ganz Waldeck und Pyr
Gemahlin: 1. Anna Elisabeth, Gräfin von
2. Johanna, Gräfin von Nassau.

Friedrich Anton Ulrich, 1706—1728.
Seit 1711 Fürst. Erbauer von Schloß Arolsen.

Christian Philipp. 1728.
Nach kurzer Regierung †.

Karl August Fr
1728—63.

Friedrich.
1763—1812.

Georg.
Regiert seit 1805 in Pyrmont, 181
Gemahlin: Auguste, Prinzessin von Sc

1. Georg Friedrich Heinrich (auch Georg Heinrich gen
1813—1845.
Gemahlin: Emma, Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Sch
1845—52. Regentin für ihren Sohn.

Hermine. † 1900.
Fürstin von Schaumburg-Lippe.

Georg Viktor. 1852—1893.
† 12. Mai 1893.
Gemahlin: 1. Helene, Prinzessin von Nassau.
† 27. Okt. 1888.
2. Luise, Prinzessin von Schleswig
Holstein-Sonderburg-Glücksburg
geb. 6. Jan. 1858.

1. Ehe:
1. Pauline,
geb. 19. Okt. 1855.
Fürstin von Bentheim-Steinfurt.

2. Marie,
geb. 23. Mai 1857.
Erste Gemahlin des jetzigen Königs von Württemberg.
† 30. April 1882.

3. Emma,
geb. 2. August 1858.
Königin-Witwe
der Niederlande.

4
geb. 1
Verwit
v

1. Erb

Br
Bruder des F

Albrecht. † 1897.
1. Gemahlin: Dora Gage,
Gräfin v. Rhoden.
2. Gemahlin: Luise, Prinzessin
zu Hohenlohe-Oehringen.

1. Ehe: Grafen und
Gräfinnen von Rhoden.
2. Ehe: Prinz Karl Alexander,
geb. 15. Sept. 1891.

G
Gem
Fre
Gräfin

Kinder:
vo

06 (s. Tafel I).
legt 1692 die Residenz nach Arolsen.
n, Geroldseck und Hohenack (s. Wappen).

Graf Josias. † 1763.
Stifter der gräflichen Linie zu Bergheim.

Graf Josias † 1788.

Graf Karl, † 1849.

in Waldeck.
Sondershausen.

2. Karl
s. unten.

Graf Adalbert, † 1893.
Gemahlin: Agnes Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein. † 1886.

Deren Kinder:

1. Graf Adalbert, regierender Graf, Major im Hus.-Rgt. 13 (Diedenhofen).
2. Gräfin Helene, heiratet 1. Karl Graf v. Bentinck (geschieden), 2. Alfred, Graf v. Keyserlingk.
3. Graf Hermann, heiratet Klara v. Jäckel, zur Gräfin Waldeck erhoben (Kriegstedt).
4. Graf Alexander.
5. Graf Friedrich, Rittmeister und Brig.-Adj. in Stettin.
6. Graf Georg, Oberleutnant im Bad. Leib-Gren.-Rgt. Nr. 109

861.
gin

5. Fürst Friedrich,
geb. 20. Jan. 1865.
Regierender Fürst seit 12. Mai 1893.
Gemahlin: Bathildis, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.
geb. 21. Mai 1873.

6. Elisabeth,
geb. 6. Sept. 1873.
Fürstin v. Erbach-Schönberg.

2. Ehe:
7. Wolrad,
geb. 26. Juni 1892.

s. 2. Prinz Max. 3. Prinzessin Helene. 4. Prinz Georg Wilhelm.

rg Heinrich.

94.
stanze,
ener,
enstein.

Heinrich. † 1902.
Gemahlin: Auguste, Gräfin zu Ysenburg-Büdingen-Philippseich.

Gräfinnen
ein.

II.

Das Fürstentum Pyrmont.

Erster Teil.

Geschichte des Fürstentums Pyrmont.

Von Prof. Dr. Franz Weinitz.

Obgleich die alten Nachrichten über die deutschen Völkerstämme und ihre Wohnsitze zum Teil recht unsichere sind, so dürfte doch wohl kein Einspruch zu erheben sein gegen die Annahme, daß zu Beginn unserer Zeitrechnung Cherusker im Thale der Emmer saßen. Die von den älteren Lokalhistorikern Pyrmonts, zumeist Ärzten, gern vorgebrachte Ansicht aber, daß hier oder doch in der Nähe Hermanns Wohnstätte gelegen, sowie die Wahlstatt, auf der des Varus Legionen verbluteten, ist zurückzuweisen. Nach der Völkerwanderung finden wir hier Sachsen angesiedelt. Sehr wahrscheinlich ist, daß Karl der Große auf seinen Zügen auch in diese Gegend kam. Bei Lügde und Schieder soll er im Jahre 784 sein Lager aufgeschlagen haben. Wenn nun auch für die kommenden Jahrhunderte genauere Nachrichten über diese Landschaft fehlen, so ist doch sicher, daß im 12. Jahrh. die Grafen von Schwalenberg, die Stammväter des waldeckischen Fürstenhauses, hier als Dynasten saßen.

Als Stammvater der Grafen von Pyrmont (diesen Namen befriedigend zu deuten ist noch nicht gelungen) gilt Gottschalk, ein Sohn Wittekinds II. von Schwalenberg. Der Sitz der Pyrmonter Grafen war bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Burg Schell-Pyrmont oberhalb Oesdorfs, von Erzbischof Philipp von Köln 1183 erbaut und damals zur Hälfte dem eben genannten Wittekind als Lehen übertragen; später die Stadt Lügde, wo als letzter Sproß dieses Zweiges des alten Schwalenbergischen Geschlechts Graf Moritz von Pyrmont i. J. 1494 starb und begraben wurde.

Erben der Grafschaft wurden nun des Grafen Moritz Schwestersöhne, die Grafen Friedrich und Moritz von Spiegelberg. Ersterer erbaute

das alte Schloß im Tale nahe den Brunnen. Sein Sohn Philipp, unvermählt, fiel 1557 in der Schlacht bei St. Quentin, worauf Pyrmont durch seine Schwester Ursula an den Grafen Hermann Simon von der Lippe kam. Beider Sohn Philipp starb i. J. 1583. Jetzt ging die Grafschaft Pyrmont an das Haus der Grafen von Gleichen über (Abb. 275). Durch einen Successionsvertrag zwischen dem Grafen Hans Ludwig und seinen Vettern, den Grafen Christian und Wolrad von Waldeck, gelangte dann Pyrmont i. J. 1625 an das Haus Waldeck, das es — Lügde mußte 1668 an Paderborn abgetreten werden — bis zum heutigen Tage (seit 1806 als Fürstentum) besitzt.

Die Schicksale in den letzten vier Jahrhunderten sind in der Hauptsache die des Schlosses und Bades Pyrmont.

Zweiter Teil.

Das Land.

Von Friedrich Gehrs-Oesdorf.

Das Fürstentum Pyrmont, zwischen der Weser und dem Teutoburger Walde gelegen, wird im Süden vom Königreich Preußen und zwar von der Provinz Westfalen (Enklave Lügde), im Osten und Norden von der Provinz Hannover und dem Herzogtum Braunschweig und im Westen vom Fürstentum Lippe begrenzt und bildet mit den Ortschaften: Pyrmont, Oesdorf, Holzhausen, Löwensen, Thal, Hagen, Kleinenberg, Großenberg, Baarsen, Neersen und Eichenborn den Kreis Pyrmont, welcher auf 66 Quadrat-Kilometer 9160 Einwohner zählt (Abb. 268).

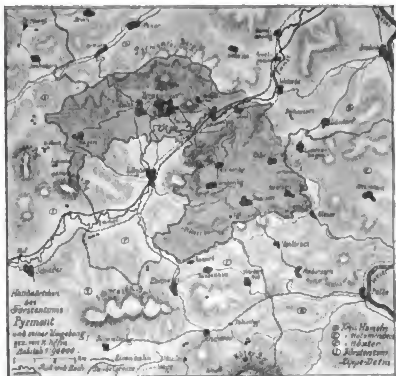


Abb. 268. Fürstentum Pyrmont.

Pyrmont ist zum größten Teil bewaldetes Berg- und Hügelland. Wie ein Kranz umziehen es hohe Berge mit herrlichen Buchenwaldungen und weiten Aussichtsstellen. Im Süden erhebt sich bis zu 489 m als höchster Punkt der Köterberg, dann der Schwalenberg, 420 m, der Hermannsberg, 340 m und der Winterberg, 385 m. Im Norden lagert sich der Bomberg mit seinen Ausläufern, 300 m, und im Osten der Königsberg, 238 m hoch. Der ost- und südöstliche Teil (Mühlen-

berg) bildet ein größtenteils unbewaldetes Hochplateau, welches sich als breiter Bergrücken mit sanften Abstufungen im Gebiet von Polle und Bodenwerder zur Weser absenkt.

Die ältesten Bewohner des Landes in geschichtlicher Zeit waren die Cherusker, die später in den Sachsenstamm untergingen. Als solche wurden sie von Karl dem Großen unterworfen und in den Verband des fränkischen Staates eingefügt.

Geologisch reicht die Geschichte bis in die Zeit der (Trias) Buntsandsteinformation, deren drei Glieder die Oberfläche des Fürstentums bis auf das nördliche Gehänge des Teutoburger Waldes, welches der Kreideformation angehört, darstellen. Den Schluß der geologischen Geschichte bildet der Durchbruch am Basalt beim Dorfe Sandebeck (Kreis Höxter); er ist das letzte Glied des großen Basalt-Durchbruchs auf der aus dem Hessischen (Habichtswalde) kommenden Linie. Es folgt dann die Muschelkalkgruppe, in den untersten Lagen den sog. Wellenkalk zeigend, der dann auch in der Grenze des bunten Sandsteins im Wesertale den Fuß der Kalkberge des linken Weserufers ausmacht. Über diesen Schichten folgen nun die harten Kalksteineinlagen des Enkritkalkes und zuletzt des oberen Muschelkalkes.

Besonders stark treten die Quellen an den äußersten Endpunkten des bunten Sandsteins hervor; so in dem Talkessel von Pyrmont. Ringsum stehen emporgehobene Schichten des Muschelkalks und Mergels, während in der Talsohle der bunte Sandstein bloßgelegt ist. Aus den Spalten desselben treten die Stahlquellen mit bedeutendem Kohlensäuregehalt zu Tage. Eine eigentümliche Erscheinung ist hier das gleichzeitige Hervorkommen starker Soolquellen.

Der Boden in den tieferen Lagen an beiden Seiten der Emmer ist von guter Fruchtbarkeit. Das Bergland besteht dagegen größtenteils aus steinigen, weniger fruchtbaren Flächen. Metalle sind nicht vorhanden.

Die durch die Niederschläge hauptsächlich in den Wäldern sich sammelnde Feuchtigkeit wird durch die zahlreichen Quellen und Bäche der Emmer und von dieser bei dem zur Provinz Hannover gehörigen Orte Emmerntal der Weser zugeführt. Die Emmer entspringt am Teutoburger Walde (Egge), fließt durch den Kreis Höxter und bei dem Dorfe Wöbbel durch das Fürstentum Lippe. Oberhalb der Stadt Lügde (unter dem Kleff gegenüber von Harzberg) tritt sie wieder in den Kreis Höxter und bildet von hier die Südgrenze zwischen der preußischen Enklave Lügde

und dem Fürstentum Pyrmont. Die Emmer sowie die Nebenbäche führen (ausgenommen während des Hochwassers im Herbst sowie während der Schneeschmelze im Frühling) klares Wasser und sind mit Fischen, hauptsächlich Forellen, reich belebt. Zu erwähnen sind die Forellenzüchtereien bei Hohenborn und Holzhausen.

Die Wasserkraft der Emmer wird zu gewerblichen Zwecken (Mühlenbetrieben, Gerbereien und kleinen Elektrizitätswerken) benutzt.

Pyrmont gehört durch seine herrliche Lage, seinen Waldreichtum und seine reiche Bewässerung zum gemäßigten Klima. Ist auch das höher gelegene Bergland rauh, so die Niederung um so milder. In der Wirtschaftsgeschichte des Fürstentums spielt die Landwirtschaft und der Kurort Pyrmont eine Hauptrolle. Geerntet werden alle Halm- und Hackfrüchte, sowie Futterkräuter; auch dem Obstbau wird in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Den eigenen Bedarf erzeugt das Land jedoch nicht, ist aber dafür von gesegneten Getreideländereien umgeben, welche die nötige Brotfrucht liefern. Einen schönen Schmuck bilden die Laub- und Nadelwälder; die Buche herrscht vor, während die Eiche nur vereinzelt zwischen der Buche verbreitet ist. Auch gewährt der Wald der ärmeren Bevölkerung durch verschiedene Beerensorten (Himbeeren, Heidel-, Erd- und Brombeeren) eine Nebeneinnahme.

An gewerblichen Anlagen sind vorhanden: die Zigarren-Fabriken in Holzhausen, Löwensen und Neersen; in Oesdorf, Hagen, Thal und Baarsen Zigarren-Hausindustrie; die Maschinenfabrik von Cordes (Saline), die kleinen Holzsägewerke in Oesdorf und Holzhausen, die Mahlmühlen in Holzhausen, zur Saline und in Thal, die mechanische Weberei in Löwensen. Größere industrielle Anlagen fehlen im Fürstentum ganz. Dagegen zeigt das Baugewerbe in den letzten Jahren einen regsamen Betrieb in Oesdorf, Pyrmont und Holzhausen.

Immer weiter strecken die wachsenden Orte Pyrmont, Oesdorf und Holzhausen ihre Arme aus, um bald hier, bald dort ein schönes Fleckchen Erde in den Kreis des modernen Badelebens hineinzuziehen.

Die Haupteisenbahnlinien Berlin—Braunschweig—Halle—Hildesheim—Hannover—Hameln—Altenbecken—Köln, welche den Osten mit dem Westen und seinen Nebenlinien von Süd und Nord verbinden, sorgen für den geschäftlichen Verkehr sowie für den Zuzug von Ansiedlern und Badegästen. Das Weichbild von Pyrmont ist zwischen zwei Landstraßen hingelagert: Pyrmont—Carlshafen und Pyrmont—Hameln—Detmold.

Alle anderen Wohnorte des Fürstentums sind mit dem Kreisorte durch gut angelegte Gemeindestraßen verbunden.

Die rührige, an Arbeit gewöhnte Bevölkerung hat es verstanden, sich immer neue Erwerbsquellen zu erschließen; das Kleingewerbe, das ehrsame Handwerk, die Heilquellen im Zentrum der Tätigkeit und des Erwerbs bieten Gelegenheit zu lohnendem Gewinn.

Landschaftsbilder.

Herrliche Naturgenüsse erfreuen den Wanderer, der es sich nicht verdrießen läßt, auch die Unbequemlichkeiten eines Ausflugs auf sich zu nehmen. Mag auch die Landschaft nicht die Romantik der stolzen Rheingegend besitzen, mag ihr auch der erhabene Charakter der Alpenwelt versagt sein, so liegt doch in ihrem Gesamtbilde, in dem Wechsel von Berg und Tal, in dem stillen Frieden, der auf ihr ruht, ein großer Reiz.



Abb. 269. Der Königsberg mit Villa Gehrs.

Von den umliegenden Höhen, dem Bomberge mit seinem Aussichtsturme, dem Königsberge (Abb. 269), dessen Gi p el demnächst ein Bismarckturm schmücken soll, und den weiteren Gebirgszügen sieht das Auge in eine nahe, schöne Landschaft, durch die das Silberband der Emmer, von Wiesen umsäumt, sich hinschlängelt.

In nächster Nähe lockt die auf der Kuppe des Bomberges idyllisch gelegene Sennhütte mit schönen Anlagen, und von hier im schattigen Buchenwalde auf dem Bergrücken ostwärts weiter die herrlich gelegene Ruine Schell-Pyrmont. Von dem Aussichtsturm entzückender Blick in das Pyrmonter Tal und auf die umliegenden Höhen.

Geht man von hier bergab, so trifft man südlich auf die in einer muldenförmigen Einsenkung der Höhenzüge freundlich gelegene Waldwirtschaft und Sommerfrische Friedenstal, eine frühere Quäkerkolonie (Abb. 270), von schönem Park umgeben. Wenn die unvergeßliche Königin Luise in Pyrmont zur Kur weilte, besuchte sie gerne diesen friedlichen Ort.

Von hier weiter über den Königsberg ein im Talkessel sich erhebender, bewaldeter Bergkegel mit unvergleichlicher Aussicht in das Emmertal. Am Fuße des Berges die Denkmäler Friedrichs d. Gr. und der Königin Luise. Der Hauptort des Fürstentums ist Oesdorf. Die Reformation wurde hier unter der Regierung des Grafen Philipp, des letzten Grafen aus der Dynastie der Spiegelberg, 1552 eingeführt. Im Jahre 1625 kamen die Tilly'schen Truppen und 1633 die ersten Schweden von Hameln her ins Land. In den Verwüstungen des großen Religionskrieges hatte auch die alte romanische Kirche Schaden gelitten, ebenso durch den großen Brand, welcher 1667 fast den ganzen Ort samt dem Pfarrhause in Asche legte.



Abb. 270. Friedenstal.

Die jetzige Kirche (Abb. 271) ist mit Benutzung von Teilen der alten Kirche in den Jahren 1881—82 von Hase in romanischem Stil erbaut worden. Sie war bis 1878 Mutterkirche auch von Pyrmont. Dann erfolgte die Trennung, nachdem sich Pyrmont durch Orth eine neue gotische Kirche hatte erbauen lassen. Dagegen sind kirchlich mit Oesdorf verbunden geblieben die Ortschaften Löwensen, Holzhausen, Thal und Hagen.

Als der Große Kurfürst zur Kur in Pyrmont weilte, ging er regelmäßig nach Oesdorf zur Kirche und hörte mit großem Interesse die Predigten des Pfarres Seip; von ihm soll dieser das von der Kurfürstin Henriette verfaßte Lied „Jesus meine Zuversicht" erhalten und in den Gemeindegottesdienst eingeführt haben.

Auf dem heutigen Gemeindeplatze dicht vor dem Georg Weberschen Hause stand in früheren Jahren die Ortslinde. Unter dieser versammelten

sich die Bürger der Gemeinde auf ein mit der Bürgerglocke gegebenes Zeichen zur Entgegennahme von behördlichen Verfügungen und Befehlen, welche vom „Ältesten“ (Bürgermeister) den Versammelten vorgelesen wurden. Der heutige „Gänsemarkt“ (Platz zwischen Landwirt Deppe, Bürgermeister Frese ꝛc., Heringslake bis zur Schäferschen Schmiede) war früher ein großer, morastiger Teich, welcher von dem Wassergraben vom Braukamp und dem Abfluß der früheren Lendrotschen Teiche (Haus und Garten von E. Steinert und des Schneiders Reese) gespeist wurde. Das jetzige G. Baumbachsche Haus hieß früher „Zum Schwedenkrug“; hier sollen zur Zeit des 30jährigen Krieges während der Belagerung des Schlosses die Schweden ihr Absteigequartier gehabt haben.



Abb. 271. Kirche in Oesdorf.

Der Kirchplatz war früher ein Totenhof: Knochen sind in Menge bei dem Umbau der Kirche gefunden und in ein Massengrab versenkt. Nach der Lortzingstraße zu war der Platz durch eine hohe Mauer da, wo jetzt die Treppe ist, abgeschlossen. Diese lief weiter um das jetzige Küsterhaus herum und quer vor Heyden und Pfarrhaus vorüber. Die jetzige Kriwett- und Winkelstraße waren früher tief ausgefahrene Hohlwege, wie auch ein enger Fußpfad an der sogenannten „Mauer“ (Ebbecke—Rheins) als Fortsetzung der Friedrichstraße zwischen den Gärten nach den Kämpen am Vollwege führte.

Zur Zeit der Belagerung des Schlosses 1629—1630 hatten die Paderborner Truppen eine Batterie auf dem Felde bei dem jetzigen Möllerschen Eiskeller und dem Dreischerschen Gebäude angelegt und konnten von hier aus die südöstliche Eckbastion des Schlosses wirksam unter Feuer nehmen.

Oesdorf hat durch den unseligen Krieg viel leiden müssen. Die Oesdorfer Kirchenbücher werden davon mancherlei enthalten haben, doch sind sie in jenen Wechselfällen zu Grunde gegangen; die jetzigen beginnen erst mit dem Jahre 1657.

Der Friede zu Osnabrück und Münster sicherte Waldeck den Besitz Pyrmonts, dank der tatkräftigen Unterstützung von schwedischer Seite.

Freilich machten die Schweden auch ihre Kriegsentschädigungsrechnung, zu deren Ausgleichung auch Oesdorf beisteuern mußte.

In den letzten Jahren hat sich der Ort durch viele Neubauten stark vergrößert; mehrere neue Straßen sind entstanden. Von Gebäuden sind besonders zu erwähnen: die evangelisch-lutherische St. Johanniskirche, die Volksschule, das Krankenhaus unter dem Protektorat der Fürstin Bathildis, das Helenen-Kinderheim auf der Saline und das Pädagogium.

Die Zahl der Wohnstätten beträgt gegenwärtig 270 mit 2316 Bewohnern, darunter 1128 männliche und 1188 weibliche, nach dem Religionsbekenntnis 2145 Evangelische, 154 Katholiken, 17 Juden (Volkszählung von 1905). Die Einwohnerschaft setzt sich zusammen aus Staatsbeamten, Pensionären, Kaufleuten, Handwerkern, Landwirten und Arbeitern.

Im südöstlichen Zipfel des Fürstentums liegt 300 m hoch Neersen, das Kirchdorf der oberbergischen Gemeinden Neersen (388 Einw.), Baarsen (406 Einw.), Großenberg (238 Einw.), Kleinenberg (194 Einw.) und Eichenborn (232 Einw.). Daß gerade das äußerste Dorf die Kirche erhielt, läßt sich nicht mehr erklären. Nach einem im Mauerwerk befindlichen Steine geht der Bau auf das Jahr 1536 zurück.

Die Stille des Dorfes wurde 1848 durch die Revolution unterbrochen, freilich in sehr harmloser Weise. Auf Geheiß nämlich der Gemeinde mußte der Feldhüter vor dem Pfarrhause zwei Linden und einen Kastanienbaum umhauen; als Strafe für diese revolutionäre Tat wurde der Gemeinde die Anpflanzung dreier neuer Linden auferlegt, und drei Jahre mußte sie für das Gedeihen derselben haften. Neben Landwirtschaftsbetrieb in den Ortschaften besteht in Neersen selbst eine kleine Zigarren-Hausindustrie, die besonders den Armen eine gute Nebeneinnahme gewährt. Auch Baarsen hat eine kleine Zigarrenfabrik, ferner eine Sparkasse und eine Molkerei. In der Nähe von Baarsen stand einst ein Dorf Brauberg, dessen Bewohner sich später in Großenberg und Kleinenberg angesiedelt haben sollen.

Östlich von Pyrmont liegt an der Emmer das Dorf Thal mit 420 Einwohnern, welche Landwirtschaft und Viehzucht betreiben, nicht weit davon jenseits der Bahnlinie gleichfalls an der Emmer Löwensen mit 525 Einwohnern; hier bestehen zwei Zigarrenfabriken und eine mechanische Weberei. Hart an der Westgrenze breitet sich auf einer Hochebene Hagen aus (624 Einw.). Die Bewohner beschäftigen sich mit Landwirtschaft,

daneben besteht eine Zigarren-Hausindustrie. Südlich vom Dorfe liegt die schön erhaltene Sachsenfeste Herlingsburg (Hermannsburg).

Der größte Ort nach Oesdorf ist Holzhausen mit 2280 Einwohnern (2230 ev., 50 kath.). Landwirtschaft und Viehzucht bilden die Haupterwerbsmittel; dazu kommen eine Holzsägerei, eine Wassermühle, Zigarrenfabrikation und Fischzucht. Der Ort hat sich durch Neubauten in den letzten Jahren sehr vergrößert und zählt jetzt 292 Wohnstätten. Man findet in Holzhausen wie auch in den übrigen Dörfern des Fürstentums noch viele Häuser, welche niedersächsische Bauart in größerer oder geringerer Ursprünglichkeit zeigen. Ein großes Tor an der Giebelseite bildet die Haupteinfahrt; dahinter liegt die Diele, rechts und links davon ordnen sich die Ställe, und im Hintergrunde setzt der Eingang zur Wohnung ein. Vielfach beobachtet man noch über dem Eingange auf einem breiten Balken schön eingeschnitten Sprüche und an den Enden der Giebelbretter, welche das Dach zieren, ausgeschnittene Pferdeköpfe.

In nächster Nähe des Ortes, nördlich am Bergabhange, befinden sich zwei Erdfälle, welche hoch mit Wasser angefüllt sind.

Die Altertümer Pyrmonts.

Pyrmont ist reich an germanischen und römischen Altertümern. Jene bestehen vor allem in sächsischen und fränkischen Burgen und Wohnstätten. Die wichtigsten seien aufgezählt, wobei wir die Grenze Pyrmonts hier und da überschreiten.



Abb. 272. Germanengrab auf der Rienburg.

Unter den römischen Altertümern steht voran der noch zu erwähnende Quellenfund (S. 371). Auch eine Anzahl römischer Kaisermünzen hat der Boden geliefert.

Eine altsächsische Volksburg sehen wir in der Herlingsburg (Hermannsburg) bei Lügde, auf deren Gebiet Scherben, Spinnwirteln, Hufeisen und Nägel gefunden wurden. Etwas tiefer liegt die Hovestadt (Burgkamp) mit Mauer und vielen Gräbern.

Noch nicht untersucht ist die Dynastenburg auf dem Schilde bei Lügde, ebenso die Hünenburg auf dem Königsberge.

Bei Schieder stand ein Königshof Karls d. Gr.; daneben erstreckten sich zwei fränkische Lager. Eine fränkische Wohnstätte oder ein fränkisches Lager sind auf dem Hohenborn anzunehmen. Möglicherweise gehen auch die Uranfänge der Burg Schell-Pyrmont in die germanische Zeit zurück; im Mittel-

alter war sie eine mächtige Veste anfangs des Erzbischofs von Köln, dann der Grafen von Schwalenberg.

Im Moor bei Holzhausen wurde bei den Verkoppelungsarbeiten eine Doppelaxt gefunden, ein wertvolles Stück der ältesten Broncezeit.

Gelegentlich der Tagung des waldeckischen Geschichtsvereins in Pyrmont am 5. Oktober 1908 wurde auf der Kuppe der Nienburg ein germanisches Grab mit Steintumulus von 12 m Durchmesser, 45 m Umfang und 2 m Höhe aufgedeckt. In einer Steinkammer fand man das noch ziemlich gut erhaltene Skelett eines Mannes von 1,92 m Größe und etwas oxydiertes Eisen (Abb. 272. 273).

Regelmäßige und gründliche Grabungen im Gebiete des Fürstentums würden sicherlich noch manchen wichtigen Fund und manche neue Erkenntnis bringen.



Abb. 273. Denkstein auf dem Germanengrabe der Nienburg (errichtet durch C. von Studnitz).

Schloß und Bad Pyrmont.

Von Prof. Dr. Franz Weinitz.

Wie es jetzt dasteht (Abb. 274), ist das Schloß ein Bau aus dem Anfange des 18. Jahrh. Vordem stand aber schon ein anderes, burgartiges Haus im Stile der deutschen Renaissance mit Staffelgiebeln und hohem Turme auf der gleichen Stelle, ein Gebäude, das auf die Spiegel-



Abb 274. Schloß zu Pyrmont.

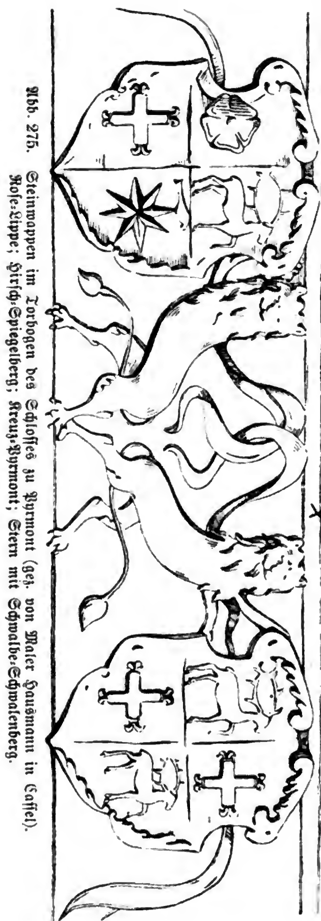


Abb. 275. Steinwappen im Torbogen des Schlosses zu Pyrmont (gez. von Maler Hausmann in Cassel). Rose-Lippe; Hirsch-Spiegelberg; Kreuz-Pyrmont; Stern mit Schwalbe-Schwalenberg.

bergischen Grafen und auf Hermann Simon von der Lippe zurückging (Abb. 275). Der breite Graben und die hohen Wälle waren schon der Schutz des alten Hauses. Diese Wasserburg hatte manchen Sturm auszuhalten, zumal zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Nach einer zehnmonatlichen Belagerung wurde sie im August 1630 von dem tapferen Kommandanten Bernhard Heinrich von Dalwigk mit Akkord den ligistischen Truppen übergeben. Im Jahre 1633, nach einer einmonatlichen Belagerung, wurde sie von schwedischen Truppen zurückerobert. Dasselbe Spiel wiederholte sich 1636 bezw. 1646. Erst im Jahre 1649 kam das Schloß wieder in die Hände seines rechtmäßigen Eigentümers zurück. Dieses durch die Kriegsstürme so sehr mitgenommene Schloß ließ nun Graf Friedrich Anton Ulrich, der spätere Fürst, 1706 niederreißen und an dessen Stelle den jetzigen, im Laufe der Zeit nur wenig veränderten, ziemlich einfachen Bau aufführen. Durch den großen Altan und die hohen Wälle kommt die Stattlichkeit des Hauptgebäudes (es zählt vier Geschosse) für den Außenstehenden wenig zur Geltung. Hinter dem Hauptbau liegt das Kommandantenhaus. Alte, hohe Bäume, darunter eine besonders mächtige Linde (Abb. 276), und wildes Buschwerk

auf dem Walle und seinen Böschungen, dazu die weite Wasserfläche, geben der ganzen Anlage ein eigenartiges, fast romantisches Gepräge. Das Innere des Schlosses ist gleichfalls sehr einfach gehalten. Manches interessante Stück ist aus ihm nach Arolsen gekommen, so z. B. das große Gemälde von Tischbein „Hermanns Triumph nach dem Siege über Varus." Ohne Belang, da ohne jeden geschichtlichen oder künstlerischen Wert, ist die in einem Pavillon (er steht an Stelle des früheren Pulverturms) aufgestellte große Bettstelle, die dem Grafen von Gleichen und seinen beiden Frauen nach einer gern geglaubten Sage zum gemeinsamen Lager gedient haben soll. Das Schloß, das übrigens den Geschützen des 18. Jahrh. gegenüber als Festung nicht mehr in Betracht kam und deshalb von Belagerungen verschont blieb, wird in jedem Sommer auf längere Zeit von dem regierenden Fürsten und seiner Familie bewohnt.


Abb. 276. Linde auf dem Schloßwall.

Man wird mit Sicherheit annehmen können, daß die Gesundbrunnen, denen Pyrmont sein Dasein als Kurort verdankt, schon im grauen Altertum geflossen sind, daß hier ein heiliger Hain gestanden, und daß beide Gegenstand der Verehrung waren. Daß dies zur Römerzeit der Fall gewesen — wenn auch die Römer selbst kaum diesen Ort besucht oder ihn näher gekannt haben werden — beweist der sogen. Pyrmonter Fund.

Es war im Herbste des Jahres 1863, als tief in der Erde, in nächster Nähe des Brodelbrunnens und einer benachbarten, schon lange versiegten Quelle, ein Fund gemacht wurde, der bei den Altertumsforschern als „Pyrmonter Fund" bekannt ist und heute noch — trotz mancher anderer in der Zwischenzeit gemachten ähnlichen Funde — Beachtung und Schätzung findet. Die Gegenstände, die damals ans Tageslicht kamen, waren bronzene Fibeln in großer Anzahl, römische Kaisermünzen, ein Löffel und eine sehr schöne, emaillierte Schöpfkelle. Diesen Fund veranlaßte, sozusagen, die Fürsorge der waldeckischen Regierung, als diese im Herbste 1863 den in Brunnenangelegenheiten erfahrenen Direktor Ludwig aus Darmstadt mit der Untersuchung und Neufassung der Quellen beauftragt hatte. Große und tiefe Gräben mußten zu diesem Zwecke gezogen werden. Zwölf Fuß unter der Oberfläche, nahe dem Ausflußrohre des Brodelbrunnens, fand man neben dem Wurzelstocke einer umgesunkenen Linde über einer Torf-

schicht die schon erwähnten Gegenstände. Die drei römischen Münzen zeigten die Köpfe der Kaiser Domitian, Trajan und Caracalla; die Fibeln, also Gewandnadeln (rund 200), waren der Mehrzahl nach sogen. Armbrustfibeln, vier Fibeln aber zeigten rohe Tiergestalten. Was den kleinen bronzenen Löffel betrifft, so war es von Anfang an zweifelhaft, ob er zu den übrigen Stücken in Beziehung gebracht werden dürfe. Die meiste Beachtung fand begreiflicher Weise das außen emaillierte Schöpfgefäß. Dieser Fund veranlaßte natürlich auch eine genaue Untersuchung der nächsten Umgebung; die Nachforschungen blieben indessen erfolglos. Der Fund kam dann — wenige Stücke von minderer Bedeutung ausgenommen — nach Arolsen, wo er im Fürstl. Museum ausgelegt und somit allgemeiner Besichtigung zugänglich ist.

Es ist selbstverständlich, daß solch ein Fund aus alter Zeit bald Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen wurde. Direktor Ludwig äußerte sich dahin, daß hier der Quellengottheit geopfert worden sei, daß die Gegenstände zwar nicht in die Quelle selbst versenkt, sondern am Fuße eines nahen Lindenbaumes, der Verehrung genoß, vergraben worden seien. Im Laufe der Zeit erhöhte sich dann durch Anschwemmungen das Erdreich über dem umgestürzten Baume, die genauere Kenntnis dieser Kultstätte ging verloren, lebte aber und lebt heute noch in den Bezeichnungen: „hilliger Born" und „heiliger Anger."

Eine andere Meinung ist, daß die Gegenstände damals in die heute versiegte Quelle selbst versenkt worden seien, eine Sitte, die sowohl als eine römische wie als eine keltische überliefert und durch Funde bezeugt ist. Die römischen Münzen fallen in die Zeit zwischen 81 und 198 n. Chr., die Fibeln gleichfalls in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Sie werden zu einem Teile von dem schwedischen Gelehrten Almgren, der vor einigen Jahren über nordeuropäische Fibeln geschrieben hat, zu der Gruppe der frührömisch-germanischen gezählt, die Mehrzahl unserer Fibeln gehört aber nach Almgren der jüngeren römischen Periode an, womit aber nicht ausgesprochen sein soll, daß sie rein römischen oder doch provinzialrömischen Ursprungs sind. Die Frage, wo solche Fibeln hergestellt worden, ist noch immer nicht vollkommen befriedigend beantwortet. Vier Nadeln (aus Silber) zeigen, wie schon gesagt, ziemlich rohe Tiergebilde: ein Pferd mit Reiter, einen Hasen, einen Wolf, einen Eber. Sie gelten als Beispiele des keltisch-germanischen, d. h. fränkischen Typus.

Das Glanzstück aber des ganzen Fundes durch seine Größe sowohl wie durch die kunstvolle Verzierung ist und bleibt die Schöpfkelle aus heller Bronze mit Blatt- und Rankenornament. Die ausgehobenen Felder füllt Schmelz von blauer, bezw. grüner und roter Färbung. Dieses hervorragende Stück fand anfangs verschiedene Beurteilung und Deutung. Der damalige Generaldirektor der Kgl. Museen, Hr. v. Olfers, machte Andeutungen, wonach es als eine frühmittelalterliche Arbeit anzusehen sei. „Muster und Arbeitsart," sagte er, „gleichen denjenigen, welche sich von der byzantinischen Zeit bis in die rheinisch-fränkischen Fabrikationen des 12. und 13. Jahrhunderts hineinziehen." Diese Ansicht wurde von den Bonner Altertumsforschern entschieden abgelehnt. Ihr Wortführer war Prof. aus'm Weerth. „Es dürfte sich bei wiederholten Untersuchungen als unzweifelhaft herausstellen" — so ließ er sich aus — „daß das emaillierte Gefäß von Pyrmont als ein Erzeugnis der gallisch-römischen Kunst anzusehen ist." Er wies zur Bekräftigung seiner Ansicht auf ein ähnliches Gefäß, das 1834 in der Grafschaft

Esser in einem römischen Grabe gefunden worden war. Auch der damalige Konservator des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, Dr. Lindenschmit, ein bekannter Forscher, trat der Ansicht bei, daß in dem Pyrmonter Gefäße ein antikes Gerät zu erkennen sei. Diese Ansicht ist, und gewiß mit Recht, seitdem die gültige geblieben.

Somit darf als sicher angenommen werden, daß der Pyrmonter Fund aus Gegenständen jener Kultur sich zusammensetzt, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf dem Grenzgebiete des römischen Galliens und Germaniens heimisch war, wenn auch die Frage, welche Hände hier gearbeitet haben, noch offen ist und wohl auch eine offene bleiben wird.

Wenn auch schon im 14. Jahrhundert der heilige Born (sacer fons, jetzt die „Haupttrinkquelle“ genannt) sowie der Brodelbrunnen (fons bulliens) erwähnt werden, so beginnt der Aufschwung des Bades doch erst mit dem Anfange des 16. Jahrh. Ein außerordentlicher Zulauf zum Brunnen fand i. J. 1556 statt. Wundertätige Heilkraft wurde ihm zugeschrieben. Nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, auch aus dem Auslande strömten die Kranken niederen wie hohen Standes herbei. Besondere polizeiliche Vorschriften mußten vom Grafen, dem Herrn des Landes, erlassen werden, die Massen in Ordnung zu halten. Nicht zu lange hielt diese übertriebene Wertschätzung an. Viele Tadler erstanden nun den Quellen, und ganz allmählich wurde wieder der richtige Maßstab für ihre Beurteilung gefunden. Von den Folgen des großen Krieges erholte sich das Bad ziemlich rasch. Georg Friedrich von Waldeck versah die Trinkquelle mit einem neuen Brunnenhause und pflanzte 1668 die große Lindenallee, bis zur Stunde ein Hauptschmuck Pyrmonts. Auch die sogen. Neustadt Pyrmont, die Verbindungsstraße zwischen Oesdorf und der Trinkquelle, ist seine Schöpfung.

Damals begann das Bad im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Fürstenbad zu werden, was es auch bis zum Anfang des 19. Jahrh. geblieben ist. Im Jahre 1681 zählte man hier an vierzig fürstliche Persönlichkeiten, darunter die verwitwete Königin von Dänemark und den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieser kehrte im Jahre 1685 zu einer zweiten Kur hierher zurück. Im Jahre 1716 war Peter der Große in Pyrmont Kurgast. In den Jahren 1744 und 1746 weilte hier Friedrich der Große. Die Königin Luise von Preußen weilte in Pyrmont zum erstenmale als Kronprinzessin im Jahre 1797, als sie hierher zum Besuche des Königs Friedrich Wilhelm II. kam. An sie erinnert der Königin Luise-Stein am Königsberge (Abb. 277). Zur Kur aber hielt sie sich im Sommer 1806 mehrere Wochen in Pyrmont auf, um bald nach

ihrer Heimkehr den Zusammenbruch Preußens miterleben und miterdulden zu sollen. Ihre Büste im Kurpark erinnert gleichfalls an ihren damaligen Aufenthalt.

Bis zur Gründung der Neustadt Pyrmont, wo sich dank der Unterstützung durch den Fürsten Georg Friedrich recht ansehnliche Häuser erhoben, waren die Kurgäste auf Unterkunft in den Dörfern Oesdorf und Holzhausen angewiesen, auch in Lügde suchten und fanden manche Quartier. Im Laufe der Zeit, wohl auch mit aus Rücksicht auf die vornehme Gesellschaft, suchte man dann durch neue Bauten den Forderungen eines verfeinerten Lebensgenusses gerecht zu werden. Noch unter dem baulustigen Fürsten Friedrich Anton Ulrich wurde das schöne Ball- und Assembleehaus an der Hauptallee errichtet, das für die vornehmen Kreise fortan das Stelldichein bildete. Der Bau der Kirche aber, zu dem dieser Fürst den Grundstein legte (sie sollte an dem Altenau genannten Platze sich erheben), konnte von seinem Nachfolger nicht zu Ende geführt werden, da der mürbe Untergrund den Weiterbau unmöglich machte. Durch ein Bauprivilegium des Fürsten Karl August Friedrich suchte man den Anbau der Neustadt weiter zu fördern, damit die Brunnengäste und Fremden in „wohlaptierten Häusern nach Standesgebühr“ bewirtet werden könnten.



Abb. 277. Königin Luise-Stein.

Über das Leben und Treiben in Pyrmont um die Mitte des 18. Jahrhunderts läßt sich der waldeckische Hofrat und Leibmedicus Dr. Seip wie folgt aus: „Den Sommer über ist zu Pyrmont wie ein beständiger Jahrmarkt oder Messe, und kommen viele Kauf- und Handelsleute mit ihren Waaren zum Brunnen. Man findet auf beyden Seiten der Allee um das Brunnenhaus, auch hin und wieder auf der Neustadt, die Buchladen, Buden mit Silberwaren, Zinn, Porcellan, seidenen und andren Stoffen, Gemälden und alle Arten von Galanteriewaren. Imgleichen

Kaffeewirthe, Billards, Weinschenken, Traiteurs, Buden mit Victualien etc. Die Herren Brunnengäste finden zu ihrem Vergnügen Gemüthsveränderung und Zeitvertreib, des Vormittags bey dem Trinken die drey lustigen Spaziergänge in der angenehmen Lindenallee, an welcher unten ein großer Wasserbehälter, darinnen der Säuerling als eine schöne Fontaine etliche und 20 Schuh hoch springet, (welches vermutlich der einzige Springbrunnen aus einer lautern mineralischen Quelle in Deutschland seyn mag). Es wird in der Allee im Sommer alle Morgen von einer geschickten Gesellschaft Hautboisten eine angenehme Musik gemacht. Ein jeder Brunnengast hat einen durchgehends beliebten und veränderlichen Umgang mit allerley Personen hohen und niedrigen Standes, Gelehrten, geistlichen und weltlichen. Ein jeder findet seines Gleichen, conversiret frey und gesellet sich, zu wem er will."

Von manchen Seiten wurde indessen der Pyrmonter Gesellschaft der Vorwurf gemacht, daß sie Standesunterschiede besonders betone. Andere wiederum bezeichneten diese Ansicht als irrig. Wenn man aber noch in der zweiten Ausgabe des Dr. Menkeschen Buches über Pyrmont (1840) lesen kann, es sei gebräuchlich geworden, daß die Menschen, welche ihrer Bildung und Kleidung nach einem geringeren Stande angehören, durch die Seitenalleen von den Vornehmern, welche die mittlere oder Hauptallee einnehmen, abgesondert sind, so scheint es sich hier doch wohl um einen alten Brauch zu handeln. Wie dem nun auch gewesen sein mag, jedenfalls war hier an Geselligkeit und Unterhaltung kein Mangel, und wer da wollte, konnte in gleichgestimmtem Kreise froher Tage sich freuen.

Da die Wasser zum Baden wie zum Trinken gebraucht wurden, war ein Badehaus ein dringendes Bedürfnis. Es wurde i. J. 1783 im nördlichen Flügel des 1777 erbauten Badelogierhauses eingerichtet. In einiger Entfernung südlich davon, an der Westseite der großen Allee, stand das lange Gebäude (das alte Ball- und Assembleehaus), das den Redouten- und Ballsaal enthielt, darauf folgte das Komödienhaus, 1755/56 erbaut, 1818 durch ein neues, noch jetzt stehendes ersetzt. Kaufläden gab es damals, um 1780, schon in beträchtlicher Anzahl zu beiden Seiten des oberen Teiles der großen Allee. Dem Theater gegenüber stand später das geräumige Kaffeehaus mit seinen Spielsälen, die fleißig benutzt wurden. Unter den vielen berühmten Männern, die um die Wende des 18. Jahrhunderts in Pyrmont weilten, sei Goethes Aufenthalt (1801) schon deshalb besonders erwähnt, weil ihn das „Wundergeläuf nach dem

heiligen Brunnen“ i. J. 1556 zu einer Arbeit anregte, die er zwar entwarf, aber in Folge mannigfacher, wohlbegründeter Bedenken doch nicht zur Ausführung brachte.

Von besonderer Bedeutung für das Bad Pyrmont wurde es, daß seine Kochsalzquellen, östlich der Stadt am Emmerufer gelegen, seit Ende des 18. Jahrhunderts und weiter in der folgenden Zeit mit in den Kurbetrieb hineingezogen, und auch die reichen Eisenmoorlager am Fuße des Bomberges ihm dienstbar gemacht wurden.



Abb. 278. Pavillon im Kurpark.

Zahlreich sind die Verbesserungen und Neuschöpfungen, die besonders in den letzten Jahrzehnten dem Orte zuteil wurden. Konnte in früheren Tagen nicht eigentlich von einem Kurparke gesprochen werden (die großen Alleen mußten ihn damals ersetzen), so stellt er sich uns jetzt als ein hervorragendes Beispiel der Gartenkunst dar, dessen Erweiterung bis zum Bomberge nur eine Frage der Zeit sein kann (Abb. 278).



Abb. 279. Kurhaus.

Mit der Erbauung des Kurhauses (1899) sowie des oberen Badehauses und des mit ihm verbundenen Kurhotels — Schöpfungen, die dem Willen des regierenden Fürsten ihr Dasein verdanken — ist Pyrmont trotz seines hohen Alters in die Reihe der modernen Bäder eingetreten, und gern macht der Besucher, der Kurgast Gebrauch von diesen neuen Einrichtungen (Abb. 279). Und blickt er dann an einem schönen Spätnachmittage von der

Höhe eines der umliegenden Berge hinab auf das liebliche Tal, auf den Ort, in dem Friedrich Drake, der Bildhauer, das Licht der Welt erblickt, und Albert Lortzing als Schauspieler, Sänger und Komponist gewirkt hat, so wird er bekennen müssen, daß diese Stätte geweiht ist durch reiche Erinnerungen, geweiht durch Natur und Kunst.

Eine Pyrmonter Schriftstellerin, Anna Weißer, hat in einem inhaltreichen Buche „Altes und Neues vom hilligen Born“ (Pyrmont 1907) ein anziehendes, aus Poesie und Prosa gewobenes, kulturgeschichtliches Bild des Bades Pyrmont entworfen.

III.

Staat. Kirche. Schule. Militär.

Der Staat.

Von Dr. Friedrich Böttcher.

Die Verfassung des Fürstentums Waldeck ist die monarchisch-konstitutionelle. Der Fürst ist der Inhaber der gesamten Staatsgewalt, jedoch ist er bei der Ausübung derselben durch die Verfassung beschränkt. Eine landständische Verfassung ist schon am 19. April 1816 gegeben worden. Während ihres 32jährigen Bestehens ist indes die durch sie geschaffene Volksvertretung, der Landtag, nur dreimal versammelt gewesen. Die Regel war, daß die Abstimmungen der einzelnen Landstände durch den vom Landsyndikus entsandten Landboten eingeholt wurden. Am 23. Mai 1849 kam ein neues Staatsgrundgesetz zu stande, das aber drei Jahre später der revidierten Verfassung vom 17. August 1852 weichen mußte.

Diese revidierte Verfassung ist noch heute in Geltung. Sie erleidet jedoch nicht nur die Einschränkungen, denen alle zu dem inzwischen errichteten Deutschen Reiche gehörigen Bundesstaaten unterliegen, sondern sie ist noch in ganz eigener Art durch das staatsrechtliche Verhältnis modifiziert, in welches das Fürstentum Waldeck, da es sich zur Erfüllung der finanziellen Anforderungen seiner Zugehörigkeit zum Norddeutschen Bunde und später zum Deutschen Reiche außer Stande sah, zu Preußen getreten ist. Dies durch den sogen. Akzessionsvertrag vom 18. Juli 1867 zunächst auf 10 Jahre begründete Verhältnis ist mit gewissen Veränderungen am 24. November 1877 abermals auf 10 Jahre erneuert worden und hat dann durch den Vertrag vom 2. März 1887 insofern eine dauernde Gestalt erhalten, als nicht wieder ein bestimmter Ablaufstermin vereinbart wurde; jedoch kann es mit zweijähriger Frist von beiden Seiten gekündigt werden. Daß von diesem Kündigungsrecht in absehbarer Zeit Gebrauch gemacht wird, ist nicht wahrscheinlich.

Gemäß diesem Akzessionsverhältnis ist die innere Verwaltung des Fürstentums auf Preußen übergegangen. Sie wird namens des Fürsten

in Übereinstimmung mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes geführt. Der König von Preußen übt bezüglich der inneren Verwaltung die volle Staatsgewalt aus, wie sie dem Fürsten verfassungsmäßig zusteht. Einen Eid des Königs auf die Verfassung, wie er für den Fürsten beim Regierungsantritt in der Verfassungsurkunde vorgeschrieben ist, hat man in dem Vertrage nicht vorgesehen. Preußen bezieht die gesamten Landeseinnahmen und bestreitet die gesamten Landesausgaben, mit Ausschluß der Ausgaben für das Konsistorium in seiner Eigenschaft als Oberkirchenbehörde. Demgemäß leistet Preußen gegenwärtig zu den Landesausgaben einen jährlichen Zuschuß von 530000 Mk. Verblieben ist dem Fürsten das Begnadigungsrecht und die Vertretung des Staates nach außen. Die letztere übt der Fürst durch den Landesdirektor und unter dessen Verantwortlichkeit. Der Fürst ernennt also auch den Vertreter Waldecks im Bundesrate, und die oft gehörte Annahme, daß Preußen über die waldeckische Stimme ohne weiteres verfügen könne, trifft nicht zu. Vorbehalten ist dem Fürsten ferner das Recht der Zustimmung zu Verfassungsänderungen und Gesetzen, insoweit sie nicht die Organisation der Justiz- und Verwaltungsbehörden betreffen, die in das ausschließliche Ermessen Preußens gestellt ist. Endlich steht dem Fürsten die Verwaltung des Domanialvermögens zu. Eine Mitbenutzung der Landesdienststellen für diese Verwaltung findet nicht statt; dagegen verpflichtet sich der Fürst, die zum Domanialeigentum gehörigen, gegenwärtig zu Landeszwecken benutzten Immobilien auch ferner zu diesem Behufe zu belassen. Die Erträgnisse des Domanialvermögens verbleiben dem Fürsten. Einen Geldbeitrag zu den Landesausgaben leistet das Domanium nicht, ebensowenig wird aber auch für den Unterhalt des Fürsten und des Fürstlichen Hauses oder für das Konsistorium als Oberkirchenbehörde ein Zuschuß aus Landesmitteln gewährt.

Ein finanzieller Zusammenhang zwischen Staat und Domanium besteht also gegenwärtig nicht. Früher war es anders. Über die Verhältnisse des Domanialvermögens ist, wie in anderen deutschen Staaten, so auch in Waldeck zwischen dem Fürsten und dem Lande lange Streit gewesen. Am 16. Juli 1853 wurde dann zwischen Fürstl. Regierung und den Ständen ein Rezeß vereinbart, der zwar die Eigentumsverhältnisse des Domaniums immer noch unentschieden ließ, aber den Aktivstand des Domanialvermögens ein für allemal feststellte und anerkannte, daß die Einkünfte desselben an erster Stelle für den standesmäßigen Unterhalt

des regierenden Fürstenhauses, darüber hinaus aber zugleich für allgemeine Landesverwaltungszwecke zu verwenden seien, und daß insoweit, als dieselben für jene nächste Bestimmung nicht ausreichen, das Land seinerseits hierfür eintreten müßte. Die in dem jetzt bestehenden Akzessionsvertrage getroffene Regelung ändert jene Abmachung also dahin, daß jede Inanspruchnahme der Domanialeinkünfte für die Landesausgaben ausgeschlossen, andererseits das Land aber von der Verpflichtung, gegebenenfalls für den Unterhalt des Fürstenhauses einzutreten, entlastet wird. Die den Ständen über das Domanialvermögen rechtmäßig zustehende Kontrolle, nach welcher insbesondere Veräußerungen und Verpfändungen der Domanialstücke sowie Dispositionen, durch welche die Substanz des Domaniums verringert werden würde, ihrer Zustimmung bedürfen, besteht jedoch ausdrücklich fort. Nach einer etwaigen Auflösung des Akzessionsverhältnisses würde der Rezeß von 1853 selbstverständlich in vollem Umfange wieder in Kraft treten.

Nach dem oben Gesagten liegt die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt zur Zeit in der Hand des Königs von Preußen. Bei der Ausübung der ersteren ist er an die Zustimmung des Fürsten und des Landtags gebunden, sodaß die Verkündigungsformel der Gesetze lautet: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, verordnen auf Grund des zwischen Preußen und Waldeck-Pyrmont geschlossenen Vertrages vom 2. März 1887 mit Zustimmung S. D. des Fürsten zu Waldeck und Pyrmont, sowie des Landtags der Fürstentümer, was folgt.“ Alle Regierungserlasse des Königs bedürfen der Gegenzeichnung des Landesdirektors, tragen aber, mit Rücksicht auf Art. 44 der preußischen Verfassung, vor der Contrasignatur des Landesdirektors auch diejenige eines oder mehrerer preußischer Minister.

Die zur Wahrnehmung der verfassungsmäßigen Rechte, namentlich des Rechtes der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und des Steuerbewilligungsrechts, berufene „gesetzliche Vertretung der gesamten Staatsangehörigen und des ganzen Landes“, der Landtag, besteht aus 15 Mitgliedern, 12 aus dem Fürstentum Waldeck und 3 aus dem Fürstentum Pyrmont, welche in Wahlbezirken nach den Grenzen der Kreiseinteilung durch Wahlmänner auf drei Jahre gewählt werden. In jeder Ortsgemeinde werden je nach ihrer Größe 3, 6, 9, 12 Wahlmänner gewählt. Ihre Wahl erfolgt durch die stimmberechtigten Gemeindebürger in der Weise, daß dieselben nach dem Maße ihrer Steuerleistung in drei Ab-

teilungen geteilt werden, und jede Abteilung ein Drittel der Wahlmänner ernennt. Die Gesamtheit der Wahlmänner eines Kreises wählt die auf den Kreis entfallende Anzahl von Abgeordneten. Stimmberechtigter Gemeindebürger ist jeder Staatsangehörige, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt und einen eigenen Hausstand hat, seit einem Jahre der Gemeinde als Mitglied angehört und mindestens drei Mark als Jahresbetrag an direkten Steuern entrichtet oder ein Grundstück im Werte von 300 Mark oder ein Wohnhaus im Gemeindebezirk besitzt. Zum Abgeordneten wählbar ist jeder männliche Staatsangehörige, der das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat, seit mindestens zwei Jahren dem Staate angehört, unbescholten ist und sich nicht im Konkurs oder unter Kuratel befindet. Die Wahl der Wahlmänner sowohl wie der Abgeordneten erfolgt durch mündliche Stimmabgabe.

Der Fürst (in Vertretung jetzt der König von Preußen) hat das Recht, den Landtag zu berufen, zu schließen, zu vertagen und aufzulösen. Die Berufung muß jedoch regelmäßig im Laufe des Monats Oktober jedes Jahres erfolgen. Eine Vertagung darf ohne Zustimmung der Stände weder zwei Monate überschreiten noch während derselben Diät wiederholt werden. Wird der Landtag aufgelöst, so müssen die neugewählten Stände innerhalb dreier Monate versammelt werden. Der Landtag genießt die Autonomie, wie sie bei Volksvertretungen die Regel ist. Er kann auch Abgeordnete, die sich den Geschäften beharrlich entziehen oder sich unwürdigen Betragens schuldig machen, für die übrige Dauer der Wahlzeit ausschließen. Die Immunität der Abgeordneten ist ebenfalls in der allgemein üblichen Weise geregelt; eine Erstreckung derselben jedoch auf während der Sitzungsperiode außerhalb der Ständeversammlung begangene, mit Strafe bedrohte Handlungen kennt die waldeckische Verfassung nicht.

Unter den politischen Rechten des Landtags steht oben an das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und das Steuerbewilligungsrecht. Zu dem ersteren gehört auch die Befugnis, „die Vorlage von Gesetzen zu beantragen." Das Steuerbewilligungsrecht besteht neben dem Recht der periodischen Etatsaufstellung besonders darin, daß nicht nur zur Einführung neuer, sondern auch zur Forterhebung der bestehenden Steuern die Zustimmung des Landtages erforderlich ist. Jedoch dürfen die zu einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung notwendigen Mittel nicht verweigert werden. Der Landtag ist befugt, über alle Landesangelegenheiten Auskunft zu begehren, sowie zur Auf-

klärung von Tatsachen und Vorberatung seiner Beratungsgegenstände Ausschüsse niederzusetzen, welche zu ihren Sitzungen Sachverständige zuziehen können. Er kann Adressen, Beschwerden und Bitten in allen Landesangelegenheiten an den Fürsten (also auch an den König von Preußen) bringen. Auch das Recht der Ministeranklage steht ihm im Falle einer Verfassungsverletzung zu. Nach der durch Gesetz vom 4. Juni 1850 erfolgten Regelung dieser Materie würde eine solche Anklage heute beim Reichsgericht anhängig zu machen sein.

Die Organisation der Landesverwaltung ist unter dem Akzessionsverhältnis wesentlich verändert, bezw. vereinfacht worden. An der Spitze der Verwaltung steht ein Landesdirektor, auf den die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit und die Funktionen der ehemaligen Landesregierung und ihrer einzelnen Abteilungen, soweit sie nicht preußischen Behörden übertragen wurden, übergegangen sind. Die Ernennung des Landesdirektors steht dem Könige von Preußen zu, jedoch ist seine Person vor der Berufung dem Fürsten namhaft zu machen und diesem, falls er sie beanstandet, das Recht vorbehalten, zwischen zwei anderen ihm bezeichneten Personen binnen Monatsfrist die Wahl zu treffen. In den dem Könige zu leistenden Diensteid des Landesdirektors ist das Gelöbnis aufgenommen, in Bezug auf die dem Fürsten vorbehaltenen Rechte demselben treu und gehorsam zu sein.

Die Einteilung des Landes in vier Kreise ist beibehalten. An der Spitze jedes Kreises steht ein Kreisamtmann.

Die Organisation der richterlichen Behörden ist dahin geregelt, daß Waldeck dem Landgericht Cassel, Pyrmont dem Landgericht Hannover zugeteilt ist. In jeder der vier Kreisstädte besteht ein Amtsgericht.

Der Landesdirektor übt die allgemeine Landespolizeiverwaltung aus, er kann Polizeiverordnungen unter Strafandrohung bis zu 30 Mark erlassen. Im Kreise steht die Polizeiverwaltung dem Kreisamtmann zu, der zur Durchführung seiner Anordnungen Zwangsstrafen bis zu 30 Mark verhängen, im Notfalle auch militärische Hülfe in Anspruch nehmen kann. Die Ortspolizeiverwaltung führt unter Aufsicht und nach Anleitung des Kreisamtmannes der Bürgermeister. Er kann mit Genehmigung des Kreisamtmannes Gebote und Verbote mit Strafandrohung bis zu 15 Mark erlassen. Zugleich ist er Hülfsbeamter der Staatsanwaltschaft. Zur Unterstützung sämtlicher Polizeibehörden bei Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung dient die Gendarmerie.

Die Finanzverwaltung regelt sich nach dem für je dreijährige Finanzperioden mit den Ständen zu vereinbarenden Staatshaushaltsetat. Nach Anleitung desselben wird jährlich Rechnung gelegt. Die ordentlichen Staatseinnahmen setzen sich zusammen aus den Revenüen des Staatsvermögens, aus dem Ertrage der Steuern, aus Zinsen, aus den Überweisungen vom Reiche (die aber durch den an das Reich zu zahlenden Matrikularbeitrag weit übertroffen werden), aus dem Zuschuß der preußischen Staatskasse und aus einer preußischen Jahresrente auf Grund des Vertrags über die Lotterieverhältnisse. An direkten Staatssteuern bestehen eine Einkommensteuer in Form einer Klassensteuer sowie eine Grund-, Gewerbe-, Betriebs-, Hausier- und Hundesteuer. Der Klassensteuer sind alle Einwohner sowie juristische Personen hinsichtlich ihres Einkommens aus inländischem Grundbesitz und inländischen gewerblichen Betrieben unterworfen. Befreit sind die Mitglieder des Fürstlichen Hauses, das Domanial- und Staatsvermögen, das Vermögen der Witwenkasse, Stipendien, Kirchen, Hospitäler und milden Stiftungen, ferner Ausländer, die nicht ein volles Jahr im Inlande wohnen, und diejenigen, denen nach Staatsverträgen Befreiung zusteht. Die Einschätzung der Steuerpflichtigen geschieht nach vier Hauptklassen, deren jede wieder in eine Reihe von Stufen zerfällt. Die drei untersten Stufen (Einkommen bis 300 Mark) haben mittels der von Preußen auf Grund des Vertrags über die Lotterieverhältnisse zu leistenden Jahresrente von 15000 Mark freigelassen werden können. Der Steuersatz ist ein progressiver. Die Einschätzung der Steuerpflichtigen erfolgt jährlich im Oktober durch eine besondere Umlegungsbehörde. Zur Abgabe von Erklärungen über sein Einkommen ist nur derjenige verbunden, der von der zuständigen Behörde dazu aufgefordert wird. Die Grundsteuer wird von allem im Fürstentum befindlichen Grund und Boden, mit Ausnahme der verfassungsmäßig freien Grundstücke, die Gewerbesteuer von dem Einkommen aus den im Fürstentum betriebenen stehenden Gewerben, die Betriebssteuer für den Betrieb einer Gastwirtschaft erhoben. — An indirekten Staatssteuern sind nur die Gebühren zu nennen.

Über das Militärwesen besteht eine mit Preußen abgeschlossene Militärkonvention vom 24. November 1877. Sie kann von beiden Seiten mit zweijähriger Frist gekündigt werden.

In Bezug auf die Rechtsverhältnisse der Staatsbeamten ist das Folgende zu sagen: Die Beamten werden von Preußen ernannt und leisten dem Könige den Diensteid. Daneben haben sie die genaue Einhaltung

der waldeckischen Verfassung zu geloben. Durch die Ernennung von Preußen und den dem Könige geleisteten Diensteid wird indes keineswegs bewirkt, daß sie zugleich preußische Staatsdiener sind. Sie können auf ihren Wunsch in den preußischen Staatsdienst übernommen werden; einen Anspruch darauf haben sie nicht. Die Übernahme eines waldeckischen Beamten in den preußischen oder eines preußischen Beamten in den waldeckischen Staatsdienst wird als Versetzung innerhalb desjenigen Staates behandelt, in dessen Dienst der Beamte übernommen wird. Bei Feststellung des Dienstalters und bei Berechnung der Dienstzeit werden den Beamten die von ihnen in dieser Hinsicht in dem anderen Staate bereits erworbenen Ansprüche voll in Anrechnung gebracht.

Was die Gemeindeverfassung anlangt, so besitzen die Orts- und die Kreisgemeinden die freie Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten unter gesetzlich geordneter Oberaufsicht des Staates. Die Ortsgemeinden werden durch einen von den Gemeindebürgern in drei Klassen gewählten Gemeinderat als beschließende und durch einen vom Gemeinderat gewählten Gemeindevorstand als ausführende Behörde vertreten. Die Wahl beider Behörden erfolgt auf sechs Jahre. Der Gemeinderat besteht je nach der Größe der Gemeinde aus 6, 9, 12 oder 15 Mitgliedern, der Gemeindevorstand aus dem Bürgermeister und in Orten über 1000 Einwohner aus zwei, in Orten unter 1000 Einwohner aus einem Beigeordneten. Der Bürgermeister ist berechtigt und verpflichtet, jeden Beschluß des Gemeinderats, der dessen Befugnisse überschreitet oder die Gesetze verletzt, vorläufig zu suspendieren. Die Kreisgemeinde, deren Bestimmung ist, die sozialen Bedürfnisse im Kreisverbande, welche über die engeren Verhältnisse der Ortsgemeinden hinausreichen, zu befriedigen, wird durch den Kreisvorstand als beschließende und durch den Kreisamtmann als ausführende Behörde vertreten. Der Kreisvorstand besteht aus sechs Mitgliedern, die durch von den Gemeinderäten ernannte Wahlmänner auf sechs Jahre gewählt werden. Den Vorsitz in ihm führt, jedoch ohne eigenes Stimmrecht, der Kreisamtmann. Kreisamtmann und Kreisvorstand führen die nächste Aufsicht über die Verwaltung der Ortsgemeinden. Die Oberaufsicht über die Verwaltung der Kreis- wie der Ortsgemeinden liegt dem Landesdirektor ob.

Zur Bestreitung ihrer Ausgaben sind die Gemeinden, soweit ihnen nicht Einnahmen aus eigenem Vermögen zufließen, auf Zuschläge zu den direkten Staatssteuern angewiesen.

Durch den Akzessionsvertrag unberührt geblieben sind die Rechte

und Pflichten der Staatsangehörigen, wie sie in der waldeckischen Verfassung, im wesentlichen unter Anlehnung an die preußische, geregelt sind. Durch das Eingreifen der Reichsgesetzgebung sind aber die meisten hierher gehörigen Bestimmungen veraltet. Der jüngste Fall eines solchen Eingreifens ist das Reichs-Vereinsgesetz vom 19. April 1908. Die waldeckische Verfassung erkennt das Recht der Staatsangehörigen, zu erlaubten Zwecken sich zu versammeln und Vereine zu bilden, ausdrücklich an und schreibt vor, daß dasselbe nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen beschränkt werden dürfe. Die zu diesem Zwecke in Aussicht gestellten Gesetze sind aber niemals erlassen worden. Infolgedessen hat man behauptet, daß in Waldeck ein vollkommen unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht bestände. Dabei wurde indes übersehen, daß nach einer weiteren Bestimmung der Verfassungsurkunde bis zum Erlaß jener Gesetze die vor dem Erlaß des Staatsgrundgesetzes von 1849 in Geltung gewesenen gemeinrechtlichen bezw. landesgesetzlichen Bestimmungen wieder in Kraft treten sollten. So war das Vereins- und Versammlungsrecht auf einen höchst unsicheren Boden gestellt, und erst das Reichsgesetz hat für Waldeck eine abschließende Regelung dieser Materie gebracht.

Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche fußt auf dem Boden vollkommener Gleichberechtigung der Bekenntnisse. Jedoch wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, die mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen, unbeschadet der gewährleisteten Religionsfreiheit die christliche Religion zu Grunde gelegt. Die Religionsgesellschaften sind selbständig in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, jedoch sind sie den allgemeinen Landesgesetzen unterworfen. Für die unierte evangelische Landeskirche besteht die Synodalverfassung. Neben dieser Landeskirche gibt es eine gesetzlich geordnete Vereinigung von „Lutheranern." Die wenigen katholischen Gemeinden unterstehen dem Bischof von Paderborn. Nach der Verordnung vom 21. März 1861 wegen Bildung einer katholischen Gemeinde in der Stadt Pyrmont ist der dorthin zu entsendende katholische Geistliche von dem Bischof der Regierung jedesmal vorher anzuzeigen und ihr etwaiger Einspruch gegen die bezeichnete Person zu berücksichtigen, so wie der Pfarrer auch in allen nicht rein geistlichen Angelegenheiten den Staatsgesetzen untersteht und auf die Verfassungsurkunde zu verpflichten ist. Dies ist als maßgebend für die Stellung der katholischen Kirche in Waldeck überhaupt zu betrachten. — Die Verhältnisse

der jüdischen Religionsgesellschaften sind durch das Gesetz über die Gemeinheiten der Juden vom 15. Juli 1833 geordnet.

Das Schulwesen steht unter der Oberaufsicht des Staates. Die Pflicht zur Errichtung und Unterhaltung der Volksschule liegt der Gemeinde ob. Sie kann ein regelmäßiges Schulgeld erheben. Aushülflich tritt der Staat ein. Die Volksschule ist konfessionell. Den Religionsunterricht in ihr leiten und beaufsichtigen die geordneten kirchlichen Behörden, jedoch unbeschadet der staatlichen Hoheitsrechte. Im Übrigen erfolgt die Beaufsichtigung und Verwaltung des Volksschulwesens unter dem Landesdirektor als Oberschulbehörde durch den Kreisschulvorstand und den Ortsschulvorstand. In letzterem führt der Ortspfarrer der betreffenden Konfession den Vorsitz. Auch der Kreisschulvorstand hat ein vom Konsistorium zu ernennendes geistliches Mitglied. — Der Landesdirektor ist auch zuständig für die Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten, sowie für den Privatunterricht überhaupt, während die höheren Unterrichtsanstalten dem Königlichen Provinzialschulkollegium in Cassel unterstehen.

Die Kirche.

Von Victor Schultze.

Die waldeckische evangelische Landeskirche hat die Stürme der Religionskriege glücklich überdauert, nur im Westen des Landes riß der Erzbischof von Cöln unter einem Vorwande ein großes Stück des Gebietes an sich und rottete darin mit harter Gewalt den Protestantismus aus. Als es den Grafen 1663 gelang, einen Teil — die Dörfer Eppe, N.-Schleidern, Hillershausen — wiederzuerhalten, waren die Bewohner katholisch und sind es in der Mehrheit heute noch. Gegenüber Versuchen dagegen, den Calvinismus einzuführen, gelang es, den lutherischen Charakter der Landeskirche zu behaupten. Das Testament der Grafen von Pyrmont vom 3. Februar 1619, welches die Grafen von Waldeck als Erben einsetzt, stellt als Bedingung die Aufrechterhaltung des lutherischen Bekenntnisses in der Grafschaft Pyrmont. Noch 1730 verfügte Fürst Carl anläßlich eines Neudrucks der alten Kirchenordnung die strenge Innehaltung des alten Bekenntnisstandes.

Nach einer kurzen Herrschaft des Pietismus am Anfange des 18. Jahrhunderts, die nicht ohne Förderung für das religiöse Leben war, gewann der in Deutschland damals siegreiche sog. Rationalismus in seinen verschiedenen Schattierungen die Oberhand im Kirchenregiment und in der Geistlichkeit. Das positive Christentum wurde zu einer nüchternen, kraftlosen Verstandesreligion verflacht; das Verständnis der Reformation ging verloren. Aus dieser Stimmung erwuchs wie anderwärts in deutschen lutherischen Landeskirchen die Union, d. h. die Vereinigung der reformierten und der lutherischen Konfession zu einer evangelischen Kirche. In Waldeck gab es freilich nur eine einzige halbreformierte Gemeinde, Züschen; außerdem hatten sich durch Einwanderung in Arolsen und Wildungen kleine reformierte Gemeinschaften gebildet, die jedoch am Anfange des 19. Jahrhunderts nur dem Namen nach noch existierten, vielmehr in der lutherischen

Landeskirche lebten. Durch eine Verfügung des Konsistoriums vom 23. Januar 1821 wurde auch bei uns die Union eingeführt, aber in einer Ausdrucksweise, welche den Sinn mit Sicherheit gar nicht erkennen läßt. Mit Gewißheit läßt sich daraus nur die Abendmahls- und Verfassungsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten entnehmen. In der Tat ist ja auch heute noch die religiöse und kirchliche Eigenart der waldeckischen Landeskirche lutherisch bestimmt; dementsprechend wird der Katechismus Luthers der religiösen Unterweisung zugrunde gelegt. Daher knüpft auch § 1 der Synodalordnung vom Jahre 1873 an die Augsburgische Konfession, das Bekenntnis der Lutherischen in Augsburg 1530, an.

Unter den 59 127 Einwohnern des Landes bekennen sich 56 341 zur evangelischen Kirche. Der Träger der obersten Kirchengewalt ist der Fürst als „Landesbischof". Alle landeskirchlichen Gesetze bedürfen seiner Genehmigung. Er führt die Kirchenregierung durch das von ihm berufene „Fürstliche Konsistorium", das sich in ein engeres und ein weiteres teilt. Jenes bilden ein weltliches Mitglied, das den Vorsitz führt (Konsistorialpräsident), und 2 geistliche Mitglieder. Das weitere Konsistorium setzt sich ebenso aus einem weltlichen und zwei geistlichen Mitgliedern zusammen. Dem Konsistorium unterstehen 4 Superintendenturen, in welche das Gebiet kirchenverwaltungsmäßig gefaßt ist. Die Gemeinden finden ihre Vertretung im Zusammenwirken mit dem landesherrlichen Kirchenregiment in der 1873 geschaffenen, in der Regel alle 3 Jahre zusammentretenden Landessynode, die aus 16 Mitgliedern besteht, von denen 14 durch die Kreissynoden gewählt und 2 durch den Landesherrn berufen werden. Die Kreissynoden, deren Mitglieder die Geistlichen des betreffenden Kirchenkreises sind, sowie eine gleiche Anzahl von Nichtgeistlichen, welche die Kirchenvorstände wählen, tagen alljährlich. Den Kirchenvorstand bilden der Geistliche als Vorsitzender und mindestens 4 Gemeindeglieder.

In den Gemeinden leben, obwohl Unterschiede da sind, der religiöse Sinn und die kirchliche Sitte der Vorfahren als ein kostbares Erbstück. Die christliche Liebestätigkeit, getragen von der Opferwilligkeit der Gemeinden, blüht erfreulich. Die Heidenmission, die Innere Mission, der Gustav Adolf-Verein und andere Betätigungen christlichen Sinnes sind zu erfreulicher Entfaltung gelangt. Pfarrer Busold rief in Arolsen ein Diakonissenhaus ins Leben und breitete das Diakonissenwerk erfolgreich über das ganze Land hin aus. Das Jahr 1907 brachte eine neue Ausgabe des alten Gesangbuchs, die eine große Verbesserung bedeutet.

Kämpfe über die Union führten leider 1864 zur Ausscheidung einer Anzahl treuer Glieder aus der Landeskirche und zur Entstehung der etwa 520 Seelen zählenden Gemeinden der Altlutheraner, die in Corbach und in Pyrmont einen Geistlichen haben.

Von Sekten entfalten besonders die Baptisten eine rührige Tätigkeit. Die Quäkerkolonie, die früher in Pyrmont bestand, ist seit längerer Zeit ausgestorben.

Die römisch-katholische Kirche zählt 1890 Glieder, deren Mehrzahl auf die oben genannten Dörfer an der Westgrenze entfällt. Zuzug, hauptsächlich aus dem angrenzenden Westfalen, hat die Zahl verstärkt. In den Mischehen sowie in den Übertritten überwiegt das evangelische Bekenntnis.

Juden zählte Waldeck i. J. 1905: 629 gegen 696 i. J. 1900. Es hat also offenbar unter Rückwirkung der günstiger gestalteten Kreditverhältnisse und des Aufschwunges der wirtschaftlichen Entwickelung ein beträchtlicher Rückgang stattgefunden.

Die Schule.

Von Pfarrer Koch-Vasbeck.

Parvis componite nidos
(Bauet den Kleinen Nester).
Inschrift an der vor 1660 erbauten
Schule in Braunsen).

Die geschichtliche Entwicklung.

Mit der deutschen Schulgeschichte beginnt auch die waldeckische da, wo die von ihrem Stifter zur Lehrerin für alle Völker bestimmte christliche Kirche bei unseren Vätern Eingang gefunden hat, im Zeitalter Karls des Großen.

Die ersten Boten des Christentums, wann und woher sie auch gekommen sind, haben naturgemäß gleich dem Missionar von heute durch die christliche Unterweisung der Jugend ihre „Saat auf Hoffnung" ausgesät, was die Kirchengeschichte von den bekanntesten derselben, Bonifatius und Sturm, ausdrücklich hervorhebt. Letzterem hat Kaiser Karl dann auch die als Geiseln erhaltenen, vornehmen sächsischen Knaben zur Erziehung in der Klosterschule zu Fulda übergeben. Etliche derselben mögen ihre Heimat nicht weit von der Eresburg gehabt haben und später Lehrer ihrer Volksgenossen geworden sein.

Durch die ernsten Bestrebungen, den unter seinem mächtigen Scepter zuerst vereinigten deutschen Stämmen vermittelst Kirche und Schule eine allgemeine Volksbildung zu geben, hätte der erste deutsche Kaiser schon der Vater der deutschen Volksschule werden können, wenn ihm nicht die nötigen Lehrer und Lehrmittel so sehr gefehlt hätten. Zwar hört sich ein Beschluß der im letzten Lebensjahre des Kaisers tagenden Synode zu Mainz (813) fast wie ein modernes, die allgemeine Schulpflicht vorschreibendes Schulgesetz an: „Auch sollen die Eltern ihre Kinder zur Schule schicken, entweder in die Klöster oder außerhalb derselben zu den Priestern, damit sie den katholischen Glauben

und das Vaterunser recht lernen und das zu Hause andere lehren können.“ Aber die Verwirklichung dieses bald vergessenen Ideals einer allgemeinen Volksschule hat das Mittelalter nicht gefunden. Nur wenige Bevorzugte haben in den Schulen der Klöster, den Domschulen großer Städte oder in anderen städtischen Schulanstalten bis hinauf zu den Universitäten eine höhere Bildung erreichen können. Wenn Schreiben und Lesen selbst in Klöstern, Ritterburgen und an Fürstenhöfen als besondere Kunst galt, deren Besitz gelegentlich hervorgehoben zu werden verdiente, kann der Stand der Schulen nicht tief genug vorausgesetzt werden.

Wie weit in unserer Heimat die verhältnismäßig spät entstandenen Klöster in ihrer guten Zeit Jugendunterricht betrieben haben, und ob die von 1300 ab erwähnten Stadtschulen in Waldeck mehr den Lateinschulen oder deutschen Schreib- und Rechenschulen geglichen haben, wird sich bei den spärlichen Nachrichten darüber kaum näher feststellen lassen. Das Gewisseste bleibt der Mangel an Schulen und der Tiefstand der etwa vorhandenen.

Als der größte deutsche Schulmann Luther mit Melanchthon, dem „Lehrer Deutschlands“, und vielen sonstigen Werkleuten der Reformation wie der evangelischen Kirche, so auch einer neuen evangelischen Schule Luft, Licht und Bahn geschafft hatte, begann in Waldeck ein eifriges Bauen an der verfallenen Schule.

Denn kaum hatte Luther 1524 seinen „Stiftungsbrief der evangelischen Schule“ geschrieben, wie man wohl sein „Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“, bezeichnet hat, so erklärten schon die waldeckischen Grafen in ihrer Landordnung vom Jahre 1525 betreffs der Schulen, „daß Bürgermeister und Rat in Städten und Flecken, wo zuvor Schule gehalten sei, die so gänzlich verfallenen und abgestellten Kinderschulen wieder aufrichten und mit frommen und gelehrten Zuchtmeistern bestellen sollten, damit die Jugend zu Gottes Lob und Ehre und christlicher Ehrbarkeit erzogen werde; sie selbst wollten auch darauf bedacht sein, daß dieselbigen Kindermeister mit gebührlicher Besoldung versehen würden.“

Mit dieser wichtigen Verordnung beginnt Dr. Karl Curtze (vgl. S. 354) sein Werk „Die Volksschulgesetzgebung des Fürstentums Waldeck“, die sorgfältige Grundlage für eine künftige, von ihm selbst leider nicht mehr geschriebene, waldeckische Schulgeschichte.

Den mit der Reformation einsetzenden Aufschwung des Schulwesens hat die „Waldeckische Reformationsgeschichte“ von D. Victor Schultze (1903) durch die Hervorhebung des Gegensatzes und durch viele Einzelheiten besonders lichtvoll dargestellt, wobei auch die Hindernisse und Mängel nicht verschwiegen werden. Durch die Gründung einer Gelehrtenschule (Gymnasium zu Corbach 1577; vgl. L. Curtze, Geschichte des Gymnasiums zu Corbach, Arolsen 1869) erschöpften sich bald die geringen Kräfte des Landes. Tüchtige Schulmeister waren, wie Graf Philipp erfahren mußte, „nicht so leichtlich zu bekommen als Drescher und Strohschneider,“ obwohl der wenig bildungsbedürftige und noch weniger opferwillige Bauer damals und noch länger, als man glauben möchte, dafür hielt, „den Schulmeister für seine Kinder aus der Hecke schneiden zu können“, wie die Volksrede ging.

Es enthält die „Waldeckische Kirchenordnung“ vom Jahre 1556, die Krönung und das kostbare Ergebnis der waldeckischen Reformation, zwar auch ein goldenes Kapitel „Von den Schulen“, aber mit D. Schultze muß doch zugestanden werden, daß hier wie überall „die Reformation den Abschluß des Schulwesens nach unten durch die Volksschule noch nicht vollzogen hat, wie sehr auch die Gedanken und Keime dazu in ihr lagen.“

Diese lebensvollen Keime sollten erst aufblühen zu einer Zeit, von der man es nach menschlichen Gedanken am wenigsten erwarten konnte, nämlich in und nach den Stürmen des 30jährigen Krieges.

Not lehrt beten und arbeiten. Schon die 1640 revidierte Kirchenordnung dringt darauf, „daß auch auf den Dörfern tüchtige, gottesfürchtige Custodes (Küster) bestellt würden, bei welchen die Knaben und vornehmlich armer Hausleute Kinder im Beten, Lesen, Schreiben, auch guten Künsten einen Anfang legen mögen.“

Als nach 30 verheerenden Kriegsjahren unser Land „fast einem Steinhaufen zu vergleichen war,“ wie der Receß des Sachsenhäuser Landtags vom 29. August 1648 sich ausdrückt, suchten die unverzagten, einsichtsvollen Regenten, an der Spitze der erste waldeckische Fürst Georg Friedrich, das Heil der Zeit in der Hebung des Volkes durch Kirche und Schule.

Fortan wurde wirklich mit allem Ernst von oben herab darauf gehalten, „daß in allen Dörfern die unfehlbare Anstalt gemacht werde, damit die Jugend des Lesens und Schreibens möge erfahren werden“ (Schuledict von 1654). Von jener Zeit an hat es wohl nur selten auch

im kleinsten Dörfchen an einem Schulhalter gefehlt, was sich aus den Kirchenbüchern beweisen läßt.

Die erste große „Schulordnung vor die Schulen in der Grafschaft Waldeck“ vom Jahre 1704, hauptsächlich das Werk eines später viel geschmähten Pietisten im Sinn und Geist von Spener und Francke, des gräflichen Rats Becker, ist in vielen Stücken ihrer Zeit vorausgeeilt mit Forderungen, welche erst das vorige Jahrhundert verwirklichen konnte. Vorher aber ist der Kulturstand unseres Landes noch wiederholt weit zurückgeworfen, besonders durch den 7 jährigen Krieg und die sogenannte Franzosenzeit. Die zarte Pflanze der Schule wächst und gedeiht nur in den Zeiten des Friedens.

Gegenüber der viele gute Gedanken und fromme Wünsche enthaltenden Schulordnuug von 1704 bedeutet das Schulgesetz vom Jahre 1846 den ersten Versuch, das Schulwesen auf gesetzliche Grundlage zu stellen, eine Vorarbeit, worin große Fortschritte nebst mannigfachen, durch die Zeitumstände bedingten Mängeln nicht zu verkennen sind.

Endlich, nach viel Arbeit und heißem Kampf, brachte das Jahr 1855 die heute noch in Kraft stehende Schulordnung, ein Gesetz, von dem großer Segen ausgegangen ist, und um welches wir wohl von größeren Staaten früher beneidet werden konnten.

Mit diesem Gesetze haben zuerst das Fürstliche Konsistorium als Oberschulbehörde bis 1869, dann das Provinzialschulkollegium zu Cassel und seit dem 1. April 1885 der Landesdirektor das Schulwesen geleitet und zu immer reicherer Entfaltung gebracht.

Ein Vergleich zwischen einem gar nicht weit zurückliegenden Sonst und dem Jetzt würde gerade bei der Schule solche großen und mannigfachen Fortschritte zeigen, wie sie auf wenig anderen Gebieten des öffentlichen Lebens gleicherweise wahrzunehmen sind.

Dabei ist das Verdienst des Staates nicht hoch genug anzuschlagen. Auch das Verständnis und damit die Opferwilligkeit der Gemeinden und Familien für die Schule sind ganz erfreulich gewachsen. Aber das Beste für die Jugend muß unter allen Verhältnissen der Lehrer selbst bieten aus dem Schatze seines Geistes und Herzens, der nur reich wird und bleibt durch Gott.

Wenn die Volksschule erst allmählich seit der Reformation sich ausbildete, so war die Stadtschule in irgend einer Form schon vorher da, aber erst durch das neue Schulideal der Reformation und die dadurch

begründeten neuen Schulordnungen erreichte sie ihre wirkungsvolle Ausbildung. Tüchtig vorgebildete Männer erschienen als Leiter. Die Bürgerschaft nahm in wachsendem Maße Anteil daran, der Besuch war ein starker. Corbach, Wildungen (vgl. K. Eichler, Geschichte der Stadtschule in Nieder-Wildungen bis 1830, Altona 1897) und Mengeringhausen standen mit ihren Schuleinrichtungen voran. Auch die Stadt Waldeck hatte schon 1545 einen studierten Schulleiter, desgleichen Sachsenberg und Rhoden. Meistens waren es Theologen, die hernach ins Pfarramt gingen. Wenn diese städtischen Schulen eine gewisse Gleichmäßigkeit tragen, so haben sie hernach sich doch nach sehr verschiedenen Seiten hin entwickelt. —

Die öffentlichen Volksschulen und Erziehungsanstalten unterstehen dem Landesdirektor, dagegen die höheren Unterrichtsanstalten — das Landesgymnasium in Corbach, das Realprogymnasium in Arolsen, die Realschule in Bad Wildungen, das Pädagogium in Pyrmont — dem Provinzialschulkollegium in Cassel. Die Ortsschulvorstände werden gebildet durch den Pfarrer, den Bürgermeister, den Lehrer als ständige Mitglieder und eine Anzahl unständiger, durch die Gemeindevertretung zu wählender Mitglieder. Die Kreisschulaufsicht führt der aus dem betreffenden Kreisamtmann und 1—2 andern Mitgliedern bestehende Kreisschulvorstand, welchem ein vom Konsistorium ernannter Geistlicher angehören muß. Die Volksschule ist konfessionell.

Drei waldeckische Schulmänner.

Wenn das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der gründlichen Reform der waldeckischen Volksschule beteiligte Lehrergeschlecht nachmals seiner tüchtigsten Lehrmeister in der Schule und seiner treuesten Vorkämpfer für den Lehrerstand gedachte, so standen in der nicht kleinen Reihe von Namen sicherlich an der Spitze: Christian Schneider, Dr. Karl Curtze und auch Wilhelm Pflücker. Ihr Bild wird manchem Leser willkommen sein.

Christian Schneider (Abb. 280), geboren am 15. September 1803 zu Affoldern, ein waldeckischer Pfarrerssohn und für den Pfarrerberuf vorgebildet, hat doch nach Neigung, Begabung und Gelegenheit die erste und beste Kraft seines Lebens der vaterländischen Schule gewidmet, vor allem der Ausbildung und Hebung des Lehrerstandes.

Schon als Rektor und Diakonus zu Landau, wohin er nach mehrjähriger Tätigkeit an einem Privatinstitut zu Cassel 1833 berufen wurde, begann er in der Stadtschule und weiter in seinem Knabenpensionat begabte Jungen

aus dem Volke für den Lehrerberuf auszubilden, darunter seinen Lieblingsschüler C. F. Müller, welcher später als erkorener Führer der waldeckischen Lehrerschaft in seltener Treue das Lob seines Lehrers oft verkündigt hat.

Als Schneider 1839 zur Leitung des altberühmten Lyceums nach Wildungen berufen wurde, gründete er Ostern 1841 mit gleichgesinnten Lehrern und Pfarrern eine private Bildungsanstalt für Volksschullehrer, welche wegen ihrer guten Erfolge Anfang 1850 unter dem Namen Vorseminar zu einer staatlichen Anstalt erhoben wurde. Bis dahin hatte sich die Oberschulbehörde um die Vorbildung der Lehrer nicht weiter bekümmert, als daß im Jahre 1828 zuerst eine Prüfungskommission für Lehrer mit dem Sitz in Corbach eingerichtet war. Von den geringen Kenntnissen der großen Mehrzahl der Lehrer, die vielfach den Schuldienst als Nebenbeschäftigung zum Hauptberuf im Handwerk, Ackerbau und anderem ansahen, hat man heute kaum die richtige Vorstellung. Durch Rektor Schneider wurden in Wildungen weit über 60 Lehrer planmäßig vorgebildet, denen alsdann noch für längere und kürzere Zeit der Besuch auswärtiger Lehrerseminare (Friedberg, Petershagen, Homberg u. a.) ermöglicht wurde. Seinen Schülern wußte Schneider den Drang nach hohen Idealen einzupflanzen. Auch die schon im Amt stehenden Lehrer verstand er auf alle Weise zur praktischen und wissenschaftlichen Fortbildung durch Konferenzen, Vorträge, Lehrproben, Lesezirkel und Bibliotheken anzuregen. Das von ihm begründete und lange Jahre von ihm selbst redigierte „Waldeckische Schulblatt für Eltern, Lehrer und Schulfreunde“ gewährt einen Einblick in das geistesfrische Arbeiten in jener Zeit.



Abb. 280. Christian Schneider.

Als 1854 der mit dem Corbacher Gymnasium verbundenen neuen Realschule die Vorbildung der Schulamtskandidaten zugewiesen werden sollte, wurde Schneider durch das allgemeine Vertrauen des Landes zur Organisation

und Leitung jener Anstalt, auf der viele Lehrer den Grund ihrer Tüchtigkeit gelegt haben, berufen. Er selbst trat zwar nach 2 Jahren schon das Pfarramt zu Mengeringhausen an, blieb aber bis an sein Lebensende amtlich und außeramtlich mit der Schule und Lehrerschaft innig verbunden. Sämtliche allgemeine Lehrerversammlungen des Landes wählten ihn zu ihrem Vorsitzenden.

Als er am 29. März 1871 tiefbetrauert starb, stifteten ihm die ihn als Vater liebenden und ehrenden Lehrer das Grabdenkmal auf dem Mengeringhäuser Friedhofe, woran die Widmung lautet: „Ihrem treuesten Freunde in dankbarer Liebe und Verehrung die Lehrer Waldecks."

Dr. Karl Curtze, geboren am 14. Januar 1807 zu Corbach und gestorben am 6. September 1855 zu Neuwied, wird uns von seinen treuesten Freunden geschildert als ein Mann von hervorragender, vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, als lauterer, edler, selbstloser, in Demut vornehmer Charakter, als der fleißigste Arbeiter und zäheste Streiter für Wahrheit und Recht, eine kindlich fromme und in Liebe treue Seele.

Daß Curtze und Schneider vertraute Freunde waren, hat der Schule oftmals in entscheidungsreicher Zeit nicht geringen Nutzen gebracht, was ihr reger Briefwechsel beweisen könnte. Auch Curtze war wie sein Zwillingsbruder Ludwig Theologe. 12 Jahre angestrengtester Lehrtätigkeit an dem Gymnasium zu Corbach waren die beste Vorbereitung für seine spätere Stellung an der Spitze des gesamten höheren und niederen Schulwesens als Konsistorialrat zu Mengeringhausen und zuletzt in Arolsen. Sein Interesse für die Volksschule hatte er schon im Jahre 1837 durch seinen „Unterrichtsplan für Dorfschulen und niedere Stadtschulen" bekundet, worin er den Lehrern das Wort von Claus Harms ans Herz legte, „daß ein guter Schullehrer der Engel im Dorfe sei." Von seinen späteren Verdiensten um die Schule sei hier nur an sein Werk „Das Waldeckische Lesebuch für den Volksschulunterricht" erinnert und weiter nur noch bemerkt, daß das Schulgesetz vom Jahre 1855 in seinen besten Teilen Curtze zugeschrieben wurde.

Als er gleich nach der Erfüllung dieser ihm zur Lebensaufgabe gewordenen wichtigsten Arbeit für die Schule starb, klagte die Lehrerschaft: „Wir Lehrer haben an Curtze einen Mann verloren, der unsere Not kannte, der sich auch keine Arbeit, keine Anstrengung verdrießen ließ, uns zu helfen. Wie viele haben sich in leiblicher Not an ihn gewandt und sind von ihm kräftig unterstützt worden! Wie vielen war er nicht nur ein liebevoller Vorgesetzter, sondern auch ein treuer Freund und Berater!"

Rektor Wilhelm Pflücker (Abb. 281), geboren am 22. April 1824 zu Corbach und gestorben zu Arolsen am 18. November 1872, war zuerst Schneiders Mitarbeiter und dann Nachfolger an der Schule zu Wildungen, die ihm seiner Zeit eine hohe Blüte verdankte. Der Ruf hervorragender Tüchtigkeit begleitete ihn 1868 an die höhere Bürgerschule zu Arolsen, welche ihn zu ihren besten Leitern zählt, aber leider viel zu früh wieder verlieren sollte. Für sein Ansehen unter den Lehrern des Landes spricht die Tatsache, daß gerade er bei Schneiders Tode zum Nachfolger in der Leitung des waldeckischen Lehrervereins gewählt wurde. Erst 48 jährig folgte er seinen väterlichen Freunden Curtze und Schneider in die Ewigkeit. Ein eigenartiges Denkmal hat ihm ein hoher Beamter des preußischen Unterrichtsministeriums, der Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat D. L. Wiese, in seinen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" (1886) gesetzt mit folgender Charakteristik des „wackeren Rektors Pflücker": „Ich hatte diesen vorher an der Stadtschule in Wildungen als einen Schulmann von ungewöhnlicher Energie kennen gelernt; sein Tagewerk in der Schule begann schon Morgens um 6 Uhr, und ausdauernd bis in die Abendstunden mußte er, von wenigen anderen Lehrkräften unterstützt, in der Weise alter Zeiten, wo oft ein Lehrer allen alles sein mußte, den nach Alter und Bildungszwecken sehr verschiedenen Ansprüchen im mathematischen, naturkundlichen und Sprachunterricht so zu genügen, daß ich in seinen Lectionen die Mehrzahl der Schüler geistig geweckt und eifrig teilnehmend fand. Aber, wie vorauszusehen war, er mußte den Folgen seiner Überanstrengung nach wenigen Jahren erliegen."



Abb. 281. Wilhelm Pflücker.

Möchte es den waldeckischen Schulen nie an solchen und anderen Vorbildern der Treue bis in den Tod mangeln! Dann werden sie allezeit Stätten des Segens sein.

Geschichte des waldeckischen Bataillons

von Major Freiherrn v. Dalwigk.

(Mit einer nach Angaben des Verfassers angefertigten farbigen Tafel.)

1. Entstehung und Teilnahme an den Türkenkriegen und am Spanischen Erbfolgekriege (1681—1714).

Die Entstehung des waldeckischen Truppenteils fällt in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als Graf Georg Friedrich, der später den Fürstentitel erwarb, und sein Vetter Christian Ludwig im Lande regierten. Georg Friedrich war ein bedeutender Staatsmann und ein erfahrener Feldherr, dabei vergaß er aber nie, auch auf den entferntesten Kriegsschauplätzen für sein Waldeck zu sorgen, wie seine Briefe an den damaligen Kanzler Rauchbar beweisen.

Die beiden Grafen schlossen am 30. Sept. 1681 ein Bündnis mit mehreren Fürsten und Herren am Rhein und im Westerwald und verabredeten die Aufstellung eines Regiments zu Fuß und eines zu Pferd zum Schutze gegen die vielfachen Übergriffe der größeren deutschen Staaten, wozu Waldeck 99 Mann zu Fuß und einige Reiter stellte. Dies ist die Entstehung des waldeckischen Truppenteils, und der 30. Sept. 1681 ist als sein Stiftungstag zu betrachten (Tafel, Jahr 1681).

Schon wenige Jahre später (1685) rückte die neue Truppe unter dem Kommando des Majors Swildenz aus, um an dem Kriege des Kaisers gegen die Türken teilzunehmen. Sie focht in der blutigen Schlacht bei Mohacz (1687) und bei vielen Belagerungen und erwarb sich einen ganz vorzüglichen Ruf. Noch in demselben Jahrhundert sehen wir unsere Landsleute, kaum aus Ungarn zurückgekehrt, gegen Frankreichs raublustigen König, Ludwig den Vierzehnten, im Reichsheere ins Feld ziehen und an zwei Belagerungen und an der berühmten Verteidigung von Rheinfels teilnehmen.

Im Spanischen Erbfolgekriege traten schon 2 waldeckische Kompagnien zu Fuß und eine Abteilung zu Pferde auf, die zusammen etwa 200 Köpfe

zählten und blaue Röcke mit roten Aufschlägen, blaue Hosen und Strümpfe trugen. Dagegen war bei den Unteroffizieren und Spielleuten die Farbe der Hosen und Strümpfe rot. Zweimal belagerten sie die Festung Landau, zweimal verteidigten sie dieselbe. Das erste mal, als der tapfere Kommandant die Tore öffnen mußte, erhielten sie freien Abzug mit Wehr und Waffen, das zweite Mal mußten sie trotz 72 tägigen tapferen Widerstandes nach Frankreich in Gefangenschaft wandern und kehrten erst nach geschlossenem Frieden in die Heimat zurück.

2. Die Zeit vom Spanischen Erbfolgekriege bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges (1714—1763).

Es folgt nun zunächst eine zwanzigjährige Friedenszeit. Seit 1692 waren die waldeckischen Lande wieder vereinigt, erst unter Graf Christian Ludwig (vgl. S. 340), dann unter dessen Sohn Friedrich Anton Ulrich, der 1711 zum Fürsten erhoben wurde. Als dieser 1728 starb, folgte ihm zunächst Fürst Christian Philipp, und als dieser kurz darauf den Blattern erlegen war, Fürst Carl, der als kaiserlicher und holländischer General in vielen Kriegen Ruhm erntete (großes Bild von ihm im Schlosse zu Arolsen). Eine Zeit lang bestand neben den schon 1702 errichteten 2 Kreiskompagnien eine Grenadierkompagnie, die den Wachtdienst in den Schlössern versah.

Im Polnischen Thronfolgekriege (1734—1735) rückten die Waldecker aus, kamen aber nicht ins Feuer. 1735 brachte Fürst Carl ein ganzes Bataillon von etwa 500 Köpfen auf, das am 16. März mit neuen waldeckischen Fahnen und auserlesener Mannschaft an den Rhein rückte und im Treffen bei Clausen gegen die Franzosen kämpfte.

Der Siebenjährige Krieg fand das Heerwesen der deutschen Kreise, auch des oberrheinischen, zu dem Waldeck damals gehörte, in einer sehr schlechten Verfassung. Ob es bei uns damit besser ausgesehen hat, kann man nicht feststellen. Zwei waldeckische Kompagnien (die Tafel, Jahr 1757), zusammen 160 Köpfe stark, stießen zu der durch ihre Buntscheckigkeit (ein Regiment bestand aus 33 verschiedenen Truppenteilen) berüchtigten Reichsarmee. Wenige Tage vor der schmachvollen Niederlage von Roßbach wurde das Kontingent in Weißenfels von den Preußen unter persönlicher Führung Friedrichs des Großen überfallen und nach kurzem Widerstande zersprengt (31. Okt. 1757). Die Hauptleute v. Minnigerode und Daems, ein Leutnant und 31 Mann wurden gefangen genommen,

der Rest flüchtete über die Saalebrücke, wo Prinz Georg von Hessen-Darmstadt mit französischen Truppen ein weiteres Vordringen des Feindes verhinderte. Am Tage von Roßbach war das Kontingent abkommandiert; trotzdem wurde es in die allgemeine Flucht hineingerissen, sodaß der einzig übrig gebliebene Offizier erst bei Stadtilm in Thüringen 63 Mann sammeln konnte, die nun in eine Kompagnie formiert wurden. Dieser kleine Rest der Waldecker nahm noch an den übrigen Feldzügen der übelbeleumundeten Reichsarmee teil, kam aber nur zweimal ins Gefecht, bei Strehla (1760), wo er einer Attacke preußischer Dragoner mutig widerstand, und bei Freiberg (1762).

3. Vom Siebenjährigen Kriege bis zu den Befreiungskriegen (1763—1814).

Wiederum beginnt eine lange Friedenszeit, in der die Stärke des Truppenteils meist sehr gering war, weil man aus Sparsamkeit die Mehrzahl der Leute beurlaubte. Inzwischen stieg im Westen jenes gewaltige Unwetter der großen französischen Revolution auf, das in wenigen Jahren die Landkarte von Europa vollkommen veränderte. Als im Jahr 1806 der Kaiser Napoleon Preußen besiegt und das Kurfürstentum Hessen dem neu gegründeten Königreich Westfalen (das er seinem lebenslustigen Bruder Jerome gab) einverleibt hatte, mußte Fürst Friedrich dem Rheinbunde beitreten, dessen Mitglieder nach Napoleons Pfeife tanzen mußten. Damit begann eine militärische Machtentfaltung, die dem wenig wohlhabenden Lande unerträgliche Lasten aufbürdete.

Im Mai 1807 wurde aus den Stämmen der ehemaligen Kreistruppen ein Bataillon von etwa 400 Köpfen gebildet, das 1808 sogar auf 520 Köpfe vermehrt wurde (die Tafel, Jahr 1812). Auch führte man die „Konskription“ ein, d. h. eine Art allgemeiner Wehrpflicht mit sehr vielen Ausnahmen. Von diesem Bataillon nahm 1 Kompagnie unter Hauptmann v. Maierhoffen von Frühjahr 1809 an den Kämpfen in Catalonien gegen die ihre Freiheit verteidigenden Spanier teil, während die anderen beiden zu derselben Zeit nach Bayern marschierten, um in Napoleons großer Armee die Österreicher zu bekriegen. Ihr Kommandeur war der tüchtige Major v. Heeringen, ein ehemals kurhessischer Offizier. Die Waldecker folgten anfangs der großen Armee in zweiter Linie bis Passau, wo sie eine Zeit als Besatzung blieben, mußten dann aber mit den Bayern unter Marschall Lefebvres Oberbefehl nach Tirol abbiegen, um dessen tapfere Bergbewohner zu

unterwerfen. Der Vormarsch Lefebvres fand aber bei Oberau (nördl. von Brixen) so heftigen Widerstand, daß nach schweren Verlusten der Rückzug angetreten werden mußte, der trotz wiederholter Angriffe des Feindes gelang. Die Waldecker waren in diesen Kämpfen nur wenig ins Feuer gekommen, hatten daher auch nur einige Verwundete. Nach mehrtägiger Ruhe im Salzburgischen zog das Kontingent, das neben Thüringern, Anhaltinern und Lippern zur Division Rouyer gehörte, nach Wien und wurde am 23. Sept. in Schönbrunn von Napoleon, der seine Anerkennung aussprach, besichtigt. Bald darauf kam Befehl zum Abmarsch in westlicher Richtung; man hoffte, nach der Heimat; aber in Mannheim wurde den Rheinbündlern bekannt gemacht, daß sie nach Spanien bestimmt seien, worauf viele von ihnen fahnenflüchtig wurden, von unserm Truppenteil jedoch nur 3—4 Mann. Auf alle Versuche, sie zur Fahnenflucht zu verleiten, hatten die Waldecker geantwortet: „Wir bleiben unserm Fürsten treu, und wo unsere Offiziere hingehen, da gehen wir auch hin!“

Am 10. März 1810 rückte das Kontingent nach sehr anstrengenden Märschen bei strenger Kälte in Spanien ein, wo es nach keiner kurzen Unternehmung nach Barcelona meist in der Gegend der Festung Gerona (Catalonien) blieb und in vielen kleinen Scharmützeln mit der in Freischaren vereinigten Bevölkerung und einem überaus anstrengenden Vorpostendienst seine Kräfte verbrauchte.

Anfang Juni vereinigten sich die Reste der Kompagnie Maierhoffen (vergl. S. 403) mit den beiden aus Österreich kommenden, sodaß jetzt 3 Kompagnien (Baumbach, Wiedburg und Alberti) in Spanien standen, die nach dem Eintreffen von Ersatzmannschaften (2. Juli) je 140 Köpfe zählten.

Aber bald wurden durch Krankheiten, die durch das böse Klima und die mangelhafte Verpflegung entstanden, die Reihen stark gelichtet. Auch nahm die Unsicherheit der Straßen immer mehr zu, sodaß Ende August ein Wagenzug mit 3—400 Kranken, darunter viele Waldecker, von spanischen Landbewohnern überfallen und samt allen Insassen verbrannt wurde, ein Zeichen, mit welcher Grausamkeit dieser Krieg geführt wurde.

Am 2. August rückte die aus dem 5. (Lippe-Anhaltischen) und 6. (Waldeck-Reuß-Schwarzburgischen) Regiment gebildete Brigade des Generals Schwarz, etwa 1600 Mann mit 11 Geschützen, nach La Bisbal, um in dortiger Gegend den Schutz der Küste zu übernehmen. Die Engländer nämlich, die mit den Spaniern verbündet waren (eine ihrer

Armeen focht unter dem berühmten General Wellington auf der pyrenäischen Halbinsel), hatten Kriegsschiffe und Landungsruppen an die Küste von Catalonien geschickt, um die Bevölkerung im Kampfe gegen die Franzosen zu unterstützen.

Die kleine Schar des Generals Schwarz wurde in Abteilungen von wenigen hundert Mann auf verschiedene Posten verteilt. Eine Reserve von nur 20 Offizieren und 130 Mann blieb in La Bisbal. Dabei hatte die Brigade bis Anfang September 779 Mann an Kranken, Toten und Gefangenen verloren, wofür allerdings 161 Genesene zur Truppe zurückgekehrt waren. Am 13. September 1810 wurden die Rheinbündler in dieser zersplitterten Aufstellung zu Lande und zu Wasser von Spaniern und Engländern in großer Überzahl angegriffen, die einzelnen Posten nach meist heldenmütiger Verteidigung teils niedergemacht, teils gefangen genommen. Nur dem lippischen Hauptmann Barkhausen, der in Bagur befehligte, gelang es, durch freundlich gesinnte Landeseinwohner seine kleine Schar, in der sich der waldeckische Leutnant Mansard und einige Leute von unserm Truppenteil befanden, nach Gerona zu retten.

Besonders anerkennenswert war das Verhalten des Hauptmanns v. Wiedburg in La Bisbal, der seinen Posten nicht verließ, obgleich er aus 2 Wunden blutete, und das des blutjungen Leutnants v. Leliwa, der in Palamos als einziger kampffähiger Offizier den hoffnungslosen Widerstand bis aufs äußerste fortsetzte.

Die Gefangenen wurden von den Spaniern auf das schlechteste behandelt und mußten Jahre lang in Gefangenschaft auf den Balearen schmachten. Die Offiziere wurden von den Engländern nach Schottland gebracht und dort erträglich behandelt, bis man sie im März 1814 entließ.

Bald nach diesem Unglücksfall erhielt die stark zusammengeschmolzene Fürstendivision Befehl, nach Deutschland zurückzukehren. Anfang Januar 1811 trat das 6. Regiment, nur 138 Köpfe stark (darunter etwa 40 Waldecker), den Rückmarsch an. Unterwegs mußten die Rheinbündler aber noch Erholungsquartier im südlichen Frankreich (Port Vendres und Roussillon) beziehen, damit ihre von Hunger und Entbehrungen mitgenommenen Gestalten nicht in Deutschland Mißvergnügen erregten. Erst am 24. Juni 1811 trafen die Reste des waldeckischen Truppenteils in Arolsen ein.

Dort wurden aber schon jetzt die Vorbereitungen zum Kriege gegen Rußland getroffen. Denn auf Befehl des französischen Kaisers waren

die Reste der Jahrgänge 1787—1792 ausgehoben worden, sodaß das Kontingent am 31. Okt. wieder 252 Mann zählte.

Ende Februar des verhängnisvollen Jahres 1812 zogen unsre Waldecker, 400 Köpfe stark, zum letzten male für ihren verhaßten Zwingherrn ins Feld. Anfangs zur Bewachung der Nordseeküste in Ostfriesland und Nordholland verwandt, brach das 6. Regiment unter Oberst von Heeringen am 1. Oktober nach Rußland auf, um die großen Verluste, die Napoleons große Armee auf dem Zuge nach Moskau erlitten hatte, zu ersetzen. In 51 Tagen, wovon nur 9 Ruhetage, wurde die Strecke von Gröningen in Holland bis Königsberg zurückgelegt. Von dort brach das Regiment am 23. November wieder auf und erreichte am 6. Dezember Rykonty, ein Dörfchen 20 km westlich von Wilna. Hier eilten die vordersten Abteilungen der flüchtigen „Großen Armee" vorüber, ein grausiger Anblick, wie eine Herde Wahnsinniger, notdürftig in Lumpen gehüllt, ohne Pferde, vielfach schon ohne Waffen, mit erfrorenen Gliedmaßen. In der Nacht zum 7. Dezember fuhr Napoleon, der seiner Armee vorauseilen wollte, um in Frankreich ein neues Heer aufzubringen, in einem Schlitten durch Rykonty und hielt sich kurze Zeit dort auf. Bei dieser Gelegenheit soll er sich anerkennend über unsere Waldecker geäußert haben.

Am Morgen des 8. erhielt Oberst v. Heeringen den Befehl, eine aus Wilna ankommende Kriegskasse zu erwarten und nach Kowno zu schaffen. So mußten unsere Landsleute bis zum 10. in Rykonty bleiben, fast alle im Schnee biwakieren, da die wenigen Häuser des Dorfes allmählich niedergebrannt waren. Dabei fiel das Thermometer auf — 27° R.! Endlich traf die Kasse ein, und nun wurde der Rückmarsch angetreten, mitten zwischen den flüchtenden, schlecht bekleideten und durch ihr Elend zuchtlos gewordenen Trümmern der großen französischen Armee, die aus Moskau zurückkehrte. Fast ununterbrochen marschierend, erreichten die Waldecker, 30—40 Mann stark, am 12. Dezember das brennende Kowno am Njemen. Am frühen Morgen des folgenden Tages ging es weiter über den Njemen. Aber in einem Hohlwege blieben die Geldwagen stecken, und da sie unfehlbar dem Feinde in die Hände gefallen wären, befahl der König von Neapel, Napoleons Schwager, den Inhalt der Kasse den Soldaten preiszugeben. Nun stürzte sich alles auf die glänzende Beute, um sich zu bereichern, und es kam naturgemäß bald zu Streitigkeiten, die in Schlägereien ausarteten, bis die Kosaken durch einige Schüsse aus Kanonen, die sie auf Schlitten geladen hatten, die Streiten-

den zur Besinnung brachten. Nur mit Mühe wurde der Angriff der Russen abgeschlagen, dann der Rückzug nach Königsberg fortgesetzt. Hier wurde unsere Truppe vom König von Neapel besichtigt und wegen ihrer guten Haltung belobt. Aber beim Vorbeimarsch weigerten sich die Waldecker, den vorgeschriebenen Ruf: „Vive l'empereur!“ (Es lebe der Kaiser!) auszustoßen.

Die Rheinbundtruppen marschierten nun nach Danzig und nahmen an der kraftvollen Verteidigung dieser Festung, die von den Russen belagert wurde, durch den General Rapp teil. Am 4. Februar machte Oberst v. Heeringen mit einem großen Teile des 6. Regiments, darunter 21 Waldeckern, einen Ausfall, geriet in einen Hinterhalt und wurde mit fast allen seinen Leuten gefangen genommen. Er selbst, von 7 Lanzenstichen getroffen, starb bald darauf, Hauptmann von Wiedburg, ebenfalls verwundet, wurde nach Rußland gebracht, aber gut behandelt.

Nach der Uebergabe von Danzig (27. Nov. 1813) trat der Rest unseres Heeresteils, 1 Offizier (Leutnant Mansard), 1 Arzt (Dr. Kreusler, der in ganz hervorragender Weise für die Kranken gesorgt hatte), 1 Chirurg und 58 Mann, den Rückmarsch in die Heimat an.

4. Die Befreiungskriege (1814—1815).

Inzwischen war Napoleon von den Preußen, Österreichern, Russen und Schweden bei Leipzig geschlagen und aus Deutschland vertrieben worden, der Rheinbund aufgelöst. Unser Fürst Georg trat auf die Seite der Verbündeten. Es galt jetzt, den Friedensstörer in seinem eigenen Lande anzugreifen.

Trotz aller Verluste, die es in den letzten Kriegen erlitten hatte, stellte Waldeck 1814 mit Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe ein Linien-Bataillon von beinahe 1000 Köpfen und später noch ein beinahe ebenso starkes Landwehr-Bataillon. Beide nahmen an der Einschließung von Mainz teil.

Im Jahre 1815 bildeten die Waldecker mit den Schaumburg-Lippern ein Linien-Bataillon (Kommandeur Oberstl. v. Baumbach), zu dem sie 18 Offiziere und 700 Mann stellten, und das mit dem Bataillon von Lippe-Detmold zusammen das „3. Provisorische Regiment“ (Kommandeur Oberst Graf Josias zu Waldeck, Bergheimer Linie) formierte.

Nachdem die Waldecker 2 Monate vor der kleinen Bergfeste Bouillon gelegen hatten, rückten sie in die Gegend von Montmedy (unweit Sedan),

um diese Festung zur Uebergabe zu zwingen. Hier hatten sie endlich Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und zwar beim Sturm auf die von einer 6 m hohen Mauer umgebenen Unterstadt, Medy-Bas genannt. Wiedburgs Kolonne, die aus 150 Lippe-Waldeckern und 12 preußischen Pionieren bestand, war die erste, die die Mauer erstieg. Der Sturm gelang; die Stadt mußte aber, da sie dem Geschützfeuer aus der Festung ausgesetzt war, am andern Morgen wieder geräumt werden. Wiedburg erhielt für diese Tat den preußischen Orden Pour le mérite. Wenige Tage nach der Erstürmung von Medy-Bas übergab der französische Kommandant die Festung. Am 4. November 1815 trat unsere Truppe den Rückmarsch in die Heimat an, für deren Freiheit sie zum ersten Male gekämpft hatte.

5. Friedenszeit von 1816—48.

Die lange Friedenszeit, die nun folgt, war nicht von Vorteil für die militärischen Verhältnisse des Landes. Daran waren Schuld einmal die zerrütteten Finanzen des Fürstentums, dann wohl auch das große Vertrauen, das man in die Macht des Deutschen Bundes setzte.

Unsere Truppe wurde 1816 bis auf einen Stab von 4 Köpfen und 2 Kompagnieen zu je 3 Offizieren, 9 Unteroffizieren und 38 Gemeinen vermindert. Alle Stellen wurden schlecht bezahlt, die meisten erhielten die Gehälter des nächst niederen Dienstgrades. Die Soldaten lagen in Mengeringhausen, Arolsen und Helsen in sehr mangelhaften Bürgerquartieren. Die Ergänzung geschah entweder durch Aushebung (Konskription) oder freiwilligen Eintritt. Die Dienstzeit dauerte im Frieden 4, im Kriege 6 Jahre, Stellvertretung war erlaubt. Im Kriegsfalle stellte Waldeck 519 Mann Linie und 260 Mann Ersatz zum X. deutschen Bundeskorps, später (von 1830 an) zur sogen. Reserve-Division. Von demselben Jahre an wurden bei jeder Kompagnie 20 Scharfschützen ausgebildet, die eine andere Uniform und Ausrüstung (hellgrüne Kragen und Aufschläge, statt des Gewehrs Büchse und Hirschfänger) trugen und in aufgelöster Ordnung kämpfen sollten, während im übrigen die geschlossene Bataillonskolonne noch die übliche Kampfform war (die Tafel, Jahr 1833).

Da nach Ausbruch der Revolution in Frankreich und Belgien der Deutsche Bund einen Angriff von dieser Seite vermutete, wurde unsere Truppe 1831 auf Kriegsfuß gesetzt und rückte in Fußmärschen (Eisenbahnen gab es noch nicht) nach der Bundesfestung Luxemburg. Die mangelhafte Manneszucht, eine Folge des geringen Friedenstandes und des

Fehlens ausgebildeter Reservisten sowie erfahrener Unteroffiziere, machte sich leider durch Ausschreitungen bemerkbar, die in Meuterei ausarteten, doch durch die wiederholten Vorstellungen der Offiziere beigelegt wurden.

Nach der Rückkehr des Bataillons ging trotz der neu eingeführten Besichtigungen durch Generale der größeren Bundesstaaten der alte Schlendrian weiter; nur wurden die Kopfstärken der Kompagnien allmählich etwas erhöht und ein glattes Perkussionsgewehr (d. h. ein Gewehr, dessen Ladung durch Schlag eines Hahnes auf das Zündhütchen, von dem ein Kanal in den Lauf führte, entzündet wurde) eingeführt.

Nachdem 1845 Fürst Georg Heinrich gestorben war und Fürstin Emma für ihren minderjährigen Sohn Georg Victor die Regierung übernommen hatte, traten einige wesentliche Neuerungen ein. Vor allem brachte die Übernahme von 3 preußischen Offizieren in waldeckische Dienste einen ganz anderen Geist in die Ausbildung. Der eigentliche Reformator unseres Militärwesens ist der älteste von diesen dreien, Hauptmann v. Diringshofen, anfangs Chef der 1. Komp., dann Major und Kommandeur des ganzen Bataillons. Er exerzierte zuerst die Offiziere und die Unteroffiziere, um ein geeignetes Lehrpersonal zu schaffen, übernahm selbst den Unterricht sowohl der Kapitulanten als der Füsiliere und richtete eine Mannschaftsküche ein. Auch schaffte er die Tschackos und die Fräcke ab und führte Pickelhaube und Waffenrock nach preußischem Schnitt ein, die Rockfarbe blieb aber grün.

Das Jahr 1848 ging im Fürstentum ohne große Erschütterungen vorüber. Um etwaigen Unruhen entgegentreten zu können, wurden die im Lande befindlichen Großurlauber zur Fahne einberufen, sodaß das Bataillon etwa 200 Mann stark war. Wenn diese Truppe das Eindringen einer Schaar aufrührerischer Bauern in die Residenz (14. April) nicht verhinderte, so kam das daher, daß die Fürstin jedes Blutvergießen vermeiden wollte. Zuverlässig war die Truppe unbedingt.

Durch Beschluß der sog. Centralgewalt (Reichsverweser und Reichsministerium) wurde der Kriegsfuß des Bundesheeres auf 2 % der Bevölkerung festgesetzt, und zwar 1½ % Feldtruppen, ½ % Reservetruppen. Deshalb wurde ein Feldbataillon zu 4 Kompagnien oder 860 Köpfen und 1 Reservekompagnie zu 286 Köpfen gebildet. Doch hatte diese Truppe vorläufig wenig Wert, da sie nur zum Teil aus ausgebildeten Mannschaften bestand.

6. Der Feldzug gegen Dänemark 1849.

Im nächsten Jahre sollte die junge Truppe Gelegenheit haben, sich im Felde zu bewähren.

Seit dem Frühjahr 1848 kämpften deutsche Truppen im Verein mit den Schleswig-Holsteinern gegen die Dänen um die Befreiung der Elbherzogtümer. Im Frühjahr 1849 wurde auf Befehl der Centralgewalt die sog. „Reserve-Division 2. Aufgebots" gebildet, zu der Waldeck 1 Bataillon zu 600 Köpfen stellen mußte. Dies Bataillon traf am 5. Mai in der Düppelstellung ein und bildete mit oldenburgischen, braunschweigischen und lippe-detmoldischen Truppen eine Brigade unter dem oldenburgischen Generalmajor Graf Ranzau. Zum Kommandeur der Reserve-Division wurde der kurhessische Generalleutnant Bauer, ein Veteran der Napoleonischen Kriege, ernannt.

Die Division beobachtete aus der zur Verteidigung eingerichteten Stellung bei Düppel die auf Alsen stehenden Dänen, die außerdem den durch eine Schiffbrücke mit der Insel verbundenen Brückenkopf besetzt hielten.

Die Zeit verlief ohne besonders bemerkenswerte Ereignisse. Jeden 3. Tag zog das Bataillon auf Vorposten, den Tag darauf war Ruhe, den nächsten Tag wurde exerziert. Die Folge dieser verhältnismäßigen Untätigkeit war ein schlechter Gesundheitsstand; bald hatte die Division 900 Kranke; das waldeckische Bataillon zählte am 12. Mai deren 37. Am 6. Juni fand ein kleines Vorpostengefecht statt, in dem die Waldecker ihre Feuertaufe mit Ehre bestanden und einige Verluste (3 Todte, 6 Verwundete) erlitten. Sie erhielten von allen Vorgesetzten hohes Lob für ihre Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit. Auch bei einer Besichtigung durch General Graf Ranzau erntete das Bataillon Anerkennung, nur der geringe Sold und der schlechte Stand der Bekleidung wurden gerügt.

Am 10. Juli wurde der Waffenstillstand geschlossen, der die Rechte der Herzogtümer den Dänen preisgab, worauf die Truppen in ihre Heimat zurückkehrten. Vorher erhielt das Bataillon noch eine Fahne, die Prinzessin Hermann zu Waldeck, deren Gatte als Oberst à la suite des Bataillons geführt wurde, höchst eigenhändig gestickt hatte. Am 15. August traf die Truppe wieder in Arolsen ein und wurde gleich auf den Friedensfuß gesetzt.

7. Friedenszeit von 1849—1866 und Auflösung des waldeckischen Truppenteils.

Nach dem Kriege wurde die allgemeine Wehrpflicht mit Ausschluß der Stellvertretung und der einjährig-freiwillige Dienst endgültig eingeführt. Der durch die nun schon wieder beseitigte Centralgewalt festgesetzte Kriegsfuß von 2 % wurde 1851 auf $1^1/_2$ % ermäßigt. Die Dienstzeit wurde jetzt folgendermaßen geregelt. Am 1. Mai jeden Jahres wurden 130 Rekruten eingestellt, von denen 12 am 1. Oktober desselben Jahres, der Rest am 1. Oktober des nächsten Jahres entlassen wurden. Außerdem zog man zu den Herbstübungen 191 Mann ein, sodaß die Dienstzeit der Mehrzahl 17 Monate betrug.

Der Regierungsantritt des Fürsten Georg Victor (17. August 1852) bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Kontingents. Denn fast alle Verbesserungen der militärischen Einrichtungen, die seit Jahren der sehnlichste Wunsch des Bataillonskommandos gewesen waren, wurden jetzt nach und nach eingeführt. Hauptsächlich wurden die bis dahin unklaren Beziehungen zwischen der Fürstlichen Kammer und dem Militärkommando endgültig geregelt, und zwar so, daß dieses in allen Kommandosachen unmittelbar unter dem Fürsten stehen sollte. Nur in einigen genau bezeichneten Verwaltungszweigen sollte die Kammer als vorgesetzte Behörde gelten.

Der Krieg zwischen Österreich und Frankreich (1859) veranlaßte eine abermalige Mobilmachung des Bataillons. Am 18. Juni rückte es in einer Stärke von 14 Offizieren, 51 Unteroffizieren, 14 Sergeanten und 522 Füsilieren aus, um abermals die Besatzung der Bundesfestung Luxemburg zu verstärken, kehrte aber schon am 7. August nach Hause zurück, nachdem es sich durch seine gute Manneszucht und Ausbildung überall Anerkennung erworben hatte.

Drei Jahre später (23. Februar 1862) kam durch den hochherzigen Entschluß des Fürsten eine Militärkonvention mit Preußen zu stande, laut deren dieses Königreich die vollständige Unterhaltung des waldeckischen Bataillons in Krieg und Frieden nach den Vorschriften der Bundeskriegsverfassung gegen eine jährliche Entschädigung von 45000 Talern übernahm. Die Gesamtdienstzeit wurde auf $6^1/_2$ Jahre, die bei der Fahne auf 2 Jahre erhöht. Alle Offiziere, Portepeefähnriche, Ärzte und Zahlmeister mußten dem Könige von Preußen den Fahnen- bzw. Diensteid leisten und wurden

unter Anrechnung ihrer in Waldeck abgeleisteten Dienstzeit in das preußische Heer eingereiht. Außerdem wurden sie durch Handschlag verpflichtet, dem Fürsten treu und redlich zu dienen, dessen Nutzen und Bestes zu fördern usw. Die Einreihung in die preußische Armee geschah derart, daß die waldeckischen Offiziere à la suite von preußischen Regimentern geführt wurden. Versetzt wurde nur 1 Offizier (Oberleutnant Schaake) ins 22. Inf.-Rgt., andrerseits wurden 2 preußische Offiziere (v. Tschudi und v. Toll) ins Bataillon versetzt.

Kurz darauf verließ auch Major v. Diringshofen, dessen schwierige, aber gewiß auch dankbare Aufgabe in Waldeck nunmehr erfüllt war, seinen Posten und wurde durch Oberstleutnant du Trossel vom 5. Ostpr. Inf.-Rgt. Nr. 41 ersetzt; er stieg hernach bis zum Divisionskommandeur.

Wieder zogen dunkle Wolken am politischen Horizont auf. Das Jahr 1864 hatte die Befreiung Schleswig-Holsteins gebracht, um die Siegesbeute und die Vorherrschaft in Deutschland entbrannte der Krieg des Jahres 1866.

Fürst Georg Victor stellte sein Bataillon dem Könige von Preußen zur Verfügung. Es wurde aber vorläufig nicht im Felde, sondern zur Besetzung von Köln verwendet. Erst am 18. Juli stieß es zum Detachement des Oberstleutnant v. Fischer-Treuenfeld, das zur Beobachtung von Mainz am rechten Rheinufer bestimmt war. Es kam jedoch außer einigen Schüssen zu keinem ernsten Kampfe; denn schon am 2. August trat in und bei Mainz Waffenruhe ein, worauf die Waldecker zunächst nach Köln und von dort am 3. September in die Heimat zurückkehrten (die Tafel, Jahr 1866).

Schon am 18. August war Fürst Georg Victor dem Norddeutschen Bunde beigetreten. Da aber das Land die durch die Verfassung dieses Bundes auferlegten Militärlasten nicht erschwingen konnte, schloß der Fürst den sog. Akzessionsvertrag, durch den die gesamte Verwaltung des Fürstentums an Preußen überging, und am 6. August 1867 eine neue Militärkonvention, laut deren die waldeckischen Untertanen fortan in preußische Truppenteile eingereiht werden sollten. Am 28. Oktober wurden daher 26 Unteroffiziere, 12 Hautboisten, 1 Büchsenmacher, 1 Lazarettgehülfe, 132 Füsiliere und 11 Einjährig-Freiwillige in das Füsilierbataillon des preußischen Inf.-Rgt. Nr. 83, das nach Arolsen verlegt worden war, eingereiht. Die Offiziere waren schon vorher in andere Regimenter versetzt worden.

Damit fand die beinahe 200jährige Geschichte des waldeckischen

Bataillons ein Ende. Wechselvolle Schicksale hatte die kleine Truppe im Laufe der Zeiten erlebt. Die trüben Tage überwiegen bei weitem die hellen; denn sie mußte die Folgen der Zerrissenheit Deutschlands tragen. Aber ein einheitlicher Zug läßt sich durch alle diese Wechselfälle verfolgen: die unwandelbare Treue zum angestammten Fürstenhause.

Waldeckische Truppen in auswärtigem Solde.

Jedem Kenner der älteren waldeckischen Geschichtsschreibung wird es bei obiger Darstellung auffallen, daß die in fremdem Solde, besonders in niederländischem, gewesenen waldeckischen Truppen garnicht erwähnt werden. Der Verfasser ist hierbei von der Ansicht ausgegangen, daß diese Truppen eben keine waldeckische Truppe waren, sondern eine ausländische, die nur insofern Interesse erregt, als sie z. T. aus Landeskindern bestand. Allerdings haben solche waldeckischen Truppen in niederländischem Solde Jahre lang sogar innerhalb der Grenzen des Fürstentums ihren Standort gehabt, meist in Mengeringhausen. Eine Geschichte dieser Bataillone zu schreiben, würde vielleicht lohnend sein; vorläufig sind aber die dahin gehörigen Akten noch nicht geordnet und deshalb noch unbenutzbar. Ich halte mich daher in der kurzen Übersicht, die ich geben möchte, hauptsächlich an Curtzes Beschreibung des Fürstentums Waldeck, S. 562ff.

1688 stellte Waldeck ein Regiment für die Republik Venedig. Es machte den Zug gegen Euböa und die Belagerung von Negroponte mit, wobei Graf Friedrich von Waldeck den Heldentod starb.

1692 stellte Graf Christian Ludwig wiederum ein Regiment der Republik zur Verfügung; dasselbe zog nach Morea gegen die Türken.

1742 warb Fürst Karl 2 Regimenter zu 10 Kompagnien für den Dienst der Niederlande, die 10 Jahre später auf 2 Bataillone zu je 7 Kompagnien vermindert und in ein Regiment vereinigt wurden, das jetzt das erste hieß. Denn 1746 hatte Waldeck ein 3. Regiment (Bataillon) zu 10 Kompagnien aufgestellt, das seit 1752 das zweite genannt wurde. Diese Regimenter nahmen am österreichischen Erbfolgekriege teil, wo sie unter dem unmittelbaren Kommando ihres Fürsten gegen die Franzosen kämpften.

Nach dem Frieden von Aachen (1748) kehrte das zweite Regiment ins Fürstentum zurück und blieb dort bis 1767. In diesem Jahre wurde es wieder nach Holland geschickt, in ein Bataillon zu 7 Kompagnien formiert und mit einem neugebildeten 4. Bataillon zu einem 2. Regiment zusammengestellt.

Im Jahre 1776 wurde für die Krone England — zur Bekämpfung der nordamerikanischen Revolution — ein 5. Bataillon errichtet, das sich bei der Erstürmung des Forts Washington unweit Neuyork und in einigen anderen Gefechten auszeichnete, aber Anfang Juni 1781 in Pensacola auf Florida von den Spaniern gefangen genommen wurde. Nach einem Verlust von 702 Mann kehrte das Bataillon 1783 in die Heimat zurück, wurde im nächsten Jahr den Generalstaaten überlassen und 1794 durch eine Jägerkompagnie verstärkt. Alle 3 Regimenter (das 5. Bataillon wurde auch „das dritte Regiment" genannt) nahmen an den Kriegen gegen die französische Republik 1793—94 teil, meist unter Führung des Fürsten Friedrich, der niederländischer Generalmajor war, wurden aber nach einander gefangen genommen, zuerst das 5. Bataillon am 27. Dez. 1794 bei Gertrudenberg, das 2. Regiment in Grave, das 1. in Breda. Nach der Errichtung der Batavischen Republik gingen die waldeckischen Truppen in deren Dienst über. Im Jahre 1802 wurde ein aus Freiwilligen aller 3 Regimenter bestehendes Bataillon nach Kapland geschafft und blieb dort 4 Jahre. 1806, als Louis Bonaparte König von Holland wurde, hob dieser die Verträge mit Waldeck auf und reihte die 3 Regimenter in seine Armee ein.

Das Füsilier-, später III. Bataillon des 3. Hessischen Infanterie-Regiments Nr. 83 (später Inf.-Regt. v. Wittich).

Die Geschichte dieses Bataillons ist als die Fortsetzung der des waldeckischen Truppenteils zu betrachten, weil Waldecks Söhne fortan in ihm der Militärpflicht genügten und dabei dieselben kriegerischen Eigenschaften zeigten, die wir bisher an ihnen kennen gelernt haben.

Das nun gebildete Füsilierbataillon wurde mit dem Stabe, der 11. und 12. Kompagnie in Arolsen, der 9. und 10. Kompagnie in Mengeringhausen untergebracht. Am 1. Dezember 1868 siedelten die letztgenannten nach Warburg über, wo sie bis zum Ausbruche des Krieges blieben.

Die Zeit von 1866—1870 war eine Zeit der ernstesten, angestrengtesten Friedensarbeit. Galt es doch, dem neu zusammengesetzten Truppenteile durch gleichmäßige Ausbildung ein einheitliches Gepräge zu geben.

Am 19. Juli 1870 erfolgte aus bekannten Gründen die Kriegserklärung Frankreichs, und, trotzdem erst am 16. der Befehl zur Mobilmachung gegeben war, konnte unser Füsilierbataillon (Kommandeur Major, später Oberstl. v. Weber) schon am 25. Juli in Warburg den Eisen-

bahnzug besteigen, der es in die bayerische Pfalz führen sollte. Dort sammelte sich das aus Kurhessen und Thüringern bestehende XI. Armeekorps (Führer G.-L. v. Bose), das zur III. Armee gehörte. Zum Oberbefehlshaber dieser Armee, die zum großen Teile aus Süddeutschen bestand, war Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt worden, der es verstand, im Sturm die Herzen seiner Untergebenen für sich zu gewinnen.

Am 4. August wurde der Vormarsch in südlicher Richtung angetreten. Um Mittag überschritt das Regiment, das schon vorher Kanonendonner gehört hatte, die deutsch-französische Grenze. Aber trotz des anstrengenden, fast bis zur Erschöpfung durchgeführten Marsches war es dem Regiment nicht vergönnt, an dem ersten glänzenden Siege bei Weißenburg teilzunehmen. Doch nur 2 Tage später sollte es einen weit größeren Sieg erringen helfen.

Mac Mahon hatte nach der Niederlage von Weißenburg 5 Infanterie- und 1½ Kavallerie-Divisionen in einer Stellung auf den Höhen bei Wörth westl. des Sauer-Baches vereinigt, während die III. Armee der Deutschen am 6. ihre Kräfte zum Angriffe auf diese Stellung zusammenschieben und erst am 7. August schlagen wollte. Eine Reihe von Mißverständnissen und die große Siegeszuversicht der deutschen Truppen führten schon am 6. zur Schlacht.

Während die 21. Division und Teile der 43. Inf.-Brig. (Reg. 83 gehörte damals zur 44. Inf.-Brig.) schon im Kampfe gegen die am Ostrande des Niederwaldes stehenden Franzosen waren, wurde Reg. 83 um 11 U. Vorm. bei Gunstett als Reserve aufgestellt, von wo es erst nach einer Stunde weiter vorrückte. Nachdem der Sauer-Bach überschritten war, schwenkte das Regiment rechts, um den Niederwald von Süden her anzugreifen. Das Füsilierbataillon erhielt aber vom General v. Bose den Befehl, längs der Hagenauer Chaussee in nördlicher Richtung vorzugehen, um den Vormarsch der Artillerie auf die südlich Wörth gelegenen Höhen zu sichern. Die 3 Kompagnien (die 12. war bei der großen Bagage) rückten nun dem Befehl gemäß ab, nahmen also nicht an dem blutigen Ringen im Niederwald teil, sondern traten erst bei der Erstürmung von Elsaßhausen in Tätigkeit. Die 10. Kompagnie als Schützen voran, die 9. und 11. als Halbbataillon geschlossen dahinter, so stürmten die Waldecker gegen das Dorf, das nach heißem Kampfe dem Feinde entrissen wurde. Als die wackeren Füsiliere über das gewonnene Dorf hinaus vordrangen, entdeckten die Hauptleute v. Schilgen und v. Trümbach eine feindliche Artillerie-

linie, und es gelang ihnen, in sie einzudringen und 6 Geschütze zu erobern. Zwar wurde diese Beute durch den gleich darauf erfolgenden Gegenstoß der Franzosen, durch den auch unsere Füsiliere zurückgeworfen wurden, wieder verloren; aber bald ging auf Befehl des unerschrockenen Generals v. Bose, der schon aus 2 Wunden blutete, alles aufs neue vor, und es glückte den Waldeckern, fünf von den vorher genommenen Geschützen wieder zu erobern. Durch dieses allgemeine Vorgehen war die Schlacht entschieden; die wiederholten Reiterangriffe der Franzosen vermochten daran nichts zu ändern. Den Schlußakt des gewaltigen Ringens bildete der konzentrische Sturm auf Fröschweiler, an dem wiederum unser Bataillon beteiligt war, und der noch genug blutige Opfer kostete.

Aber ein herrlicher Sieg war errungen. In beinahe völliger Auflösung floh der Feind über die Vogesen. In treuer Gemeinschaft hatten Deutsche aller Volksstämme, Preußen, Bayern, Württemberger, Thüringer, Waldecker, tapfer gestritten, bis das große Ziel erreicht war.

Zum Tode erschöpft sanken die müden Krieger zur Ruhe nieder, das Füsilierbataillon biwakierte in der Nähe von Fröschweiler. Seine Verluste betrugen:

Tot: 1 Off. (Pr.-L. v. Kutzleben) und 7 M.
Verw.: 4 Off. (Sek.-L. Bach, Luja, Schlenke, Korn) und 72 M.
Vermißt: — Off., 5 M.
Zusammen: 5 Off. und 84 M.

Am 8. August wurde der Weitermarsch angetreten, der [illegible] grader Richtung auf Chalons an der Marne führte, wohin [illegible] sich zurückgezogen hatte. Als aber die einlaufenden Meld[illegible] daß der Marschall von Chalons in nordöstlicher Ri[illegible] war, um Bazaines Armee, die Prinz Friedrich Karl [illegible] bei Metz eingeschlossen hatte, zu entsetzen, führte [illegible]n Rechtsschwenkung aus, die von allen ihren [illegible] Marschleistungen verlangte. Die nach der Sch[illegible]te die (18. August) neu gebildete Maas-Arme[illegible] [illegible]I. A. K.) Sachsen bildete bei diesem Kesseltreiben [illegible]nachamps

Nachdem Mac Mahon, durch di[illegible] nur das Befehle gegen seinen Willen zu[illegible] [illegible]aris und gezwungen, am 31. August bei [illegible] am 1. September zur Schl[illegible] [illegible] Teil [illegible] [illegible]ündung 19. Jahrhunderts. [illegible] [illegible]vundete


89092549930
b89092549930a